This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06820103 1

Schroeckh
ZDB

Chriſtliche Kirchengeſchichte

TV 34

von

Johann Matthias Schroeckh,

ordentlichem Lehrer der Geſchichte auf der Univerſität Wittenberg.

Dritter Theil.

Zweyte verbeßerte Ausgabe.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert.
1777.

Welt, den Neigungen und Sitten der Menſchen, den Geſinnungen ihrer Freunde und Feinde, erklären. Wie dieſes ausgeführt werden müſſe, darüber kann man viele ſcharfſinnige Vorſchriften ertheilen, wie es auch geſchehen iſt. Allein man muß zugleich zeigen können, daß es nicht unmöglich ſey, dieſelben zu beobachten. So würde es freylich eine lehrreiche Nachricht ſeyn, die Bewegungen zu beſchriben, welche die chriſtliche Religion gleich Anfangs bey den Heiden von jeder Gattung, und in der großen Welt überhaupt, hervorgebracht hat. Die Armuth aber an vorhandenen Nachrichten erlaubt beynahe nichts mehr, als Vermuthungen darüber zu wagen. Von dieſen findet man die wahrſcheinlichſten im Eingange des gegenwärtigen Bandes: und die würklichen hiſtoriſchen Spuren von dieſem Gange der Religion durch die Welt, ſind ebenfalls, ſo ſelten ſie auch ſind, hier ausgezeichnet worden. Mehr zu thun in einer Geſchichte, bin ich wenigſtens nicht im Stande.

So gehört es auch vorzüglich zur Erfüllung meines Endzwecks, die Geſchichte und die Meinungen ſowohl der chriſtlichen Lehrer als der ſogenannten Ketzer getreu darzuſtellen. Die Schickſale der Religion ſelbſt erhalten von beyden Seiten

Vorrede
zur erſten Ausgabe.

Man hat bey dem zweyten Theile dieſes Werks zu bemerken geglaubt, daß es offenbar anfange, von ſeiner erſten Beſtimmung abzuweichen. Es enthält, hat man geſagt, mehr genaue und weitläufige Unterſuchungen, als eine Erzählung für alle nachdenkende Chriſten, aus welcher ſie ſehen könnten, wie ſich eine ſo ſonderbare Religion, als die chriſtliche iſt, mitten in einer theils verwilderten, theils raiſonnirenden Welt habe befeſtigen und ausbreiten können; was dazu nach der damaligen Lage der Welt beförderlich geweſen, welche Hinderniſſe ihr entge-

chere Unterſuchung, die für andere und auch zu andern Zeiten, überflüßig wäre. Jetzt, da ſo ſehr viel über die wichtigſten Religionsfragen in deutſcher Sprache geſchrieben und geſtritten wird; da ſelbſt die Kanzeln ſo häufig von theologiſchen Streitigkeiten, ſogar mit Lehrern von Einer Kirchengemeinſchaft, erſchallen, und doch zugleich der Unterſuchungsgeiſt immer allgemeiner wird, ſich immer ſchwerer mit hergebrachten Ausſprüchen befriedigen läßt; jetzt wird es deſto nothwendiger, auch einzele Punkte in der chriſtlichen Geſchichte, frey von eigennütziger oder polemiſcher Abſicht, ſorgfältig aufzuklären. Dieſes iſt unter andern und am vorzüglichſten in Anſehung des Zuſtandes des chriſtlichen Glaubens, wie man ihn in den Schriften der Kirchenlehrer der erſten Jahrhunderte findet, geſchehen. Die langen Auszüge, die ſonderlich in dieſem dritten Bande aus denſelben vorkommen, ſchienen mir eben zu meinem Endzwecke unentbehrlich zu ſeyn. Tertullian konnte vor andern dieſe Bemühung fordern: er, der gemeiniglich weit mehr citirt, gelobt oder getadelt, als geleſen wird. Es wäre Unbeſcheidenheit, meinen Leſern zu ſagen, wozu ihnen dieſe Auszüge dienen werden. Aber die Anfänger in der theologiſchen Gelehrſamkeit erſuche ich zu glauben, daß

ſie

ſie ihnen nicht deswegen in die Hände gegeben werden, um die Stelle des Leſens der alten Kirchenlehrer bey ihnen zu vertreten; ſondern vielmehr, um ſie durch dieſen Vorſchmack zu reizen, ſich mit denſelben deſto vertrauter bekannt zu machen. Ohnedieß muß man darüber erſtaunen, daß über ſo viele mittelmäßige neuere Lehrbücher Vorleſungen gehalten werden: und beynahe gar keine über die Schriften der erſten Lehrer des Chriſtenthums.

Auch in dieſem Theile habe ich nichts in der bloßen Abſicht geſchrieben, um Gelehrſamkeit zu zeigen; alles nur, weil es mir zu der Bearbeitung dieſer Geſchichte nöthig und nützlich vorkam. Viele Schriftſtellen inſonderheit ſind nirgends gehäuft worden. Dieſes leere Geräuſche kann man jetzt ſehr leicht machen. Selbſt die Kirchenväter habe ich mehr zu brauchen geſucht, als eine Menge einzeler Stellen derſelben angeführt. Es koſtet wenig Mühe, aus Lardnern und andern bekannten Schriftſtellern große Bücher, voll von Patriſtiſchen Stellen, über den Canon des Neuen Teſtaments, oder über andere Materien, zuſammenzutragen; aber bey einer ſolchen Methode entgeht man dem Unglücke niemals, in grobe Fehler des Urtheils über

gen geſtanden, durch welche Mittel ſie gehoben worden, ja wie die Kirche ſelbſt durch die Hinderniſſe gewachſen; wie endlich aus einer unterdrückten und verfolgten Religion nach und nach die herrſchende entſtanden ſey. Auf die Nachricht, was dieſer oder jener chriſtliche Lehrer geſchrieben, was die Irrlehrer vor ſeltſame Meinungen gehegt haben, und dergleichen mehr, kommt es hierbey nicht an. Alles ſollte in dieſem Buche aus dem eigentlichen Stoff der Begebenheiten, nichts von Nebenumſtänden und außerweſentlichen Veränderungen hergenommen ſeyn: und Gelehrſamkeit beſonders iſt hier übel angebracht.

Ich will mich über dieſes alles — nicht vertheidigen — nur aufrichtig erklären. Mein Vorſatz es meine Abſicht, die chriſtliche Kirchengeſchichte bloß für Ungelehrte, auch im edlern Verſtande, (denn man kann ohne Gelehrſamkeit ſeyn, und doch viel Scharfſinn und reife Urtheilskraft beſitzen,) zu ſchreiben. Hätte ich dieſes verſucht, ſo würde ſchon der größere Theil der Einleitung, und beſonders dasjenige, was darinne von den Schriftſtellern geſagt iſt, unnütz geweſen ſeyn. Dieſes Werk ſollte ein Handbuch für ſolche Leſer werden, die entweder nach der eigentlichen theologiſchen Wiſſenſchaft nicht trachten; oder die chriſtliche

Geſchich-

Geſchichte anders als bloß zum theologiſchen Gebrauche abgefaßt, vor ſich haben möchten. Die Forderung, welche man von mehrern Seiten an mich that, und die ich auch erfüllte, die Quellen und Hülfsmittel der Erzählung bey jeder erheblichen Begebenheit oder Perſon beyzufügen, verrückte dieſen Entwurf eben noch nicht. Aber manche angehende Freunde der Theologie wurden gewahr, daß ſie nach dieſer Einrichtung das Buch ebenfalls nützen könnten: ich ſelbſt fieng an, auf ſie zu ſehen, und überredete mich, es ſey möglich, zugleich auch für ſie zu ſchreiben. Wenn man in einem Buche mehrere verſchiedene Abſichten zugleich zu erreichen ſucht, ſo erreicht man meiſtentheils entweder nur Eine, oder gar keine. Die Leſer mögen urtheilen, ob es mir auch ſo ergangen ſey.

Zum wenigſten habe ich mich bisher nicht vorſetzlich von demjenigen Bilde entfernet, das nach meinem Wunſche ſich in dieſer ganzen Geſchichte zeigen ſollte. Sie ſoll im ſteten Zuſammenhange der Zeitfolge, und in der Verbindung zwiſchen den Begebenheiten ſelbſt, alle große und merkwürdige Veränderungen, welche die chriſtliche Religion ſeit ihrem Aufkommen betroffen haben, freymüthig abſchildern, und aus der Verfaſſung der

Christliche Kirchengeschichte.

Dritter Theil.

gen geſtanden, durch welche Mittel ſie gehoben worden, ja wie die Kirche ſelbſt durch die Hinderniſſe gewachſen; wie endlich aus einer unterdrückten und verfolgten Religion nach und nach die herrſchende entſtanden ſey. Auf die Nachricht, was dieſer oder jener chriſtliche Lehrer geſchrieben, was die Irrlehrer vor ſeltſame Meinungen gehegt haben, und dergleichen mehr, kommt es hierbey nicht an. Alles ſollte in dieſem Buche aus dem eigentlichen Stoff der Begebenheiten, nichts von Nebenumſtänden und außerweſentlichen Veränderungen hergenommen ſeyn: und Gelehrſamkeit beſonders iſt hier übel angebracht.

Ich will mich über dieſes alles — nicht vertheidigen — nur aufrichtig erklären. Nie war es meine Abſicht, die chriſtliche Kirchengeſchichte bloß für Ungelehrte, auch im edlern Verſtande, (denn man kann ohne Gelehrſamkeit ſeyn, und doch viel Scharfſinn und reife Urtheilskraft beſitzen,) zu ſchreiben. Hätte ich dieſes verſucht, ſo würde ſchon der größere Theil der Einleitung, und beſonders dasjenige, was darinne von den Schriftſtellern geſagt iſt, unnütz geweſen ſeyn. Dieſes Werk ſollte ein Handbuch für ſolche Leſer werden, die entweder nach der eigentlichen theologiſchen Wiſſenſchaft nicht trachten; oder die chriſtliche

Geſchich-

Geſchichte anders als bloß zum theologiſchen Gebrauche abgefaßt, vor ſich haben möchten. Die Forderung, welche man von mehrern Seiten an mich that, und die ich auch erfüllte, die Quellen und Hülfsmittel der Erzählung bey jeder erheblichen Begebenheit oder Perſon beyzufügen, verrückte dieſen Entwurf eben noch nicht. Aber manche angehende Freunde der Theologie wurden gewahr, daß ſie nach dieſer Einrichtung das Buch ebenfalls nützen könnten: ich ſelbſt fieng an, auf ſie zu ſehen, und überredete mich, es ſey möglich, zugleich auch für ſie zu ſchreiben. Wenn man in einem Buche mehrere verſchiedene Abſichten zugleich zu erreichen ſucht, ſo erreicht man meiſtentheils entweder nur Eine, oder gar keine. Die Leſer mögen urtheilen, ob es mir auch ſo ergangen ſey.

Zum wenigſten habe ich mich bisher nicht vorſetzlich von demjenigen Bilde entfernet, das nach meinem Wunſche ſich in dieſer ganzen Geſchichte zeigen ſollte. Sie ſoll im ſteten Zuſammenhange der Zeitfolge, und in der Verbindung zwiſchen den Begebenheiten ſelbſt, alle große und merkwürdige Veränderungen, welche die chriſtliche Religion ſeit ihrem Aufkommen betroffen haben, freymüthig abſchildern, und aus der Verfaſſung der

ben den einzigen glaubwürdigen Lehrern und Auslegern ihrer Religion, noch andern zu folgen, die es offenbar nicht verdienten. Diejenigen unter ihnen, welche ſich dieſem ſchnell ausbrechenden Verfalle am eifrigſten, und doch mit einer Mäßigung, die den Irrenden gebührt, widerſetzten, indem ſie eine richtigere öffentliche Anweiſung zur Kenntniß des chriſtlichen Glaubens gaben, waren noch größtentheils ihres Nahmens und Amtes würdig. Faſt immer ohne Gelehrſamkeit, Witz und Beredſamkeit, dienten ſie den Chriſten nur als geübte Kenner ihrer Religion, als wachſame Vertheidiger derſelben, und als Beyſpiele ihrer Vorſchriften. Dieſe Religion, die noch nicht mit vielen Cärimonien überladen war, blieb auch bey den meiſten Chriſten heilſam in ihren Würkungen, und noch die tröſtlichſte Begleiterinn in allen Auftritten ihres Lebens. In den Mitteln, durch welche ſie beliebt und ehrwürdig gemacht werden könnte, hatten zwar ihre Verehrer bisweilen angefangen zu irren; allein noch wurde ſie wenigſtens von denſelben nicht zur Bedeckung ihrer Leidenſchaften und Laſter frech gemißbraucht. Ihr Vortrag inſonderheit, und die Art ſie zu erlernen, waren noch ſo ungekünſtelt, daß menſchliche Zuſätze und Veränderungen deſto weniger in ſie einzudringen vermochten.

Sie war bis auf dieſe Zeit von ſehr vielen Juden und Heiden, vermuthlich aber von den letztern in einer etwas geringern Anzahl, angenommen worden. Der Weg, auf welchem ſie dieſen Fortgang immer noch behauptete, war ohngefähr eben derſelbe, den ſie gleich Anfangs betreten hatte; ſanfte Unterweiſung durch Gründe, Wunder und Tugenden unterſtützt; von allen Seiten aber mit Hinderniſſen umgeben, die nicht durch Gewalt auf die Seite geſchaft, ſondern durch gleich gelinde und rühmliche Mittel waren gehoben worden. Unter dem jüdiſchen Volke, das lange auf ſie vorbereitet war, hatte ſie eine deſto allgemeinere und lebhaftere Bewegung geſtif-

geſtiftet: ſelbſt die Schickſale deſſelben, und ſeine Verſuche gegen dieſe Religion, hatten nur dazu gedient, ihm dieſelbe noch dringender zu empfehlen. Gebohrne Juden hatten ſie bisher häuffig gelehrt: und wie ſehr ſie unter dieſem Volke ausgebreitet geweſen ſeyn müſſe, ſcheinet ſelbſt die Beybehaltung mancher jüdiſcher Cärimonien unter den Chriſten anzuzeigen. Weniger kannten ſie die Heiden, und ſie waren auch weniger geneigt, ſie zu kennen: eine Religion, welche die ihrige von Grund aus zerſtörte; nichts mit andern Religionen gemeines, und gar keine äußerlichen Reizungen der Pracht oder des feinen Geſchmacks, der damals herrſchte, an ſich hatte; mitten aus einem verachteten Volke gekommen war, und um ſo viel leichter dem ebenfalls geringgeſchätzten Glauben deſſelben an die Seite geſetzt wurde; die von keinen anſehnlichen Männern, oder gelehrten und ſinnreichen Schriftſtellern, vorgetragen ward; die den ſchönen Künſten, deren ſie bey ihrer Ausübung nicht benöthigt war, auch vielen Arten des öffentlichen Gewerbes, nachtheilig; dem Staate aber, deſſen Religion ſie entgegen geſetzt war, indem ſie zu heimlichen Zuſammenkünften Gelegenheit gab, ſogar gefährlich zu werden ſchien; die ſich auf Erzählungen gründete, welche die Heiden aller dieſer Urſachen wegen der Unterſuchung nicht werth hielten; die aber auch Begriffe von Gott, und Lehren von ſeinem Dienſte enthielt, welche ihnen nicht gefallen konnten.

So dachten bisher die Kaiſer von dem Chriſtenthum: ihnen war der Urſprung und die Geſchichte deſſelben nicht ganz unbekannt; allein ſie glaubten nicht, daß ſie ſich um die Lehren und die Verfaſſung einer ſchwärmeriſchen und dem Reiche ſchädlichen Parthey, wie ſie ihnen abgebildet worden war, noch genauer bekümmern müßten; und doch bezeigten ſie zuweilen Nachſicht und Billigkeit gegen dieſen Theil ihrer Unterthanen, wenn er weniger ſchlimm befunden ward, als ihn das gemeine

chere Unterſuchung, die für andere und auch zu andern Zeiten, überflüßig wäre. Jetzt, da ſo ſehr viel über die wichtigſten Religionsfragen in deutſcher Sprache geſchrieben und geſtritten wird; da ſelbſt die Kanzeln ſo häufig von theologiſchen Streitigkeiten, ſogar mit Lehrern von Einer Kirchengemeinſchaft, erſchallen, und doch zugleich der Unterſuchungsgeiſt immer allgemeiner wird, ſich immer ſchwerer mit hergebrachten Ausſprüchen befriedigen läßt; jetzt wird es deſto nothwendiger, auch einzele Punkte in der chriſtlichen Geſchichte, frey von eigennütziger oder polemiſcher Abſicht, ſorgfältig aufzuklären. Dieſes iſt unter andern und am vorzüglichſten in Anſehung des Zuſtandes des chriſtlichen Glaubens, wie man ihn in den Schriften der Kirchenlehrer der erſten Jahrhunderte findet, geſchehen. Die langen Auszüge, die ſonderlich in dieſem dritten Bande aus denſelben vorkommen, ſchienen mir eben zu meinem Endzwecke unentbehrlich zu ſeyn. Tertullian konnte vor andern dieſe Bemühung fordern: er, der gemeiniglich weit mehr citirt, gelobt oder getadelt, als geleſen wird. Es wäre Unbeſcheidenheit, meinen Leſern zu ſagen, wozu ihnen dieſe Auszüge dienen werden. Aber die Anfänger in der theologiſchen Gelehrſamkeit erſuche ich zu glauben, daß

ſie

ſie ihnen nicht deswegen in die Hände gegeben werden, um die Stelle des Leſens der alten Kirchenlehrer bey ihnen zu vertreten; ſondern vielmehr, um ſie durch dieſen Vorſchmack zu reizen, ſich mit denſelben deſto vertrauter bekannt zu machen. Ohnedieß muß man darüber erſtaunen, daß über ſo viele mittelmäßige neuere Lehrbücher Vorleſungen gehalten werden: und beynahe gar keine über die Schriften der erſten Lehrer des Chriſtenthums.

Auch in dieſem Theile habe ich nichts in der bloßen Abſicht geſchrieben, um Gelehrſamkeit zu zeigen; alles nur, weil es mir zu der Bearbeitung dieſer Geſchichte nöthig und nützlich vorkam. Viele Schriftſtellen inſonderheit ſind nirgends gehäuft worden. Dieſes leere Geräuſche kann man jetzt ſehr leicht machen. Selbſt die Kirchenväter habe ich mehr zu brauchen geſucht, als eine Menge einzeler Stellen derſelben angeführt. Es koſtet wenig Mühe, aus **Lardnern** und andern bekannten Schriftſtellern große Bücher, voll von Patriſtiſchen Stellen, über den Canon des Neuen Teſtaments, oder über andere Materien, zuſammenzutragen; aber bey einer ſolchen Methode entgeht man dem Unglücke niemals, in grobe Fehler des Urtheils über

Zeit zu Zeit erneuert worden. Dennoch hatte ſie kaum unter dieſem einzigen Volke, an das ſie gewiſſermaaßen gebunden war, einen beſtändig gleich feſten Grund faſſen können; war von demſelben beynahe verlaſſen, und oft verfälſcht worden. Bey der chriſtlichen Religion waren Wunder und Lehrer von übernatürlichen Fähigkeiten ſchon ungemein ſelten geworden; und da ſich dieſe Veränderung bald nach ihrer Feſtſetzung in der Welt ereignete, ſo ſchien es, daß ſie nicht einmal ein gleiches Glück mit der jüdiſchen zu hoffen hätte. Ihre Beſtimmung gieng zwar auf das ganze menſchliche Geſchlecht; allein ſie führte ſo viele und ſtarke Merkmale ihres jüdiſchen Urſprungs mit ſich, daß ſie von dieſer Seite eine keine Empfehlung an andere Völcker hatte. Im Gegenſatze auf die heidniſche Religion war ſie zwar berechtiget, allen Beyfall der Welt für ſich allein zu fordern. Aber ſie hatte auch an derſelben in mancherley Betrachtung eine fürchterliche Gegnerinn, die ganz nach der Einbildungskraft und den Neigungen der Menſchen gebildet, die Gottheit ihnen in allem gleich gemacht, ſelbſt zu ihren Fehlern herabgeſetzt, und dadurch deſto ſchmeichelnder für ſie vorgeſtellt hatte; die ſich in die eigenthümliche Denkungsart und in die Vorurtheile der verſchiedenen Länder zu ſchicken wußte, die angenehmſten Laſter begünſtigte, und den Menſchen völlige Freyheit ließ, nach ihrem Gefallen einen Gott oder eine Art ſeines Dienſtes zu wählen. Nichts von dieſem allem gewährte ihnen das Chriſtenthum; es entriß ihnen vielmehr dieſe vermeinten Vortheile. Und wenn es gleich ſeit ſeinem Eintritte in die Welt von Gott ſo mächtig und deutlich unterſtützt worden war; ſo ſollte es ihr doch dadurch nicht aufgedrungen werden: alle Mittel, ſich deſſelben zu entſchlagen oder es zu unterdrücken, konnten darum immerfort gebraucht werden, und ſie wurden auch nicht vergebens von Leuten jeder Art angewandt.

Mitten unter ſolchen Hinderniſſen, und ſogar aus denſelben, entſtanden gleichwohl zu dieſer Zeit große Erwartungen für das Chriſtenthum. Es hatte ſchon alle Arten des Angriffs, verächtliche Begegnung, Spöttereyen, Verläumdung, grauſame Verfolgungen, Martern und Hinrichtungen ſeiner Anhänger, ſogar von vermeinten Freunden, eine Menge Verſuche, es zu verfälſchen und nach mancherley Abſichten zu verändern, ausgeſtanden; und dennoch merkte man nicht, daß es dadurch an ſeinem Fortgange wäre gehindert, ganz um die Hochachtung der Welt gebracht, oder von Grund aus wäre umgekehrt worden. Noch immer nahm es ſeinen Lauf unter den Völkern mit augenſcheinlicher Geſchwindigkeit, und ohne das Anſehen zu haben, als wenn es darinne geſtört würde. Seine Verehrer waren durch eine gewiſſe Zufriedenheit, und ſich ſtets ähnliche Heiterkeit in ihrem Betragen merkwürdig, die man nur bey einer vorzüglich beſchützten und glücklichen Parthey hätte erwarten ſollen. Freudig und ſtandhaft im Leiden ſchienen ſie daſſelbe nur als eine Gelegenheit anzuſehen, um die Stärke ihres Glaubens beweiſen zu können. Aus dieſem vortheilhaften Anblick des erſten Alters der chriſtlichen Religion und ihrer Bekenner, folgte der wahrſcheinliche Schluß, daß ſie deren nicht nur ſehr viele erreichen, ſondern endlich auch über andere Religionen ſiegen würde. Was ihr von Seiten der menſchlichen Neigungen im Wege ſtand, das erſetzte ſie durch ſolche Eigenſchaften, die ſie als eine Religion für alle Zeiten, Völker, Gegenden, Staatsverfaſſungen, Stände und Alter abbildeten. War das Heidenthum künſtlich und ſchmeichelnd, ſo war die chriſtliche Religion bey der edelſten Einfalt verehrungswürdig, mit ſo gemeinnützigen und heilſamen Wirkungen für das menſchliche Geſchlecht begleitet, daß jenes hierinne gar keine Vergleichung mit derſelben aushielt. Man hatte den Eifer der Chriſten gegen die herrſchenden Ausſchweifungen nicht vertragen können; allein

Zeit zu Zeit erneuert worden. Dennoch hatte ſie kaum unter dieſem einzigen Volke, an das ſie gewiſſermaaßen gebunden war, einen beſtändig gleich feſten Grund faſſen können; war von demſelben beynahe verlaſſen, und oft verfälſcht worden. Bey der chriſtlichen Religion waren Wunder und Lehrer von übernatürlichen Fähigkeiten ſchon ungemein ſelten geworden; und da ſich dieſe Veränderung bald nach ihrer Feſtſetzung in der Welt ereignete, ſo ſchien es, daß ſie nicht einmal ein gleiches Glück mit der jüdiſchen zu hoffen hätte. Ihre Beſtimmung gieng zwar auf das ganze menſchliche Geſchlecht; allein ſie führte ſo viele und ſtarke Merkmale ihres jüdiſchen Urſprungs mit ſich, daß ſie von dieſer Seite el.n keine Empfehlung an andere Völcker hatte. Im Gegenſatze auf die heidniſche Religion war ſie zwar berechtiget, allen Beyfall der Welt für ſich allein zu fordern. Aber ſie hatte auch an derſelben in mancherley Betrachtung eine fürchterliche Gegnerinn, die ganz nach der Einbildungskraft und den Neigungen der Menſchen gebildet, die Gottheit ihnen in allem gleich gemacht, ſelbſt zu ihren Fehlern herabgeſetzt, und dadurch deſto ſchmeichelnder für ſie vorgeſtellt hatte; die ſich in die eigenthümliche Denkungsart und in die Vorurtheile der verſchiedenen Länder zu ſchicken wußte, die angenehmſten Laſter begünſtigte, und den Menſchen völlige Freyheit ließ, nach ihrem Gefallen einen Gott oder eine Art ſeines Dienſtes zu wählen. Nichts von dieſem allem gewährte ihnen das Chriſtenthum; es entriß ihnen vielmehr dieſe vermeinten Vortheile. Und wenn es gleich ſeit ſeinem Eintritte in die Welt von Gott ſo mächtig und deutlich unterſtützt worden war; ſo ſollte es ihr doch dadurch nicht aufgedrungen werden: alle Mittel, ſich deſſelben zu entſchlagen oder es zu unterdrücken, konnten darum immerfort gebraucht werden, und ſie wurden auch nicht vergebens von Leuten jeder Art angewandt.

Mitten

Mitten unter ſolchen Hinderniſſen, und ſogar aus denſelben, entſtanden gleichwohl zu dieſer Zeit große Erwartungen für das Chriſtenthum. Es hatte ſchon alle Arten des Angriffs, verächtliche Begegnung, Spöttereyen, Verläumdung, grauſame Verfolgungen, Martern und Hinrichtungen ſeiner Anhänger, ſogar von vermeinten Freunden, eine Menge Verſuche, es zu verfälſchen und nach mancherley Abſichten zu verändern, ausgeſtanden; und dennoch merkte man nicht, daß es dadurch an ſeinem Fortgange wäre gehindert, ganz um die Hochachtung der Welt gebracht, oder von Grund aus wäre umgekehrt worden. Noch immer nahm es ſeinen Lauf unter den Völkern mit augenſcheinlicher Geſchwindigkeit, und ohne das Anſehen zu haben, als wenn es darinne geſtört würde. Seine Verehrer waren durch eine gewiſſe Zufriedenheit, und ſich ſtets ähnliche Heiterkeit in ihrem Betragen merkwürdig, die man nur bey einer vorzüglich beſchützten und glücklichen Parthey hätte erwarten ſollen. Freudig und ſtandhaft im Leiden ſchienen ſie daſſelbe nur als eine Gelegenheit anzuſehen, um die Stärke ihres Glaubens beweiſen zu können. Aus dieſem vortheilhaften Anblick des erſten Alters der chriſtlichen Religion und ihrer Bekenner, folgte der wahrſcheinliche Schluß, daß ſie deren nicht nur ſehr viele erreichen, ſondern endlich auch über andere Religionen ſiegen würde. Was ihr von Seiten der menſchlichen Neigungen im Wege ſtand, das erſetzte ſie durch ſolche Eigenſchaften, die ſie als eine Religion für alle Zeiten, Völker, Gegenden, Staatsverfaſſungen, Stände und Alter abbildeten. War das Heidenthum künſtlich und ſchmeichelnd, ſo war die chriſtliche Religion bey der edelſten Einfalt verehrungswürdig, mit ſo gemeinnützigen und heilſamen Wirkungen für das menſchliche Geſchlecht begleitet, daß jenes hierinne gar keine Vergleichung mit derſelben aushielt. Man hatte den Eifer der Chriſten gegen die herrſchenden Ausſchweifungen nicht vertragen können; allein

Vorurtheil machte. Wie weit es ihnen möglich gewesen wäre, diese in ihrem Reiche vor nicht langer Zeit entstandene Religion, bey deren Kenntniß sie sich vielleicht, wie bey unzählichen andern Begebenheiten, nur auf die einstimmigen und wahrscheinlichen Berichte mehrerer verlassen mußten, besser einzusehen und zu schätzen, kann die Geschichte nicht bestimmen. Ihr Hof, ihre Staatsbedienten, Statthalter und Unterobrigkeiten waren nicht viel anders gegen die Christen gesinnt. Diese hatten oft nähere Gelegenheiten, dieselben nebst ihrer Religion kennen zu lernen, und manche unter ihnen bedienten sich derselben mit vieler Rechtschaffenheit in ihrem Betragen; aber ordentlich sahen sie doch diese Gesellschaft von Menschen als eine Feindinn des Staats und Störerinn der allgemeinen Glückseligkeit an. Von den ersten Vorstellungen und der Stimme des großen Haufens hingerissen, glaubten sie, es sey sicherer, mit den Christen nach Bewegungsgründen der Staatsklugheit zu verfahren, als eine ihnen nicht anbefohlne Erforschung der Wahrheit in den Lehrsätzen desselben anzustellen. Der gelehrte und witzige Heide war bisher fast durchgehends entweder gleichgültig gegen das Christenthum geblieben; oder er hatte über dasselbe gespottet. Als einen philosophischen Lehrbegriff konnte er es nicht betrachten; als eine neue Religion aber rechnete sie der Weltweise nur unter die vielfachen Meinungen der Völker von den Göttern, auf welche er stolz herabzusehen pflegte. Sehr wenige Männer von einer Wissenschaft, wie sie damals von den Griechen und Römern hochgeschätzt wurde, waren noch Christen geworden: und auch diese wenigen verbanden ihre Gelehrsamkeit nicht mit den Lehren dieser neuen Religion, um sie dadurch den Heiden angenehmer zu machen. Es scheint daher, daß sich diejenigen unter den Heiden, welche zur Prüfung und Beurtheilung des Christenthums alle ihre Kräfte hätten anwenden sollen, gerade am nachläßigsten bis auf diese Zeit damit beschäf-

beſchäftiget haben. Alle übrige, und der Pöbel vornemlich, haßten die chriſtliche Religion: ſie anſtatt der heidniſchen zu bekennen, war eine überaus ſchwere Forderung für Leute, die dem Aberglauben, auch ihres Unterhaltes und Eigennutzes wegen, hitzig ergeben waren, und begierig alles ergriffen, was zur Beſchimpfung der erſt erwachſenen Parthey erzählt oder nur geargwohnt wurde.

Es hatte alſo zwar um dieſe Zeit das Anſehen, daß ſich die Religion Jeſu im Römiſchen Reiche erhalten und befeſtigen; aber noch nicht, daß ſie an dem edlern Theil der Bewohner deſſelben viele Beſchützer und Freunde finden, daß ſie auch einige gewöhnliche menſchliche Hülfsmittel zu ihrem Dienſte gebrauchen, das Heidenthum gänzlich überwältigen, und einſt die herrſchende Religion im Reiche werden würde. Man konnte vielmehr vermuthen, daß ſie ohngefähr innerhalb der bisherigen Gränzen eingeſchränkt, nur immer hauptſächlich das Antheil derer ſeyn dürfte, die nicht den Ruhm der Gelehrſamkeit, des Scharfſinnes und des erhabenen Geſchmacks, ſondern bloß des geſunden Verſtandes, ſuchen; daß ſie ſtets dem laſterhaften Theil der Welt zu ſtrenge, dem abergläubiſchen zu einfach und zu geiſtig; dem weiſen und beſſern aber, das heißt, dem kleinſten Theile, doch anſtößig in ihrem Urſprunge, und in ihren erſten Anhängern, vorkommen möchte. Wenn man den damaligen Zuſtand dieſer Religion mit der Geſchichte der jüdiſchen und heidniſchen verglich: ſo konnte man ihr auch nicht die glänzendeſten Schickſale in der Zukunft verſprechen. Die Juden hatten die ihrige nicht weniger herrlichen und häufigen Offenbarungen Gottes zu danken, als die Chriſten: ſie war viele hundert Jahre durch die zahlreichſten Wunder beſtätigt, und durch Männer von außerordentlichen Gaben, mit einer merklichen Vollmacht Gottes verſehen, erhalten, und von

Zeit zu Zeit erneuert worden. Dennoch hatte ſie kaum unter dieſem einzigen Volke, an das ſie gewiſſermaaßen gebunden war, einen beſtändig gleich feſten Grund faſſen können; war von demſelben beynahe verlaſſen, und oft verfälſcht worden. Bey der chriſtlichen Religion waren Wunder und Lehrer von übernatürlichen Fähigkeiten ſchon ungemein ſelten geworden; und da ſich dieſe Veränderung bald nach ihrer Feſtſetzung in der Welt ereignete, ſo ſchien es, daß ſie nicht einmal ein gleiches Glück mit der jüdiſchen zu hoffen hätte. Ihre Beſtimmung gieng zwar auf das ganze menſchliche Geſchlecht; allein ſie führte ſo viele und ſtarke Merkmale ihres jüdiſchen Urſprungs mit ſich, daß ſie von dieſer Seite eine Empfehlung an andere Völcker hatte. Im Gegenſatze auf die heidniſche Religion war ſie zwar berechtiget, allen Beyfall der Welt für ſich allein zu fordern. Aber ſie hatte auch an derſelben in mancherley Betrachtung eine fürchterliche Gegnerinn, die ganz nach der Einbildungskraft und den Neigungen der Menſchen gebildet, die Gottheit ihnen in allem gleich gemacht, ſelbſt zu ihren Fehlern herabgeſetzt, und dadurch deſto ſchmeichelnder für ſie vorgeſtellt hatte; die ſich in die eigenthümliche Denkungsart und in die Vorurtheile der verſchiedenen Länder zu ſchicken wußte, die angenehmſten Laſter begünſtigte, und den Menſchen völlige Freyheit ließ, nach ihrem Gefallen einen Gott oder eine Art ſeines Dienſtes zu wählen. Nichts von dieſem allem gewährte ihnen das Chriſtenthum; es entriß ihnen vielmehr dieſe vermeinten Vortheile. Und wenn es gleich ſeit ſeinem Eintritte in die Welt von Gott ſo mächtig und deutlich unterſtützt worden war; ſo ſollte es ihr doch dadurch nicht aufgedrungen werden: alle Mittel, ſich deſſelben zu entſchlagen oder es zu unterdrücken, konnten darum immerfort gebraucht werden, und ſie wurden auch nicht vergebens von Leuten jeder Art angewandt.

Mitten unter ſolchen Hinderniſſen, und ſogar aus denſelben, entſtanden gleichwohl zu dieſer Zeit große Erwartungen für das Chriſtenthum. Es hatte ſchon alle Arten des Angriffs, verächtliche Begegnung, Spöttereyen, Verläumdung, grauſame Verfolgungen, Martern und Hinrichtungen ſeiner Anhänger, ſogar von vermeinten Freunden, eine Menge Verſuche, es zu verfälſchen und nach mancherley Abſichten zu verändern, ausgeſtanden; und dennoch merkte man nicht, daß es dadurch an ſeinem Fortgange wäre gehindert, ganz um die Hochachtung der Welt gebracht, oder von Grund aus wäre umgekehrt worden. Noch immer nahm es ſeinen Lauf unter den Völkern mit augenſcheinlicher Geſchwindigkeit, und ohne das Anſehen zu haben, als wenn es darinne geſtört würde. Seine Verehrer waren durch eine gewiſſe Zufriedenheit, und ſich ſtets ähnliche Heiterkeit in ihrem Betragen merkwürdig, die man nur bey einer vorzüglich beſchützten und glücklichen Parthey hätte erwarten ſollen. Freudig und ſtandhaft im Leiden ſchienen ſie daſſelbe nur als eine Gelegenheit anzuſehen, um die Stärke ihres Glaubens beweiſen zu können. Aus dieſem vortheilhaften Anblick des erſten Alters der chriſtlichen Religion und ihrer Bekenner, folgte der wahrſcheinliche Schluß, daß ſie deren nicht nur ſehr viele erreichen, ſondern endlich auch über andere Religionen ſiegen würde. Was ihr von Seiten der menſchlichen Neigungen im Wege ſtand, das erſetzte ſie durch ſolche Eigenſchaften, die ſie als eine Religion für alle Zeiten, Völker, Gegenden, Staatsverfaſſungen, Stände und Alter abbildeten. War das Heidenthum künſtlich und ſchmeichelnd, ſo war die chriſtliche Religion bey der edelſten Einfalt verehrungswürdig, mit ſo gemeinnützigen und heilſamen Wirkungen für das menſchliche Geſchlecht begleitet, daß jenes hierinne gar keine Vergleichung mit derſelben aushielt. Man hatte den Eifer der Chriſten gegen die herrſchenden Ausſchweifungen nicht vertragen können; allein

man hatte ſie doch nicht als Heuchler befunden, welche die Strenge der Sitten bloß im Munde führten. Es konnte nicht fehlen, daß die Kaiſer und die Großen des Reichs nach und nach einſehen mußten, die Chriſten wären, bey aller ihrer Abneigung gegen die Religion des Staats, doch ſehr gute Unterthanen; deſto beſſere, weil ſie nicht aufhörten, es auch unter den obrigkeitlichen Bedrängniſſen zu ſeyn: und auch ihre Religion könne keinesweges ſchlimm ſeyn, weil ſie lauter rechtſchaffene und treue Geſinnungen einflößte. Der einzige Fehler, den diejenigen, welche an der Regierung Antheil hatten, den Chriſten vorwerfen konnten, war dieſer, daß ſie den Verordnungen, die zur Ehre des Heidenthums und überhaupt wider ihr Gewiſſen in Religionsſachen gegeben wurden, nicht gehorchten; allein die Römer hatten ſonſt niemals ein Volk oder eine Parthey in ihrem Reiche unter einen ſolchen Zwang zu ziehen verſucht: und dagegen erfüllten die Chriſten auf allen andern Seiten ihre Pflichten, auch ohne Geſetze. Aber nicht nur die Mächtigen im Reiche, ſondern auch alle Perſonen von Einſicht und Scharfſinnigkeit, mußten, indem ſie bey ſo großen Reizungen des Götzendienſtes, doch alles mit Chriſten angefüllt ſahen, die ſie vergebens zu unterdrücken ſuchten, endlich auf die Vermuthung fallen, daß die Religion derſelben nicht bloß durch ihre Neuigkeit oder durch Künſte der Ueberredung; ſondern würklich durch eine Art von beruhigender Ueberzeugung und Genügſamkeit an ſich ſelbſt, ſo einnehmend ſeyn dürfte. Das machte ſie ohne Zweifel der Unterſuchung werth: zu außerordentlich in allen ihren Früchten, als daß man ſie nur mit Verachtung hätte anſehen können, forderte ſie ſelbſt die gelehrteſten Männer dadurch zum geprüften Urtheil auf, daß ſie ohne eine Aehnlichkeit mit einem philoſophiſchen Lehrbegriffe zu haben, und ohne von großen Geiſtern ausgeſchmückt zu ſeyn, doch Leuten von allen Gaben und Ständen gefiel, unaufhaltſam, wider die gemeine Erwar-

tung,

tung, immer weiter drang, und die Sittenlehre der Philoſophen ſelbſt verdunkelte. Der Haß des Volks gegen dieſe Religion mußte wenigſtens alsdenn ſtille ſtehen, wenn es die Vortheile empfand, welche dieſelbe über die bürgerliche Geſellſchaft ausbreitete: die Feinde ſeiner Götter waren zugleich voll von Menſchenliebe, ſanftmüthig, verträglich und gutthätig; es mußte dieſelben insgeheim hochachten, wie der Tugendhafte dem Böſewichte immer, ſelbſt wider ſeinen Willen, ehrwürdig iſt. Auch konnte ſelbſt bey dem Volke eine Religion, die blos zum Gepränge diente, abergläubiſch-furchtſam und geſchäftig in Cärimonien, aber nicht fromm machte, einer andern nicht lange das Gleichgewichte halten, die ihr in dieſen und andern Betrachtungen ſo ſehr überlegen war. In Zeiten alſo, welche dem Aufkommen einer neuen Religion nicht eben günſtig zu ſeyn ſchienen, hatte das Chriſtenthum ſchon bey ſehr vielen eine gute Meinung von ſich erregt, und es war überaus glaublich, daß dieſelbe immer ſteigen, für die übrigen Religionen aber ſich nach und nach verlieren würde.

Nun kam **Antoninus Pius** im Jahr 138 zur Regierung des Römiſchen Reichs; der ruhmwürdigſte unter allen Kaiſern deſſelben: denn **Titus** ſelbſt, der ihm zur Seite ſteht, hat ſeine Gaben und Geſinnungen in der kurzen Zeit, die ihm vergönnt war, nicht ſo glücklich entwickeln können. Allein von den Handlungen und Reden dieſes guten Fürſten iſt der Nachwelt nur wenig bekannt geworden, ob er gleich die höchſte Gewalt bis ins Jahr 161 beſeſſen, und ein Alter von drey und ſiebzig Jahren erreicht hat. Man gab ihm zeitig den Beynahmen **Pius**, (welches man ordentlich etwas zu eingeſchränckt **den Frommen** überſetzt,) weil er das Andenken ſeines Vorgängers, des **Adrianus**, der ihn an Sohnes Statt angenommen hatte, ungemein ehrte und beliebt zu machen ſuchte; vielleicht auch wegen ſeiner

ner Ehrfurcht gegen die Religion, und zärtlicher Liebe gegen ſeine Anverwandten. Er war von einer unvergleichlichen Sanftmuth und Güte: ſeine Unterthanen ſahen ihn daher mehr vor ihren Vater als Herrn an. Der geringſte von ihnen hatte bey ihm einen leichten Zutritt. Von dem größern Theil ſeines Vermögens erwies er armen Bürgern Wohlthaten, indem er zugleich ſagte, daß ein Fürſt kein eignes Gut haben, ſondern alles dem gemeinen Beſten widmen müſſe. So verminderte er auch die öffentlichen Abgaben, und die bey ihrer Einforderung gewöhnliche Strenge, mit der Verſicherung, er wollte lieber arm ſeyn, als durch Bedrückung ſeines Volks Reichthümer ſammeln. Und gleichwohl hinterließ er, weil er die Gelder des Staats ſehr ſparſam verwaltete, einen anſehnlichen Schatz für denſelben. Dabey war er von aller Pracht und Prahlerey entfernt, den Schmeicheleyen feind, und faſt eben ſo gerecht als gnädig. In ſeiner langen Regierung zog er ſich nie durch ſein Betragen einen Tadel zu: nur die Nachſicht könnte dazu Gelegenheit gegeben haben, die er bey Verſchwörungen und Beleidigungen, die ihn trafen, bezeigte. Er verabſcheuete den Krieg, und pflegte oft zu ſagen, daß er lieber einen Bürger erhalten, als tauſend Feinde umbringen wollte. In der That hat er auch keine eigentliche Kriege zu führen gehabt; aber dieſe für die Kaiſer ſo ſeltene Muße ſo vieler Jahre brachte keine Weichlichkeit in ſeine edeln Sitten. Man bewunderte ihn vielmehr deswegen: ſowohl, daß er nicht, um eines ſcheinbaren Ruhms willen, unnöthige Kriege angefangen hat; als daß ſich niemand erkühnt hat, das Reich während ſeiner Regierung anzugreifen. Denn man weiß, daß er in und außer demſelben gleich ſtark geliebt und gefürchtet worden ſey; verſchiedene auswärtige Völker und Fürſten wählten ihn, ob ſie ihn gleich nicht als einen kriegeriſchen Helden kannten, zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten: ſie liebten ihn beynahe wie

ſeine

ſeine Unterthanen. Er ſcheint in der Reinigkeit der Tugend ſo weit gekommen zu ſeyn, als es einem heidniſchen Weiſen auf dem Grunde der Abgötterey möglich war: und um den Begriff zu vollenden, den ſich das Alterthum von ihm machte, muß man hinzuſetzen, daß hundert Jahre nach einander das Römiſche Volk und die Soldaten von keinem Kaiſer rühmlich gedacht haben, der ſich nicht den Namen Antonin beylegte.

Unter dieſer für ſie ermunternden Regierung blühten auch die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte. **Claudius Ptolemäus**, ein griechiſcher Schriftſteller dieſer Zeit aus Egypten, hat ſehr ſchätzbare Werke über die Sternkunde, Zeitrechnung und Erdbeſchreibung hinterlaſſen, die uns noch größtentheils zu Führern in dieſen wichtigen Kenntniſſen dienen. Eben daſelbſt ſchrieb **Appianus** eine zum Theil verlorne Geſchichte der Römer nach den Ländern, in welchen ſie Kriege geführt haben, mit nützlichem Fleiße; ob er gleich den Nahmen eines ſcharfſichtigen Geſchichtſchreibers nicht verdient, und vieles dem **Polybius** und **Plutarchus** zu merklich abgeborgt hat. Ein Römer hingegen, **Juſtinus**, brachte die allgemeine Weltgeſchichte des **Trogus Pompejus** in einen ſo wohlgeſchriebenen Auszug, daß man ſich mit demſelben über den Verluſt des größern Werks einigermaaßen tröſten kann. **Antonins** Gewogenheit erſtreckte ſich ſelbſt auf jüdiſche Gelehrte. Der Rabbi **Juda**, mit dem Beynamen **der Heilige**, hatte daran vielen Antheil: er hat, wiewohl erſt in ſpätern Zeiten dieſes Jahrhunderts, (vermuthlich gegen das Jahr 190) die berühmte Sammlung von mündlichen Vorſchriften der jüdiſchen Lehrer, von ihren Auslegungen des göttlichen Geſetzes, Zuſätzen zu demſelben, neu angeordneten Gebräuchen und Anſtalten, und überhaupt von ihren Entſcheidungen über das geiſtliche und bürgerliche Recht der Juden, zu Stande gebracht, die noch

unter

unter dem Namen der **Miſchna**, (gleichſam einer **Wiederholung** oder auch **Erweiterung** und **Ausdähnung** des göttlichen Geſetzes,) bey dieſem Volke in einer ſo großen Hochachtung ſteht, und nachmals durch die **Gemara**, (eine Erklärung der **Miſchna**, in welcher die Urſachen der Lehren angegeben werden,) vermehrt, das feyerliche **Lehrbuch** der Juden ausgemacht hat, oder den **Talmud**, aus welchem man die ganze neuere Beſchaffenheit der jüdiſchen Religion, wie ſie von ihren Lehrern, beſonders den Phariſäern, willkührlich ausgebildet worden iſt, erſehen kann. Vielleicht hat dieſe Bemühung der Juden, welche zunächſt aus der Sorgfalt entſtanden iſt, die mündlichen Vorſchriften ihrer Lehrer vor dem Untergange zu bewahren, auch einige Rückſicht auf das ausnehmende Wachsthum der chriſtlichen Religion zum Schaden der jüdiſchen gehabt: denn die letztere wurde durch dieſes von den Juden mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk nicht übel befeſtigt.

Dieſer ſo leutſeelige als billige Kaiſer war es auch gegen ſeine chriſtliche Unterthanen. Obgleich ſein Vorgänger durch ein Geſetz für die Sicherheit derſelben geſorgt hatte; ſo wußten doch ihre Feinde, unter **Antonins** Regierung, einen Vorwand, ſie zu verfolgen, anzugeben. Es war ihnen verboten worden, die Chriſten bloß um ihrer Religion willen, ohne ein erweisliches Verbrechen, zum Tode zu verurtheilen: daher ſagten ſie, die Chriſten verdienten die Lebensſtrafe, weil ſie **Atheiſten**, oder Verächter aller Götter und der Religion überhaupt wären. Viele Statthalter der Provinzen baten nun den Kaiſer um Befehle, wie ſie ſich bey dieſem blutdürſtigen Geſchrey gegen die Chriſten verhalten ſollten. Er antwortete ihnen, wie ehemals **Adrianus**, bey einer ähnlichen Anfrage, die Chriſten ſollten nichts leiden, wenn ſie ſich gegen die Staatsverfaſſung des Reichs nicht feind-

feindſeelig bezeigten. Beſonders ſchrieb er an die Städte Lariſſa, Theſſalonich und Athen, und überhaupt an die Griechen, daß ſie keinen Aufſtand wider die Chriſten erregen ſollten. Allein der Haß des heidniſchen Pöbels, und vermuthlich auch der Götzenprieſter, bediente ſich jeder Gelegenheit, um mit einem Scheine von Gerechtigkeit auszubrechen: ein Erdbeben ſtürzte verſchiedene Städte in Klein Aſien um; man ſchrieb dieſes Unglück den über ihre Verächter, die Chriſten, erzürnten Göttern zu, und opferte alſo gleichſam dieſelben ihrer Rache auf. Die Klagen der Chriſten kamen vor den Kaiſer, der mit einer Denkungsart, die ſeiner würdig war, dieſelben auf immer abzuſtellen ſuchte.

„Ich weiß wohl,„ (ſo ſchrieb **Antoninus** an die gemeinſchaftliche Verſammlung der Städte von Klein Aſien zu Epheſus,) „die Götter ſorgen ſelbſt dafür, daß „dergleichen Leute nicht verborgen bleiben. Denn es iſt „ihnen weit anſtändiger als euch, diejenigen zu beſtra„fen, welche ſie nicht verehren wollen. Ihr aber, die „ihr ein ſolches Getümmel gegen dieſe Leute erreget, be„ſtärkt ſie nur noch mehr in ihren Meinungen, indem ihr „ſie der Gottesverleugnung beſchuldigt. Sie müſſen „weit mehr wünſchen, daß ſie als Beklagte für ihren „Gott zu ſterben ſcheinen, als daß ſie am Leben bleiben. „So werden ſie Sieger, indem ſie lieber ihren Geiſt „freywillig hingeben, als daß ſie ſich entſchließen ſoll„ten, das zu thun was ihr begehret. Was aber die „Erdbeben anbetrifft, die bereits vorgefallen ſind, und „noch vorfallen dürften, ſo halte ich es vor dienlich, euch, „die ihr bey dieſen Begebenheiten allen Muth verlieret, „und euren Zuſtand mit jener Leute ihrem vergleicht, eine „Erinnerung zu geben. Sie ſetzen alsdenn noch ein „größeres Vertrauen auf Gott. Ihr hingegen vernach„läßigt während dieſer ganzen Zeit, da ihr, wie ich „glaube, aus Unwiſſenheit fehlt, die Götter, und un„ter

„ter andern beſonders den Dienſt des Unſterblichen. Die „Chriſten aber, welche ihn verehren, bedrückt ihr, und „verfolgt ſie bis zum Tode. — — — Sollte „jemand noch ferner einen von ihnen deswegen angreifen, „weil er ein Chriſt iſt: ſo ſoll der Beklagte losgeſpro„chen werden, wenn man gleich augenſcheinlich ſieht, „daß er ein Chriſt ſey; der Ankläger aber ſoll beſtraft „werden.„

Rühmlicher konnte ihr heidniſcher Fürſt kaum von den Chriſten und ſelbſt von ihrer Religion urtheilen; der weiſeſte und gerechteſte Kaiſer fand in dieſer nichts Strafbares, und an ihren Anhängern ſogar ein ſtandhafteres Betragen als bey den Heiden, das doch offenbar die Wirkung einer beſſern Religion war. Es ſcheint auch, daß dieſe Befehle **Antonins**, (die man beym **Euſebius**, Hiſt. Eccl. L. IV. c. 13. 26 lieſt,) den Chriſten während ſeiner übrigen Regierung faſt durchgängig Ruhe verſchafft haben. Und wenn man nachmals, zwar ſeiner Verordnung gemäß, ihre Ankläger, aber auch ſie ſelbſt hingerichtet hat, weil, (wie **Euſebius** l. c. L. V. c. 21. meldet,) ein altes Geſetz vorhanden ſeyn ſollte, Kraft deſſen die Chriſten, wenn ſie einmal um ihrer Religion willen vor Gerichte geſtellt waren, nicht losgelaſſen werden durften: ſo kann man ſchwerlich dem Kaiſer den Vorwurf machen, er hätte dieſes alte Geſetz, das vielleicht in **Trajans** Schreiben an den **Plinius** zu ſuchen iſt, ausdrücklich aufheben ſollen. Sein Geſetz ſtand jenem völlig entgegen, und müßte ihm alſo alles Anſehen benommen haben, wenn es möglich wäre, eine unverſöhnliche Feindſchaft und an Erfindungen reiche Bosheit durch Geſetze außer Stand zu ſetzen, den Menſchen zu ſchaden.

Leben und Schriften Justin des Märtyrers.

Ein anderes Mittel, welches der Verfolgung der Chriſten unter dem **Antonin** hätte Einhalt thun ſollen, war die Schutzſchrift für dieſelben, die der gelehrteſte Mann unter ihnen zu dieſer Zeit, **Juſtinus**, vermuthlich ſchon im Jahre 139 dem Kaiſer, den beyden von ihm angenommenen Söhnen, **Aurelius** und **Verus**, und zugleich dem Römiſchen Senate und Volke, übergab, wenigſtens in der Abſicht aufſetzte, daß ſie ihnen übergeben werden ſollte: das älteſte Werk dieſer Art, das ſich aus dieſem Jahrhunderte erhalten hat, und zugleich eine der erſten und reinſten Quellen, aus der man Nachricht von dem Glauben, dem Gottesdienſte, den Sitten und der ganzen Verfaſſung der Chriſten, gleich nach dem Tode der Apoſtel, ſchöpfen kann.

Juſtinus war von Geburt ein heidniſcher Grieche aus Flavia Neapolis, ſonſt Sichem, damals der Hauptſtadt von Samarien, und ſeit dem erſten jüdiſchen Kriege mit Griechen bevölkert. Die Begierde nach Weisheit führte ihn zu den Philoſophen nach Epheſus. Zuerſt lehrte ihn ein Stoiker eine geraume Zeit, ohne ihm etwas von Gott zu ſagen, indem derſelbe dieſe Wiſſenſchaft vor unnöthig erklärte: er verließ ihn daher, um ſich einem Peripatetiker zu ergeben. Allein da dieſer gleich in den erſten Tagen verlangte, daß ihm ſeine Belohnung ausgemacht werden ſollte, glaubte **Juſtinus**, dieſes Betragen ſey einem Weltweiſen unanſtändig, und wollte ihn nicht weiter hören. Ein Pythagoräer, zu welchem er ſich nunmehr wandte, nahm ihn gar nicht in ſeinen Un-

terricht auf, weil er noch ganz unwiſſend in der Tonkunſt, Sternkunde und Meßkunſt war, welche Kenntniſſe **Pythagoras** als eine Vorbereitung zur Weisheit angeſehen hatte. Endlich ſchien er bey einem Platoniker nahe am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn, indem ihn dieſer, nach dem Endzwecke ſeiner Philoſophie, zum Anſchauen Gottes zu leiten verſprach. Eben da ſeine Erwartung am größten war, gerieth er in ein Geſpräch mit einem alten Manne, der ihn belehrte, daß die einzige gewiſſe und nützliche Philoſophie in den Schriften der Propheten enthalten ſey, welche **Jeſum**, den Erlöſer der Menſchen, vorher verkündigt hätten, und daß man, um dieſelben heilſam gebrauchen zu können, ſich ein göttliches Licht erbitten müſſe. Seine Gründe rührten den **Juſtinus**: er entſchloß ſich ein Chriſt zu werden. Es könnte ſeyn, daß er, um ſeiner Erzählung mehr Anmuth zu geben, dieſe Unterredung, nach der Gewohnheit der Sokratiſchen und Platoniſchen Philoſophen, gedichtet hätte; allein bey Betrachtung aller ſeiner Schriften und Geſinnungen leidet es keinen Zweifel, daß er auf dieſem Wege der Unterſuchung zum Chriſtenthum übergegangen ſey.

Dazu kamen noch andere Bewegungsgründe. **Juſtinus** hörte viele Beſchuldigungen wider die Chriſten, und fand gleichwohl, daß ſie ſehr unerſchrocken den Tod und alle Martern ausſtünden, zu denen ſie ihre Feinde unter **Adrians** Regierung fortriſſen: er hielt es daher vor unmöglich, daß ſie Böſewichter und Wollüſtlinge ſeyn ſollten, weil Leute dieſer Art vielmehr ſuchen würden, beſtändig auf der Welt zu leben, und vor der Obrigkeit verborgen zu bleiben, als daß ſie ſich, wie die Chriſten, zum Tode anbieten ſollten. Auch dieſes lenkte ihn auf die Seite der chriſtlichen Religion, daß er merkte, die **Platoniſche** Philoſophie ſtimme in einigen Stücken mit ihr, im Ganzen aber nicht mit ſich ſelbſt, überein.

Da

Da er die Beſchäftigungen eines Weltweiſen nicht ſowohl abgelegt, als nach einer richtigern Beſtimmung angewandt zu haben glaubte: ſo behielt er den Mantel, die Kleidung eines griechiſchen Philoſophen, auch als ein Chriſt bey. Verſchiedene andere heidniſche Philoſophen, die zum Chriſtenthum traten, beobachteten eben dieſes: eine Gewohnheit, die, wenn ſie gleich etwas Gezwungenes an ſich haben ſollte, doch den Chriſten ein gewiſſes Anſehen bey den Heiden gab, und ihre Aufmerkſamkeit erregte. Es iſt eben nicht unwahrſcheinlich, daß **Juſtinus** einen chriſtlichen Aelteſten abgegeben habe. Wenigſtens aber reiſte er unter den Chriſten in allen drey Welttheilen herum, ſuchte ihre Religion auszubreiten, erklärte und vertheidigte ſie in Schriften, ſtritt mündlich mit ihren Feinden unter Heiden und Juden: kurz, er bezeigte den aufrichtigſten Eifer für dieſelbe, und machte ihr auch durch ſeine Sitten Ehre.

Die **Schutzſchrift**, welche er an die oben gedachten Fürſten zum Beſten ſeiner verfolgten Mitbrüder richtete, war überhaupt zu ihrer Abſicht ſehr wohl eingerichtet. Zuerſt zeigt er darinne, wie unbillig es ſey, die Chriſten ohne eine geſetzmäßige Klage und Verantwortung zu verdammen. Er fängt mit einem muthigen Bewußtſeyn der Unſchuld an. Wir kommen nicht, ſagt er, um euch zu ſchmeicheln, oder um Gnade zu bitten; ſondern wir verlangen, daß ihr nach einer genauen Unterſuchung Gericht haltet, und weder aus Vorurtheil, noch abergläubiſchen Leuten zu gefallen, noch aus einer unvernünftigen Hitze, noch von einem übeln Gerüchte gegen uns eingenommen, **wider euch ſelbſt ein Urtheil fällt.** Denn wir glauben, daß uns von niemanden ein Uebel wiederfahren könne, wenn man uns nicht ſelbſt einer Uebelthat überzeugt, oder uns gottlos findet. Umbringen könnt ihr zwar, (ſetzt **Juſtinus** mit den Worten des **Socrates** hinzu;) aber ſchaden könnt ihr

terricht auf, weil er noch ganz unwiſſend in der Tonkunſt, Sternkunde und Meßkunſt war, welche Kenntniſſe **Pythagoras** als eine Vorbereitung zur Weisheit angeſehen hatte. Endlich ſchien er bey einem Platoniker nahe am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn, indem ihn dieſer, nach dem Endzwecke ſeiner Philoſophie, zum Anſchauen Gottes zu leiten verſprach. Eben da ſeine Erwartung am größten war, gerieth er in ein Geſpräch mit einem alten Manne, der ihn belehrte, daß die einzige gewiſſe und nützliche Philoſophie in den Schriften der Propheten enthalten ſey, welche **Jeſum**, den Erlöſer der Menſchen, vorher verkündigt hätten, und daß man, um dieſelben heilſam gebrauchen zu können, ſich ein göttliches Licht erbitten müſſe. Seine Gründe rührten den **Juſtinus**: er entſchloß ſich ein Chriſt zu werden. Es könnte ſeyn, daß er, um ſeiner Erzählung mehr Anmuth zu geben, dieſe Unterredung, nach der Gewohnheit der Sokratiſchen und Platoniſchen Philoſophen, gedichtet hätte; allein bey Betrachtung aller ſeiner Schriften und Geſinnungen leidet es keinen Zweifel, daß er auf dieſem Wege der Unterſuchung zum Chriſtenthum übergegangen ſey.

Dazu kamen noch andere Bewegungsgründe. **Juſtinus** hörte viele Beſchuldigungen wider die Chriſten, und fand gleichwohl, daß ſie ſehr unerſchrocken den Tod und alle Martern ausſtünden, zu denen ſie ihre Feinde unter **Adrians** Regierung fortriſſen: er hielt es daher vor unmöglich, daß ſie Böſewichter und Wollüſtlinge ſeyn ſollten, weil Leute dieſer Art vielmehr ſuchen würden, beſtändig auf der Welt zu leben, und vor der Obrigkeit verborgen zu bleiben, als daß ſie ſich, wie die Chriſten, zum Tode anbieten ſollten. Auch dieſes lenkte ihn auf die Seite der chriſtlichen Religion, daß er merkte, die **Platoniſche** Philoſophie ſtimme in einigen Stücken mit ihr, im Ganzen aber nicht mit ſich ſelbſt, überein.

Da

Da er die Beſchäftigungen eines Weltweiſen nicht ſowohl abgelegt, als nach einer richtigern Beſtimmung angewandt zu haben glaubte: ſo behielt er den Mantel, die Kleidung eines griechiſchen Philoſophen, auch als ein Chriſt bey. Verſchiedene andere heidniſche Philoſophen, die zum Chriſtenthum traten, beobachteten eben dieſes: eine Gewohnheit, die, wenn ſie gleich etwas Gezwungenes an ſich haben ſollte, doch den Chriſten ein gewiſſes Anſehen bey den Heiden gab, und ihre Aufmerkſamkeit erregte. Es iſt eben nicht unwahrſcheinlich, daß **Juſtinus** einen chriſtlichen Aelteſten abgegeben habe. Wenigſtens aber reiſte er unter den Chriſten in allen drey Welttheilen herum, ſuchte ihre Religion auszubreiten, erklärte und vertheidigte ſie in Schriften, ſtritt mündlich mit ihren Feinden unter Heiden und Juden: kurz, er bezeigte den aufrichtigſten Eifer für dieſelbe, und machte ihr auch durch ſeine Sitten Ehre.

Die **Schutzſchrift**, welche er an die oben gedachten Fürſten zum Beſten ſeiner verfolgten Mitbrüder richtete, war überhaupt zu ihrer Abſicht ſehr wohl eingerichtet. Zuerſt zeigt er darinne, wie unbillig es ſey, die Chriſten ohne eine geſetzmäßige Klage und Verantwortung zu verdammen. Er fängt mit einem muthigen Bewußtſeyn der Unſchuld an. Wir kommen nicht, ſagt er, um euch zu ſchmeicheln, oder um Gnade zu bitten; ſondern wir verlangen, daß ihr nach einer genauen Unterſuchung Gericht haltet, und weder aus Vorurtheil, noch abergläubiſchen Leuten zu gefallen, noch aus einer unvernünftigen Hitze, noch von einem übeln Gerüchte gegen uns eingenommen, **wider euch ſelbſt ein Urtheil fällt.** Denn wir glauben, daß uns von niemanden ein Uebel wiederfahren könne, wenn man uns nicht ſelbſt einer Uebelthat überzeugt, oder uns gottlos findet. Umbringen könnt ihr zwar, (ſetzt **Juſtinus** mit den Worten des **Socrates** hinzu;) aber ſchaden könnt ihr

nicht. Er bittet alſo, daß man die Verbrechen unterſuche, welche den Chriſten vorgeworfen werden; wenn ſie derſelben ſchuldig befunden würden, möchte man ſie immer ſtrafen. Aber es ſey unbillig, ſagt er, daß ſie bloß wegen ihres Nahmens verurtheilt würden. „Wir „werden angeklagt, daß wir Chriſten ſind; allein es iſt „ungerecht, das Gute zu haſſen.„ (Eine Anſpielung auf das Wort **Chriſtus**, durch ein anderes, welches die Heiden oft damit verwechſelten, [χρηστὸς] und das **gut** oder **nützlich** bedeutet.) Es müſſe nicht darauf geſehen werden, ob ein Chriſt ſeine Religion bekenne, oder verläugne; ſondern wie ſein Leben beſchaffen ſey: ſo wie man auch bey den Philoſophen nicht bloß ihren Nahmen in Betrachtung ziehe. Daß man aber mit den Chriſten ſo verfahre, ſey der Anſtiftung der böſen Geiſter zuzuſchreiben. Dieſe hätten ſich den Menſchen fürchterlich gemacht, und wären daher von denſelben als Götter verehrt worden. Nachdem aber **Socrates** ſich bemüht hätte, die Menſchen von dieſen Geiſtern abzuführen, hätten dieſelben es dahin gebracht, daß er als ein Gottesverläugner getödtet worden wäre, indem ſie vorgaben, daß er neue Götter einführen wollte. Eben dieſes verſuchten ſie auch gegen die Chriſten. Denn nicht allein bey den Griechen ſey dieſes **von dem Worte** durch den **Socrates** gelehrt worden, ſondern auch bey den Barbaren, (er verſteht nach dem Römiſchen Sprachgebrauche die Juden,) **von eben demſelben Worte**, das ein Menſch geworden, und **Jeſus Chriſtus** genannt worden ſey. Da nun die Chriſten demſelben glaubten, und jene Geiſter wirklich ſchlimm und böſe nenneten: ſo würden ſie deswegen vor **Atheiſten** ausgegeben, welches ſie in Anſehung ſolcher vermeinter Götter auch wären. Sie wären es aber keinesweges, wenn **von dem höchſten Gotte, dem Vater aller Tugenden, von ſeinem Sohne, der ſie und das ihm ergebene und ähnliche Heer der guten Engel dieſes gelehrt,**

lehrt habe, und von dem prophetiſchen Geiſte die Rede ſey, welche ſie auf alle Art verehrten.

Wenn auch einige Chriſten, fährt Juſtinus fort, eines Verbrechens überführt werden ſollten: ſo könnte dieſes nicht ihren Nahmen überhaupt verhaßt machen. Sie verlangten nicht, daß man ihre Ankläger beſtrafen möchte: denn ihre Bosheit und Unwiſſenheit ſey ihnen Strafe genug. Die Chriſten läugneten auch auf Befragen nicht, wie ſie wohl könnten, wer ſie wären; ſondern bekenneten es gerne, weil ſie zu ihrem Gott und in das ewige Leben eilten, das er verſprochen habe: ſo wie ſie hingegen glaubten, daß die Gottloſen ewige Strafen von Chriſto zu erwarten hätten; und wenn man dieſes letztere vor einen Irrthum hielte, ſo wäre es doch kein Verbrechen. Leblose und von Menſchen gemachte Bilder, die nicht die Geſtalt Gottes, (welche von niemanden ausgedrückt werden könne,) ſondern den Nahmen und die Geſtalt der böſen Geiſter hätten, könnten die Chriſten nicht verehren. Gott, der Schöpfer von allem, ſey auch keiner irdiſchen Gaben benöthigt; ſondern diejenigen gefielen ihm allein, welche ſeine Eigenſchaften nachzuahmen ſuchten. Daß ſie auf kein weltliches Reich hofften, könnten die Heiden daraus allein ſehen, weil ſie dem Tode, der alle ſolche Erwartungen endigt, ſo freudig entgegen giengen. Ihre Religion ſey dem Staate durch die Lehre nützlich, daß weder ein Gottloſer noch ein Tugendhafter Gott verborgen bleiben könne, und daß ſie alle von ihm den Lohn ihrer Handlungen in der Ewigkeit erhalten werden. Denn wenn alle Menſchen dieſes wüßten, ſo würde niemand auf eine kurze Zeit das Laſter wählen; niemand würde auch ſündigen, weil er verſichert wäre, daß es den Menſchen unbekannt bliebe. Deſto unvernünftiger ſey es, die Chriſten zu verfolgen, die dadurch in ihrer Religion nur noch mehr befeſtigt würden.

nicht. Er bittet alſo, daß man die Verbrechen unterſuche, welche den Chriſten vorgeworfen werden; wenn ſie derſelben ſchuldig befunden würden, möchte man ſie immer ſtrafen. Aber es ſey unbillig, ſagt er, daß ſie bloß wegen ihres Nahmens verurtheilt würden. „Wir „werden angeklagt, daß wir Chriſten ſind; allein es iſt „ungerecht, das Gute zu haſſen„ (Eine Anſpielung auf das Wort **Chriſtus**, durch ein anderes, welches die Heiden oft damit verwechſelten, [χρηστὸς] und das **gut** oder **nützlich** bedeutet.) Es müſſe nicht darauf geſehen werden, ob ein Chriſt ſeine Religion bekenne, oder verläugne; ſondern wie ſein Leben beſchaffen ſey: ſo wie man auch bey den Philoſophen nicht bloß ihren Nahmen in Betrachtung ziehe. Daß man aber mit den Chriſten ſo verfahre, ſey der Anſtiftung der böſen Geiſter zuzuſchreiben. Dieſe hätten ſich den Menſchen fürchterlich gemacht, und wären daher von denſelben als Götter verehrt worden. Nachdem aber **Socrates** ſich bemühet hätte, die Menſchen von dieſen Geiſtern abzuführen, hätten dieſelben es dahin gebracht, daß er als ein Gottesverläugner getödtet worden wäre, indem ſie vorgaben, daß er neue Götter einführen wollte. Eben dieſes verſuchten ſie auch gegen die Chriſten. Denn nicht allein bey den Griechen ſey dieſes **von dem Worte** durch den **Socrates** gelehrt worden, ſondern auch bey den Barbaren, (er verſteht nach dem Römiſchen Sprachgebrauche die Juden,) **von eben demſelben Worte**, das ein Menſch geworden, und **Jeſus Chriſtus** genannt worden ſey. Da nun die Chriſten demſelben glaubten, und jene Geiſter wirklich ſchlimm und böſe nenneten: ſo würden ſie deswegen vor **Atheiſten** ausgegeben, welches ſie in Anſehung ſolcher vermeinter Götter auch wären. Sie wären es aber keinesweges, wenn **von dem höchſten Gotte, dem Vater aller Tugenden, von ſeinem Sohne, der ſie und das ihm ergebene und ähnliche Heer der guten Engel dieſes gelehrt,**

lehrt habe, und von dem prophetiſchen Geiſte die Rede ſey, welche ſie auf alle Art verehrten.

Wenn auch einige Chriſten, fährt Juſtinus fort, eines Verbrechens überführt werden ſollten: ſo könnte dieſes nicht ihren Nahmen überhaupt verhaßt machen. Sie verlangten nicht, daß man ihre Ankläger beſtrafen möchte: denn ihre Bosheit und Unwiſſenheit ſey ihnen Strafe genug. Die Chriſten läugneten auch auf Befragen nicht, wie ſie wohl könnten, wer ſie wären; ſondern bekenneten es gerne, weil ſie zu ihrem Gott und in das ewige Leben eilten, das er verſprochen habe: ſo wie ſie hingegen glaubten, daß die Gottloſen ewige Strafen von Chriſto zu erwarten hätten; und wenn man dieſes letztere vor einen Irrthum hielte, ſo wäre es doch kein Verbrechen. Lebloſe und von Menſchen gemachte Bilder, die nicht die Geſtalt Gottes, (welche von niemanden ausgedrückt werden könne,) ſondern den Nahmen und die Geſtalt der böſen Geiſter hätten, könnten die Chriſten nicht verehren. Gott, der Schöpfer von allem, ſey auch keiner irdiſchen Gaben benöthigt; ſondern diejenigen gefielen ihm allein, welche ſeine Eigenſchaften nachzuahmen ſuchten. Daß ſie auf kein weltliches Reich hofften, könnten die Heiden daraus allein ſehen, weil ſie dem Tode, der alle ſolche Erwartungen endigt, ſo freudig entgegen giengen. Ihre Religion ſey dem Staate durch die Lehre nützlich, daß weder ein Gottloſer noch ein Tugendhafter Gott verborgen bleiben könne, und daß ſie alle von ihm den Lohn ihrer Handlungen in der Ewigkeit erhalten werden. Denn wenn alle Menſchen dieſes wüßten, ſo würde niemand auf eine kurze Zeit das Laſter wählen; niemand würde auch ſündigen, weil er verſichert wäre, daß es den Menſchen unbekannt bliebe. Deſto unvernünftiger ſey es, die Chriſten zu verfolgen, die dadurch in ihrer Religion nur noch mehr befeſtigt würden.

Darauf beweiſet **Juſtinus** noch einmal, um die Abneigung der Heiden gegen die Wahrheit deſto gewiſſer zu heben, daß die Chriſten keine Gottesverläugner ſind: und dieſes aus ihrer Verehrung des Schöpfers der Welt, nicht durch Blut und Räuchwerk; ſondern durch Gebet, Lob und Dankſagung, wie ſolches **Jeſus Chriſtus**, der Sohn des wahren Gottes, ſie gelehrt habe, dem ſie nach dem Vater **die zweyte Stelle** in ihrer Verehrung, **die dritte** aber dem prophetiſchen Geiſte gäben. Auch beweiſet er eben daſſelbe aus der bewundernswürdigen Veränderung, welche bey den Chriſten in Anſehung ihrer Sitten vorgegangen iſt, nachdem ſie den Dienſt der böſen Geiſter verlaſſen haben. Er führt daher die Vorſchriften Jeſu von der Keuſchheit, der Liebe gegen die Feinde, der Mildthätigkeit, dem Vertrauen auf die göttliche Fürſorge, der Geduld, und der Vermeidung des leichtſinnigen Schwörens, als Pflichten an, deren Erfüllung allein die wahren Chriſten kenntlich mache. Beſonders zeigt er, daß ſie nach dem Befehl ihres Lehrers, der Obrigkeit gehorſam ſind, und zuerſt unter allen die Steuern abtragen. Wenn nun, ſchließt er hieraus, die Fürſten ſo getreue und aufrichtige Unterthanen verachten ſollten: ſo würde dieſes den Chriſten nicht ſchaden, weil ſie wohl wüßten, daß jedermann Gott dereinſt für ſeine Handlungen Rechenſchaft geben, und Belohnung oder Strafe von ihm erwarten müſſe. Die Heiden dürften auch dasjenige, was ihnen von dem Zuſtande der Menſchen nach dem Tode vorgeſtellt werde, deſto weniger verwerfen, da ihre Dichter und Weltweiſen ſelbſt manches ähnliche gelehrt hätten. Die Auferweckung der Todten könne auch Gott nicht ſchwerer noch weniger glaubwürdig ſeyn, als die Schöpfung und die Zeugung der Menſchen, welche man vor unglaublich halten würde, wenn nicht die tägliche Erfahrung ſie außer Zweifel ſetzte. Und was die Chriſten von dem Worte oder dem Sohne Gottes, ſeinem Leiden und Sterben, und ſeiner Himmelfahrt lehrten, könne den Heiden nicht

ſonderbar vorkommen, da ſie ſelbſt ſo viel von Söhnen des **Jupiter**, aber ſehr viel ungereimtes, und wahre Werke der böſen Geiſter, erzählten.

In dem zweyten Haupttheil ſeiner Schutzrede ſucht **Juſtinus** die Heiden von der Wahrheit der chriſtlichen Religion zu belehren. Daß die Chriſten die Wahrheit vortragen, ſagt er, und daß ſie bloß wegen derſelben verfolgt werden, ſieht man theils daraus, weil alle andere Völker und Partheyen einer unumſchränkten Freyheit in der Ausübung ihrer Religion genießen, wenn es gleich die unſinnigſte ſeyn ſollte, den Chriſten allein aber dieſelbe verſagt wird; theils aus der Todesgefahr, unter welcher ſie den Götzendienſt verlaſſen, und ſich der Verehrung des ewigen Gottes ergeben haben: auch aus dem Umſtande, daß die Ketzer, wie **Simon Magus**, **Menander** und **Marcion**, wenigſtens wegen ihrer Ketzereyen, nicht verfolgt, ſondern wohl gar von den Römern verehrt würden. Ob die Anhänger derſelben, die ſich fälſchlich Chriſten nennen, die abſcheulichen und wider die Chriſten erdichteten Verbrechen begehen, daß ſie ſich, nach ausgelöſchten Lichtern, der Unzucht überlaſſen, ingleichen Menſchenfleiſch eſſen ſollten, iſt ihm nicht bekannt. Allein die Chriſten, fährt er fort, vermeiden es ſo ſehr, der unter den Heiden herrſchenden zügelloſen Unkeuſchheit von aller Art Vorſchub zu thun, daß ſie auch niemals neugebohrne Kinder wegſetzen, als welche meiſtentheils zu einer ſo ſchändlichen Beſtimmung gemißbraucht werden. Ihre Verläumder werden daher mit den Teufeln durch ein ewiges Feuer gemartert werden. Wer es aber nicht glaubt, daß Gott ſie beſtrafen, oder die beſſern Menſchen, welche ſich der allen von ihm ertheilten Fähigkeit, das Wahre zu wählen, glücklich bedient haben, ſeelig machen werde: der leugnet entweder, daß es einen Gott gebe; oder macht ihn zu einem Freunde des Böſen, oder einem Steine gleich; und leitet den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter nur

von der Meinung der Menſchen her. Auch deswegen ſetzen die Chriſten keine Kinder weg, damit ſie ſich keiner Mordthat ſchuldig machen, wenn dieſelben umkämen. Sie treten nur wegen der Kinder in die Ehe, und wenn ſie keine Neigung zu derſelben haben, leben ſie in einer beſtändigen Enthaltſamkeit. Einen Beweis, daß ſie keinesweges insgeheim Wollüſte ausüben, gab jener Chriſt, der den Statthalter von Aegypten, **Felix**, bat, dem Arzte zu erlauben, daß er ihn entmannen dürfte; da ihm aber ſolches abgeſchlagen wurde, beobachtete der Jüngling gleichwohl immerfort die ſtrengſte Keuſchheit, und begnügte ſich daran, daß er und ſeine gleichgeſinnten Mitbrüder von ſeiner Tugend überzeugt waren. Ein rühmliches Widerſpiel vom **Antinous**, der wegen unnatürlicher Laſter von den Heiden als ein Gott verehrt wird.

Damit ſie aber nicht ſagen möchten, **Chriſtus** habe, als ein bloßer Menſch, durch Zauberkünſte die Wunderwerke verrichtet, wegen welcher man ihn den Sohn Gottes genannt hat: ſo beweiſet **Juſtinus**, daß **Jeſus** dieſes wirklich geweſen ſey, aus den Weißagungen der Propheten von mehrern tauſend Jahren her, die in ſeiner ganzen Lebensgeſchichte auf der Welt eingetroffen ſind. Er führt die vornehmſten und deutlichſten derſelben an, vergleicht ſie mit ihrer Erfüllung, und giebt eine Anweiſung, ſie zu verſtehen, indem er zeigt, daß in dieſen Stellen der prophetiſche Geiſt bald im Nahmen des Vaters oder des Sohnes, bald in ſeinem eignen rede. Die Römer werden aufgefordert, ſelbſt zu unterſuchen, ob nicht dieſe Prophezeyungen wahr befunden worden ſind: inſonderheit diejenige, nach welcher die Juden ſo lange ihre einheimiſchen Fürſten haben ſollten, bis **Jeſus** unter ihnen erſcheinen würde. Solche augenſcheinlich erfüllte Weißagungen bringt er auch von der Zerſtörung Jeruſalems, und von der Bekehrung der Heiden zu **Chriſto**, bey. Zugleich begegnet er gewiſſen Einwürfen, die bey den Heiden darüber

über entſtehen konnten. Wenn man dieſe Begebenheiten vorher wußte, konnten ſie denken: ſo iſt alles durch ein unvermeidliches Schickſal nothwendig beſtimmt. Allein die Freyheit des menſchlichen Willens wird von dem Verfaſſer aus der Erfahrung und aus Stellen der jüdiſchen Propheten behauptet: er verſichert auch bey dieſer Gelegenheit, daß die griechiſchen Weltweiſen und Dichter alles, was ſie von der Unſterblichkeit der Seele, von Strafen nach dem Tode, und von göttlichen Dingen auf eine nicht ganz verwerfliche Art gelehrt haben, den gedachten Propheten ſchuldig ſind.

Der andere Einwurf, den er abzuwenden ſucht, iſt dieſer. Da **Chriſtus** erſt vor hundert und funfzig Jahren ein Menſch gebohren worden iſt: ſo ſind alle vor ſeiner Zeit lebende Menſchen unſchuldig, wenn ſie die erſt von ihm bekannt gemachte Wahrheit nicht eingeſehen haben. Darauf antwortet **Juſtinus**: „Wir haben gelernt und oben gezeigt, daß **Chriſtus** der Erſtgebohrne Gottes, und die Vernunft oder das Wort ſey, an welchem das ganze menſchliche Geſchlecht Theil nimmt. **Diejenigen nun, welche nach dieſem Worte (nach dieſer Vernunft) gelebt haben, ſind Chriſten**, wenn man ſie gleich vor Gottesverläugner gehalten hat: dergleichen unter den Griechen **Socrates, Heraclitus**, und andere ihnen ähnliche; unter den Barbaren aber **Abraham, Ananias, Azarias, Miſael, Elias**, und viele andere geweſen ſind. Eben ſo waren auch diejenigen gottlos und Feinde **Chriſti**, welche ehemals ohne dieſes Wort (oder ohne dieſe Vernunft) gelebt haben.“ — Er ſchließt mit den Anmerkungen, daß durch die Erfüllung ſo vieler Weißagungen die Gewißheit der noch nicht eingetroffenen beſtätigt werde; und daß die Chriſten dem Stifter ihrer Religion nicht geglaubt haben würden, wenn ſie nicht ſelbſt jene Erfüllung an einer ſolchen Menge von Beyſpielen vor den Augen gehabt hätten.

Allein ſolche Beweiſe, ſagt **Juſtinus**, führen diejenigen nicht, welche die Fabeln der Dichter von den Göttern vortragen: denn dieſe ſind bloß zur Verführung der Menſchen von den böſen Geiſtern aufgebracht worden. Sie hatten gehört, daß die Propheten die Zukunft **Chriſti** verkündigten: daher erſannen ſie viele Söhne des **Jupiter**, und hofften, daß man die Geſchichte **Chriſti** vor eben eine ſolche Erdichtung halten würde. Gleichergeſtalt ahmten ſie auch viele einzelne Umſtände ſeines Lebens, die vorher geſagt worden waren, in der Götter- und Heldengeſchichte nach. Nur auf das Kreuz waren ſie gar nicht aufmerkſam geworden, weil die Propheten von demſelben unter Sinnbildern geredet hatten. Gleichwohl iſt es das größte Zeichen der Macht und Gewalt **Chriſti**, und in der Natur, im menſchlichen Leben, geſchieht wenig erhebliches ohne das Kreuz. Die Seegelſtangen mit aufgeſpannten Seegeln, die Werkzeuge des Pflügens und Grabens, auch anderer Händearbeiten, ſelbſt der Menſch, indem er die Hände zum Gebete ausbreitet, die Römiſchen Fahnen, die Bilder der Kaiſer ſogar, die vergöttert werden, alles dieſes hat die Geſtalt des Kreuzes. Nicht genug aber, daß die böſen Geiſter **Chriſto**, ehe er unter den Menſchen erſchien, erdichtete Gottheiten entgegengeſetzt haben; ſie ſtellten ihm auch verſchiedene Irrlehrer in den Weg, welche die Menſchen von ihm abziehen ſollten: unter denſelben iſt **Simon** der Zauberer von dem Römiſchen Senate und Volke gar vor einen Gott angeſehen worden, und ſie haben ihm deswegen eine Bildſäule aufgerichtet. Unterdeſſen haben doch die böſen Geiſter es nicht dahin bringen können, daß die Ankunft **Chriſti** verborgen geblieben wäre: alles was ſie auszurichten im Stande ſind, ſagt **Juſtinus**, iſt, daß ſie die Gottloſen, für welche wir Mitleiden haben, und ſie zu beſſern ſuchen, antreiben, uns zu haſſen, und umzubringen. Wir aber fürchten den Todt nicht, weil man doch ſterben muß, und immer einerley im Leben vorkommt, wodurch unſere Feinde geſättigt unſern

ſern Glauben annehmen ſollten, um ein ewiges leidenloſes und nichtsbedürftiges Leben zu erlangen. Wenn ſie aber glauben, daß nach dem Tode nichts mehr ſey, und nichts empfunden werde: ſo erzeigen ſie uns dadurch eine Wohlthat, daß ſie uns von den Leiden und Bedürfniſſen dieſes Lebens befreyen. Juſtinus ſucht noch überdieß zu zeigen, daß verſchiedene Lehren des Plato, unter andern, was er von der Schöpfung der Welt aus einer unförmlichen Materie ſagt, aus den Schriften Moſis gezogen worden ſey.

Endlich beſchreibt er im dritten Haupttheil dieſer Schutzrede den Gottesdienſt der Chriſten. Diejenigen, ſagt er, welche das aus Ueberzeugung vor wahr halten, was wir lehren, und verſprechen, daß ſie eben ſo leben können, wie wir, dieſe werden belehrt, Gott unter Beten und Faſten um Vergebung ihrer vorigen Sünden zu bitten: und wir beten und faſten mit ihnen. Hierauf führen wir ſie an ſolche Oerter, wo fließendes Waſſer iſt: und daſelbſt werden ſie, eben ſo wie wir, neugebohren. Denn ſie empfangen alsdenn die Abwaſchung durch das Waſſer im Namen des Vaters aller Dinge und Herrn Gottes, und unſers Heilandes Jeſu Chriſti, und des heiligen Geiſtes. Dieſe Abwaſchung wird die Erleuchtung (φωτισμὸς) genannt, weil diejenigen, welche dieſes lernen, am Verſtande erleuchtet werden. Da die böſen Geiſter gehört hatten, daß dieſe Abwaſchung von den Propheten verkündigt worden ſey: ſo haben ſie es dahin gebracht, daß die, welche in ihre Tempel kommen, um ihnen Opfer darzubringen, ſich auch mit Waſſer beſprengen; ja daß ſich die Abreiſenden vorher ganz waſchen, ehe ſie zu den Tempeln gelangen, wo jene aufgeſtellt ſind. So haben ſie noch mehreres, das ſie in den Schriften Moſis fanden, nachgeahmt: aus dem Geiſte Gottes, der bey der Schöpfung über dem Waſſer ſchwebte, haben ſie die Proſerpina, und aus dem Worte, durch welches die

Welt

Welt geſchaffen worden iſt, haben ſie die Minerva gebildet.

Wenn wir nun, fährt Juſtinus fort, denjenigen, der uns geglaubt und Beyfall gegeben hat, dergeſtalt abgewaſchen haben: ſo führen wir ihn zu denen, welche Brüder heißen, wo ſie verſammlet ſind, hin, um gemeinſchaftlich ſo wohl für uns, als für den Erleuchteten, und für alle andere in jeder Gegend, andächtig zu beten, daß wir nach erlangter Kenntniß der Wahrheit, auch würdig geachtet werden, in der Führung eines rechtſchaffenen Lebens und Beobachtung der göttlichen Gebote erfunden zu werden, damit wir die ewige Seeligkeit erhalten mögen. Nach geendigtem Gebete grüßen wir einander mit einem Kuſſe. Darauf wird dem Vorſteher der Brüder Brodt und ein Becher mit Waſſer und damit gemiſchten Wein gebracht. Er nimmt daſſelbe, lobt und preiſet den Vater aller Dinge durch den Nahmen des Sohns und heiligen Geiſtes, und dankt ihm weitläuftig für die gnädige Mittheilung dieſer Gaben. Nachdem er das Gebet und die Dankſagung vollendet hat, ruft ihm jeder Anweſender Amen zu, welches auf Ebräiſch ſo viel heißt, als, es geſchehe! Darauf theilen diejenigen, welche bey uns Diaconi heißen, das Brodt, den Wein und das Waſſer, über welche die Dankſagung geſprochen worden iſt, einem jeden der Gegenwärtigen zum Genuſſe mit, und tragen es auch zu den Abweſenden. Dieſe Speiſe heißt bey uns Euchariſtia, (das Dankſagungsmahl,) und es darf niemand an demſelben Theil nehmen, als wer dasjenige, was wir lehren, glaubt, jene Abwaſchung zur Vergebung der Sünden, und zur neuen Geburt empfangen hat, und nach der Vorſchrift Chriſti lebt. Denn Wir nehmen dieſes nicht wie gemeines Brodt, oder wie gemeinen Trank; ſondern gleichwie Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, durch das Wort Gottes ein Menſch geworden iſt, und um unſerer Erlöſung willen Fleiſch und Blut gehabt hat: ſo ſind wir auch belehrt

lehrt worden, daß dieſe Speiſe, für welche durch ein Gebet von ſeinen eigenen Worten Dank geſagt worden iſt, und durch welche unſer Fleiſch und Blut, Kraft einer Veränderung, genährt werden, das Fleiſch und Blut jenes Menſchgewordenen Jeſus ſey. Denn die Apoſtel erzählen in ihren Nachrichten, welche Evangelien heißen, daß ihnen Jeſus ſolches auf dieſe Art anbefohlen habe. — — Die böſen Geiſter haben auch dieſes nachgeahmt, und bey dem geheimen Dienſte des Mithras eingeführt; indem, wenn man jemand zu dieſem Dienſte einweihet, Brod und ein Becher Waſſer, unter gewiſſen geſprochenen Worten, aufgeſetzt werden. — Seitdem alſo erinnern wir einander ſtets an dieſe Befehle Jeſu: die Vermögenden unter uns kommen den Dürftigen in allem zu Hülfe, und wir halten immer unter einander zuſammen. Bey allem, was wir genießen, loben wir den Schöpfer aller Dinge, durch ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum, und durch den heiligen Geiſt. An dem Tage, welcher von der Sonne den Nahmen hat, kommen alle, die in den Städten und auf dem Lande wohnen, an einen Ort zuſammen; daſelbſt werden die Schriften der Apoſtel und Propheten, ſo weit es die Zeit erlaubt, geleſen. Wenn der Vorleſer aufgehört hat, ſo hält der Vorſteher eine Ermahnung, daß man ſo treffliche Lehren ausüben möge. Hierauf ſtehen wir alle zum Gebete auf, und wenn dieſes geendigt iſt, ſo wird, wie ich bereits geſagt habe, Brod, Wein und Waſſer herbeygebracht. — — Diejenigen, welche Ueberfluß und guten Willen haben, theilen nach ihrem Gefallen etwas mit: und was auf dieſe Art geſammlet worden iſt, wird bey dem Vorſteher aufbewahrt, welcher davon den Waiſen und Wittwen, denen, die durch Krankheit oder andere Urſachen in Dürftigkeit gerathen ſind, den Kranken und Fremden, die bey der Gemeine ankommen, Beyſtand leiſtet: überhaupt ſorgt er für alle Armen. Am Sonntage aber verſammeln wir uns deswegen alle, nicht nur weil dieſes der erſte Tag iſt, an welchem Gott an die

Stelle

Stelle der Finſterniß und Materie die Welt geſchaffen hat: ſondern auch, weil unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus an eben demſelben Tage vom Tode auferſtanden iſt.

Der Schluß, den Juſtinus aus dieſem allem zieht, iſt folgender: Wenn ihr dieſes vor vernünftig und wahr haltet, ſo ſchätzet es auch hoch; kommt es euch aber nur als ein leeres Gewäſche vor, ſo verachtet es auch als ein ſolches, und verurtheilt nicht unſchuldige Leute, als wenn es eure Feinde wären, zum Tode. Er kündigt ihnen die göttlichen Strafen an, wenn ſie in ihrer Ungerechtigkeit fortführen, und verſichert, daß ſie, die Chriſten, immer ausrufen würden: Es geſchehe, was Gott gefällt! Die Chriſten ſagt er, könnten zwar, vermöge der Verordnung Adrians, fordern, daß man auf die Art, wie ſie begehrten, über ſie Gericht halten ließe; allein ſie verlangten ſolches nicht bloß wegen dieſes Befehls; ſondern ſie hätten dieſe Beſchreibung ihres Zuſtandes aufgeſetzt, weil ſie wüßten, daß ihre Bitte gerecht wäre. Unterdeſſen hätten ſie Adrians Schreiben, (welches man bereits Th. II. S. 373. geleſen hat,) dieſer Vertheidigungsſchrift beygefügt, damit die Fürſten ſehen möchten, daß ſie auch hierinne die Wahrheit ſagten.

Für die erſte gelehrt und ſcharfſinnig abgefaßte Schrift, (die wenigſtens bis auf unſre Zeiten ſich erhalten hat, in welcher ein chriſtlicher Schriftſteller, wo möglich vor den Augen des Kaiſers ſelbſt, den Glauben, den Gottesdienſt und die Sitten der Chriſten ausführlich beſchrieben, die Gründe ihrer Religion angegeben, ſie gegen die damals herrſchenden Beſchuldigungen kühn und voll Vertrauens vertheidigt, den Götzendienſt zugleich angegriffen, und alle Vorzüge des Chriſtenthums vor demſelben gezeigt hat; für eine ſolche Schrift ſcheint dieſer Auszug nicht zu lang gerathen zu ſeyn. Sie macht groſſentheils ihrem Verfaſſer und überhaupt den Chriſten ſeiner Zeit Ehre. Was die Fürſten und Großen des Reichs,

ja alle Römer von dem Glauben und Verhalten der Chriſten zu wiſſen nöthig hatten, das fanden ſie hier beyſammen; mit einem ſo aufrichtigen und zuverläßigen Anſehen, daß kein Mißtrauen dagegen Statt fand; aber auch mit ſolchen Beweiſen und Erläuterungen unterſtützt, daß ſie von ſich und ihrer Religion einen ſchlechten Begriff, von der chriſtlichen einen deſto vortheilhaftern gewinnen mußten.

Vielleicht hat jedoch **Juſtinus** dieſe Wirkung ſeiner Schrift durch verſchiedene Fehler ſelbſt geſchwächt, die heidniſchen Leſern von Einſicht nothwendig in die Augen fallen mußten. Er beweiſet die Wahrheit des Chriſtenthums auch aus der Erfüllung der Weißagungen jüdiſcher Propheten von **Jeſu**; allein bey den Heiden, die eine ſo verächtliche Meinung von der jüdiſchen Religion und ihren Lehrern hatten, galt dieſer Beweiß nichts, ſo lange ſie nicht augenſcheinlich ſahen, daß jene Weiſſagungen keinesweges Erdichtungen neuerer Zeiten wären. Manche heidniſche Lehren und Religionsanſtalten leitet er auf eine ziemlich gezwungene Art von einer Nachahmung des jüdiſchen und chriſtlichen Glaubens her. Die ſibylliniſchen Gedichte, deren er ſich gegen die Heiden bedient, konnten ihnen kaum anders, als ſehr verdächtig, wohl gar als ein Betrug der Chriſten, vorkommen. Und was er von der Bildſäule erzählt, die dem Zauberer **Simon** zu Rom ſollte errichtet worden ſeyn, war noch leichter der Falſchheit zu überführen. Dennoch kann man ſagen, daß dieſes Verſehen **Juſtins** zwar hin und wieder einen geringen Mangel an Beurtheilung, oder einige Leichtgläubigkeit verriethen; aber der Hauptabſicht ſeiner Schutzrede eben nicht viel ſchaden durften. Dieſe war, das Chriſtenthum in ſeiner wahren Geſtalt, und die Unſchuld ſeiner Bekenner, ohngeachtet aller Verläumdungen und Bedrückungen, vorzuſtellen: beydes iſt von ihm geleiſtet worden. Wenn auch die heidniſchen Weltweiſen Gelegenheit nehmen konnten, über manche Stellen dieſer Schrift zu ſpotten, wie unter andern

über

über dasjenige, was zuweilen von den **Dämonen** oder böſen Geiſtern, von dem Urſprunge der heidniſchen Fabeln, und ähnlichen Dingen mehr, vorgebracht wird; ſo waren es doch des Heidenthums würdige Einfälle: der Spott fiel allemal gerechter auf dieſes zurück; und dem Verfaſſer mußte dennoch die Billigkeit ſeiner Forderung zugeſtanden werden, daß man die chriſtliche Religion entweder prüfen und ehren, oder ungeprüft und verachtet wenigſtens nicht verfolgen ſollte.

Ihrerſeits konnten auch die Chriſten mit dieſem Vertheidiger überhaupt zufrieden ſeyn. Man hat alle Urſache zu glauben, daß er ihre Religion ziemlich getreu abgeſchildert habe: es fehlt ihm nicht an lebhaftem Eifer, und ſogar an einer gewiſſen Beredſamkeit des Herzens, die zu ihrem Beſten ſpricht; und wenn er ihre mächtigen Verfolger durch dieſe Schutzſchrift nicht gänzlich für ſie eingenommen hat: ſo konnten ſie doch erwarten, daß der Haß derſelben gegen ſie dadurch werde gemildert werden. Unterdeſſen fanden auch die Chriſten darinne manches, das dem **Juſtin** eigen war, und darunter ſelbſt einige Flecken in der Lehre und in den Erläutrungen derſelben, wenn ſie anders dieſelben alle bemerkt haben. Er iſt nach den Stiftern des Chriſtenthums, der erſte unter den chriſtlichen Schriftſtellern, (ſo weit ſich nämlich ihre Werke erhalten haben,) welcher deutlich gelehrt hat, daß der Vater und Schöpfer aller Dinge, ſein Sohn **Jeſus Chriſtus**, und der heilige Geiſt göttlich verehrt werden müßten. Man belegt dieſes mit dem Nahmen des nachmals ſogenannten Glaubens von der heiligen Dreyeinigkeit. Allein **Juſtins** Vorſtellungen davon ſcheinen mit demſelben nicht völlig überein zu kommen. Nicht zu gedenken, daß er von einer zweyten und dritten Stelle nach dem Vater redet: ſo macht er von dem Sohne Gottes, indem er ihn das ſelbſtſtändige Wort oder die ſelbſtſtändige Vernunft (λόγος) nennt, einen Begriff, der **platoniſch**, nicht chriſtlich,

chriſtlich, iſt. Denn Plato hatte ein ſolches vor ſich beſtehendes göttliches Wort oder eine höchſte Vernunft angegeben, welche das vollkommenſte Urbild aller vorhandenen Dinge ſeyn ſollte, nach deren Muſter und durch welche alles geſchaffen wäre. Juſtinus aber lehrt, daß dieſe ſelbſtſtändige Vernunft, an der alle Menſchen Theil nähmen, Chriſtus ſey; daß eben deswegen ſchon die weiſern Heiden einige Kenntniß von demſelben gehabt, mithin als eine Art von Chriſten, ein Recht an die Seeligkeit erlangt hätten, bis die genaueſte Wiſſenſchaft von demſelben den eigentlichen Chriſten ertheilt worden wäre.

Doch wenn man alle Stellen, in welchen Juſtinus von dem Sohne Gottes in dieſer und in andern Schriften ſpricht, mit einander vergleichen will: ſo wird man zwar geſtehen müſſen, daß die angeführte Erklärung irrig ſey; aber ohne alle Entſchuldigung iſt er dabey nicht. Er war aus den Schulen der heidniſchen Weltweiſen und vom Leſen des Plato zum Chriſtenthum gekommen; hatte eine merkliche Begierde mitgebracht, jede Aehnlichkeit zwiſchen der Philoſophie dieſes großen Mannes und der chriſtlichen Religion aufzuſuchen, um den Anhängern von beyden, wie er glaubte, einen Dienſt zu erweiſen; vielleicht hatte ihn auch ein Mißverſtand des Anfangs von der evangeliſchen Geſchichte Johannis verleitet, den Plato zum Ausleger dieſer Lehre anzunehmen; ſo wie ehemals Philo von Alexandrien es mit eben dieſer platoniſchen Meinung in dem Lehrbegriff von Gott gemacht hatte. Ueberdieß ſieht man an dieſen Fehltritten Juſtins die gutgemeinten aber unglücklichen Bemühungen ſelbſt rechtgläubiger Lehrer unter den Chriſten, ihrer Religion einen philoſophiſchen Anſtrich zu geben, und mehr darüber zu ſagen, als der Urheber derſelben eröffnet hatte. Philoſophen ſind, von Juſtin dem Märtyrer an, die erſten unter den Chriſten geweſen, die über die urſprüngliche Einfalt des Chriſtenthums hinausſahen, aber auch oft manche Lehr-

ſätze deſſelben in eine zu ausgekünſtelte Geſtalt verwandelten; oder ſie mit mehrerm Glanze beſchwerten, als ſie vertragen kann; ohne daß man darum die Philoſophie überhaupt anklagen darf, welche ſtets im Stande war, dieſer Religion nützlich zu werden, ſo wie ſie aus derſelben große Vortheile gezogen hatte. Und ſelbſt **Juſtinus**, der einen fremden überflüßigen Schmuck für eine der Hauptlehren des Chriſtenthums borgte, trug ſie doch ſonſt ohngefähr wie **Jeſus** und ſeine Apoſtel, wenn gleich nicht genau mit den Beſtimmungen der ſpätern Chriſten, vor.

Das übrige, was in ſeiner Schrift dem Tadel ausgeſetzt iſt, bedeutet ſchon weit weniger. Wo es das Anſehen hat, daß er den Engeln zwiſchen dem Sohne Gottes und dem heiligen Geiſte eine Stelle der gottesdienſtlichen Verehrung anweiſe, da leiden nicht nur ſeine Ausdrücke, wie man oben geſehen hat, einen richtigern Verſtand; ſie fordern auch denſelben wegen alles deſſen, was er ſonſt von dem einzigen Gegenſtande der chriſtlichen Anbetung ſagt. Er würde ſogar die heidniſche Abgötterey beynahe auf eine ſich ſelbſt widerſprechende Art beſtreiten, wenn er wirklich eine abergläubiſche Verehrung der Engel lehrte. Billiger, aber doch mit einiger Nachſicht, wirft man ihm manche abgeſchmackte Anſpielungen und Vergleichungen, mangelhaft falſche, vermuthlich nur aus dem Gedächtniſſe gezogene Anführungen der heiligen Schrift, auch zu gezwungene Erklärungen derſelben vor. Ein grober Fehler gegen die Geſchichte iſt es inſonderheit, (wenn anders dieſe Stelle nichts durch die Abſchreiber gelitten hat,) daß er den König von Egypten **Ptolemäus** von dem jüdiſchen Könige **Herodes** eine Abſchrift der heiligen Bücher der Juden begehren läßt.

Von einer ſolchen doppelten Seite erſcheint **Juſtinus** auch in ſeinen andern Schriften. Eine der beträchtlichſten darunter iſt ſein **Geſpräch mit dem Juden Tryphon**, welcher damals der gelehrteſte unter ſeinem Volke war.

Die

Die Muthmaaßung derer, welche glauben, daß dieſes Geſpräch nicht wirklich gehalten; ſondern nach der Weiſe des Plato, und ſeiner Freunde erdichtet worden ſey, um an einem ſo berühmten Gegner den Sieg des Chriſtenthums zu zeigen; dieſe Muthmaaßung erhält durch den Inhalt des Geſprächs viele Stärke. Hätte Tryphon die Beweiſe und Vorwürfe Juſtins angehört; er würde ſchwerlich ſo leicht ſich faſt immer auf dieſelben ergeben haben: noch weniger würde er demſelben offenbare Fehler gegen die hebräiſche Sprache haben hingehen laſſen. Den mündlichen Gebrauch ſehr großer Stellen der heiligen Schrift, und die Länge der Unterredung überhaupt, wird man vielleicht auch unwahrſcheinlich finden

Sie ſoll aus der Begierde des Tryphon entſprungen ſeyn, mit dem Juſtin zu ſprechen, den er in der philoſophiſchen Kleidung ſah. Dieſer erzählt ihm die Geſchichte ſeines Umgangs mit den Philoſophen, und ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum: darauf ermahnt er ihn, daſſelbe gleichfalls anzunehmen. Tryphon hingegen wirft ihm vor, Chriſtus ſey, wenn er ja gebohren worden, und ſich irgendwo aufhalte, noch unbekannt; er kenne ſich auch ſelbſt nicht, und habe ſo lange keine Gewalt, bis ihn Elias geſalbt und allen bekannt gemacht hätte. In Anſehung der Chriſten geſteht er, daß er die Verläumdungen, als wenn ſie Menſchenfleiſch äßen, und nach ihren Mahlzeiten im Finſtern ſich allen Schandthaten überließen, nicht glaube: er hält auch die Vorſchriften ihrer Religion vor ſo bewunderswürdig und groß, daß niemand im Stande ſey, ſie zu erfüllen. Aber dieſes befremde ihn, ſagt er, an den Chriſten, daß, da ſie frömmer ſeyn wollten, als die heidniſchen Völker, ſie gleichwohl nichts von demjenigen beobachteten, was Gott in ſeinem Geſetze durch Moſen befohlen hätte. Hierauf antwortet nun Juſtinus, Chriſten und Juden verehrten Einen Gott; allein das jüdiſche Geſetz ſey durch Chriſtum

aufgehoben worden, und jetzt müßten wahre Bekehrung und Glaube an denſelben, nicht Cärimonien, vor Gott gebracht werden. Die Beſchneidung ſey den Juden zum Unterſcheidungszeichen von andern Völkern gegeben worden, damit ſie deſto leichter für alles dasjenige beſtraft werden könnten, was ſie an **Chriſto** und ſeinen Anhängern verübt hätten. Was vor harte Vorwürfe er ihnen hier mache, iſt ſchon an einem andern Orte (Th. II. S. 395.) angezeigt worden. Die Chriſten, fährt er fort, könnten die jüdiſchen Gebräuche eben ſo wohl ertragen, als ſie Martern und Tod litten; aber ſie wüßten wohl, daß dieſelben den Juden wegen ihrer Sünden und Hartnäckigkeit auferlegt worden wären. Wollten ſie dieſes nicht zugeben, ſo müßten ſie Gott der Veränderlichkeit beſchuldigen, indem er vor den Zeiten **Moſis** dieſe Cärimonien von den Menſchen nicht gefordert hätte. Dieſes giebt dem **Juſtin** Gelegenheit, die Vorzüge der chriſtlichen Religion vor der jüdiſchen zu zeigen: und da **Tryphon** die Einwendung macht, **Chriſtus** ſey von den Propheten in großer Herrlichkeit abgebildet worden; derjenige aber, den die Chriſten davor ausgäben, habe die tiefſte Schmach erlitten: ſo unterſcheidet **Juſtinus** die zweyfache Erſcheinung **Chriſti**, die erſtere zum Leiden, die andere zum Gerichte, wie ſolches auch die Propheten gethan hätten.

Indem er am Ende dieſer Vorſtellungen verſichert, daß die Chriſten eher den Tod ausſtünden, als die Götzenbilder anbeteten, oder vom Götzenopfer äßen: behauptet der Jude, das letztere geſchehe allerdings von vielen, welche vor wahre Chriſten gehalten werden wollen. Das ſind Irrlehrer, antwortet ihm **Juſtinus**, welche den Nahmen **Jeſu** mißbrauchen, und mit denen wir keine Gemeinſchaft haben: ſie heißen von ihren Anführern **Marcianer**, (Marcioniten) **Valentinianer**, **Baſilidianer**, **Satormilianer**, (Saturninianer) und noch mit andern Nahmen; aber auch die Entſtehung dieſer Sekten, ſo wie alles übrige,

was

was ſeinen ächten Schülern begegnen würde, hat ihnen Jeſus vorhergeſagt: daher beten ſie für dieſe, für die Juden und alle ihre andere Feinde, daß ſie an Jeſum glauben möchten. Weiter beweiſet Juſtinus, daß gewiſſe Pſalmen von Chriſto verſtanden werden müſſen, und daß die Moſaiſchen Cärimonien Vorbilder auf ihn abgegeben haben. Bey der Ausführung des letztern verfällt er ins Spielende. Das Oſterlamm ſoll am Spieße vollkommen ein Kreuz abgebildet haben, und die beyden Böcke, welche von dem jüdiſchen Verſöhnungstage her bekannt ſind, ſollen Sinnbilder der doppelten Erſcheinung Jeſu geweſen ſeyn. Er hält ſogar das Semmelmehl, welches für den Außätzigen geopfert werden mußte, vor ein Bild des Brodtes im Abendmahl Jeſu. Eben dieſes findet er in der Stelle des Propheten Malachia, wo geſagt wird, daß dereinſt an allen Orten Räuchwerk und Opfer dem Herrn dargebracht werden ſollen. Uebrigens ſetzt er von dem gedachten Brodte hinzu, Jeſus habe es zum Andenken ſeines Leidens zu genießen befohlen, damit man nicht allein Gott danken möchte, daß er die Welt und alles, was darinne iſt, zum Beſten der Menſchen erſchaffen hat; ſondern auch dafür, daß er uns von unſern Sünden und von der böſen Herrſchaft durch denjenigen befreyet hat, der nach ſeinem Willen litte. Von denen, welche vor und unter dem Geſetze Moſis gerecht gelebt haben, glaubt er, daß ſie durch Chriſtum ſeelig geworden ſind; ſo wie auch Chriſten, welche daſſelbe aus Schwachheit noch beobachteten, wenn ſie es nur ihren Mitbrüdern nicht aufzudringen ſuchten. Er wählt dieſes ſanftere Urtheil, ohngeachtet er geſtehen muß, daß manche Chriſten mit ihren Mitbrüdern, welche Eiferer für das jüdiſche Geſetz ſind, alle Gemeinſchaft aufheben.

Tryphon verlangt nunmehr, Juſtin möchte beweiſen, daß Chriſtus von Ewigkeit her als Gott vorhanden geweſen, und einſt ein Menſch gebohren worden ſey.

Stelle der Finſterniß und Materie die Welt geſchaffen hat: ſondern auch, weil unſer Erlöſer **Jeſus Chriſtus** an eben demſelben Tage vom Tode auferſtanden iſt.

Der Schluß, den **Juſtinus** aus dieſem allem zieht, iſt folgender: Wenn ihr dieſes vor vernünftig und wahr haltet, ſo ſchätzet es auch hoch; kommt es euch aber nur als ein leeres Gewäſche vor, ſo verachtet es auch als ein ſolches, und verurtheilt nicht unſchuldige Leute, als wenn es eure Feinde wären, zum Tode. Er kündigt ihnen die göttlichen Strafen an, wenn ſie in ihrer Ungerechtigkeit fortführen, und verſichert, daß ſie, die Chriſten, immer ausrufen würden: Es geſchehe, was Gott gefällt! Die Chriſten ſagt er, könnten zwar, vermöge der Verordnung **Adrians**, fordern, daß man auf die Art, wie ſie begehrten, über ſie Gericht halten ließe; allein ſie verlangten ſolches nicht bloß wegen dieſes Befehls; ſondern ſie hätten dieſe Beſchreibung ihres Zuſtandes aufgeſetzt, weil ſie wüßten, daß ihre Bitte gerecht wäre. Unterdeſſen hätten ſie **Adrians** Schreiben, (welches man bereits Th. II. S. 373. geleſen hat,) dieſer Vertheidigungsſchrift beygefügt, damit die Fürſten ſehen möchten, daß ſie auch hierinne die Wahrheit ſagten.

Für die erſte gelehrt und ſcharfſinnig abgefaßte Schrift, (die wenigſtens bis auf unſre Zeiten ſich erhalten hat, in welcher ein chriſtlicher Schriftſteller, wo möglich vor den Augen des Kaiſers ſelbſt, den Glauben, den Gottesdienſt und die Sitten der Chriſten ausführlich beſchrieben, die Gründe ihrer Religion angegeben, ſie gegen die damals herrſchenden Beſchuldigungen kühn und voll Vertrauens vertheidigt, den Götzendienſt zugleich angegriffen, und alle Vorzüge des Chriſtenthums vor demſelben gezeigt hat; für eine ſolche Schrift ſcheint dieſer Auszug nicht zu lang gerathen zu ſeyn. Sie macht groſſentheils ihrem Verfaſſer und überhaupt den Chriſten ſeiner Zeit Ehre. Was die Fürſten und Großen des Reichs,

ſchriften des Salomo, wo die Weisheit redend eingeführt wird, und vergleicht damit die Rede Gottes: Laſſet uns Menſchen machen!

Abermals beweiſet darauf Juſtinus, auf Begehren des Tryphon, daß der Sohn Gottes ein Menſch geworden, gelitten habe und geſtorben ſey, aus den Propheten. Sein Gegner macht die Einwendung, Chriſtus könnte wohl der Gott der Heiden ſeyn; die Juden aber bedürften deſſelben nicht. Das Gegentheil davon wird ihm aus den Pſalmen gezeigt: und da er ferner ſagt, Gott habe doch verſichert, daß er ſeine Ehre keinem andern geben wolle, ſo wird es wiederum beſtätigt, daß Chriſtus im Beſitze dieſer Ehre ſey. Im Fortgange ſeines Beweiſes von der Menſchwerdung des Sohnes Gottes, führt Juſtin die Weiſſagung des Jeſaias an, daß er von einer Jungfrau gebohren werden ſollte. Allein Tryphon antwortet hierauf, man müſſe in dieſer Stelle ſtatt Jungfrau vielmehr junge Frauensperſon überſetzen; auch ſey daſelbſt vom Ezechias die Rede; die Geburt Jeſu von einer Jungfrau ſehe der Fabel vom Perſeus ähnlich; und überhaupt wäre es beſſer, wenn die Chriſten ſagten, Jeſus ſey ein bloßer Menſch geweſen, aber wegen der Beobachtung des Geſetzes zum Meßias gewählt worden. Alles dieſes widerlegt der Schutzredner des Chriſtenthums, größtentheils nicht übel. Den Juden macht er den eben nicht wahrſcheinlichen Vorwurf, ſie geſtünden zwar, daß die bisher angeführten Stellen vom Meßias handelten; allein ſie wollten nicht zugeben, daß Jeſus derſelbe ſey; ſondern es ſollte ein anderer kommen, der leiden und regieren, und als Gott verehrt werden würde. Noch merkwürdiger, aber auch noch unwahrſcheinlicher, iſt ſeine Beſchuldigung, daß die Juden verſchiedene Stellen der Schriften des alten Bundes, welche deutlich Jeſum Chriſtum verkündigten, aus der alexandriniſchen Ueberſetzung derſelben, welche ſeiner Mei-

nung nach von ſiebzig Juden, unter der Regierung des Ptolemäus, verfertigt worden iſt, herausgeworfen hätten. Denn da ſich die von ihm beygebrachten Stellen in dem hebräiſchen Texte ſelbſt nicht finden: ſo ſieht man nicht, wie ſie in jene Ueberſetzung hätten kommen können, wenn es nicht vielmehr von Chriſten hinzugeſetzte Erklärungen waren, die Juſtinus mitten unter den Worten des Textes angeführt geleſen hat. Tryphon verſetzt hierauf, Gott könne es nur wiſſen, ob wirklich die Großen ſeines Volks ſolche Verſtümmelungen vorgenommen haben; es ſey aber unglaublich. Freylich unglaublich, ſagt Juſtinus; es iſt aber etwas ſchröcklichers, als da ſie ſich ein Kalb gebildet, oder ihre Söhne den böſen Geiſtern aufgeopfert, oder die Propheten ſelbſt umgebracht haben.

Unter dieſen und andern Streitigkeiten, beſonders über die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, bey welchen ſich Tryphon immer unerwartet leicht überzeugen läßt, oder doch beruhigt, fragt er auch den Juſtinus, ob die Chriſten in der That glaubten, daß Jeruſalem wieder ſollte aufgebauet werden, und daß ſie mit ihrem Erlöſer, mit den Patriarchen und Propheten, ingleichen mit den Juden, welche vor ſeiner zweyten Zukunft an ihn glauben würden, ein glückſeeliges Leben daſelbſt führen ſollten? Juſtinus geſteht, daß er und viele andere dieſer Meinung wären; aber viele fromme und rechtgläubige Chriſten hegten dieſe Hoffnung nicht. Derer will er jedoch, wie er ſagt, nicht gedenken, welche unter dem chriſtlichen Nahmen gottloſe Ketzer wären, den wahren Gott läſterten, und die Auferſtehung der Todten läugneten, ohne welche ſie die Seelen gleich nach dem Tode in den Himmel aufnehmen ließen: eine deutliche Beſchreibung der Gnoſtiker. Daß aber er und die in allem richtig denkenden Chriſten, wie er ausdrücklich verſichert, mit Rechte ein tauſendjähriges Reich zu Jeruſalem erwarteten, ſucht er aus dem Jeſaias, Ezechiel, und aus der Offenba-

rung

rung Johannis, zu beweiſen. Man wird den Widerſpruch, den Juſtinus in dieſer Stelle gegen ſich ſelbſt begeht, nicht überſehen; allein es iſt doch rühmlich, daß er die Gegner dieſer Meinung nicht ſchlechterdings vor irrgläubig erklärt. Beyde Partheyen alſo unter den Chriſten ſcheinen damals ſanftmüthig mit einander umgegangen zu ſeyn. Schwerlich unterdeſſen ſind der Verfechter des tauſendjährigen Reichs zu ſeiner Zeit ſo viele geweſen, als dem Juſtin ſeine Liebe zu dieſem Lehrſatze eingebildet hat: er hatte auch offenbar von dieſem Reiche mehr ſinnliche als geiſtige Begriffe. Gleich darauf ſetzt er bey Gelegenheit der Weißagung Johannis hinzu, die prophetiſchen Gaben wären noch unter den Chriſten übrig, und von den Juden, welche ſie ehemals gehabt hätten, zu ihnen gekommen; aber es gebe auch unter ihnen falſche Propheten.

Nachdem Juſtinus den geforderten Beweis zu Ende gebracht hat, beſchäftigt er ſich lange genug damit, zu zeigen, daß das Kreuz Chriſti unter vielerley Sinnbildern und Weißagungen zu den Zeiten und in den Schriften des Alten Bundes verkündigt worden ſey. Dahin rechnet er den wunderthätigen Stab, den Moſes geführt hat, eben deſſelben ausgeſtreckte Hände beym Kriege mit den Amalekitern, und vieles andere aus der älteſten Geſchichte der Iſraeliten. Dem Tryphon, welcher dabey Gelegenheit nimmt, zu fragen, ob Jeſus die Gaben des heiligen Geiſtes aus Bedürfniß empfangen habe, antwortet er, es ſey vielmehr zum Merkmale geſchehen, daß er von Gott geſandt ſey, und daß ſolche Gaben künftig unter den Menſchen ſich nicht mehr zeigen würden. Auch zeigt er, wie der Fluch zu verſtehen ſey, mit welchem Gott die ans Kreuz gehenkten belegt hat, und erklärt den zwey und zwanzigſten Pſalm ausführlich, wobey er jedoch auf eine ſeltſame Auslegung des Worts Satanas verfällt.

ſätze deſſelben in eine zu ausgekünſtelte Geſtalt verwandelten; oder ſie mit mehrerm Glanze beſchwerten, als ſie vertragen kann; ohne daß man darum die Philoſophie überhaupt anklagen darf, welche ſtets im Stande war, dieſer Religion nützlich zu werden, ſo wie ſie aus derſelben große Vortheile gezogen hatte. Und ſelbſt **Juſtinus**, der einen fremden überflüßigen Schmuck für eine der Hauptlehren des Chriſtenthums borgte, trug ſie doch ſonſt ohngefähr wie **Jeſus** und ſeine Apoſtel, wenn gleich nicht genau mit den Beſtimmungen der ſpätern Chriſten, vor.

Das übrige, was in ſeiner Schrift dem Tadel ausgeſetzt iſt, bedeutet ſchon weit weniger. Wo es das Anſehen hat, daß er den Engeln zwiſchen dem Sohne Gottes und dem heiligen Geiſte eine Stelle der gottesdienſtlichen Verehrung anweiſe, da leiden nicht nur ſeine Ausdrücke, wie man oben geſehen hat, einen richtigern Verſtand; ſie fordern auch denſelben wegen alles deſſen, was er ſonſt von dem einzigen Gegenſtande der chriſtlichen Anbetung ſagt. Er würde ſogar die heidniſche Abgötterey beynahe auf eine ſich ſelbſt widerſprechende Art beſtreiten, wenn er wirklich eine abergläubiſche Verehrung der Engel lehrte. Billiger, aber doch mit einiger Nachſicht, wirft man ihm manche abgeſchmackte Anſpielungen und Vergleichungen, mangelhaft falſche, vermuthlich nur aus dem Gedächtniſſe gezogene Anführungen der heiligen Schrift, auch zu gezwungene Erklärungen derſelben vor. Ein grober Fehler gegen die Geſchichte iſt es inſonderheit, (wenn anders dieſe Stelle nichts durch die Abſchreiber gelitten hat,) daß er den König von Egypten **Ptolemäus** von dem jüdiſchen Könige **Herodes** eine Abſchrift der heiligen Bücher der Juden begehren läßt.

Von einer ſolchen doppelten Seite erſcheint **Juſtinus** auch in ſeinen andern Schriften. Eine der beträchtlichſten darunter iſt ſein **Geſpräch mit dem Juden Tryphon**, welcher damals der gelehrteſte unter ſeinem Volke war.

Die

nus, und vermuthlich auch viele andere chriſtliche Lehrer, für ihre Religion mit den Juden geſtritten haben: in der Hauptſache ſehr brauchbar; aber auch fehlerhaft genug in einzelen Gründen und andern Vorſtellungen. Man darf eben ſo wenig zweifeln, daß die Juden ſolche Einwürfe, als ihnen hier in den Mund gelegt werden, dem Chriſtenthum entgegengeſetzt haben: gaben ihnen darauf die Lehrer der Chriſten, auch nur in Kleinigkeiten, ähnliche Blößen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie ſich dadurch berechtigt hielten, bey ihrer väterlichen Religion zu bleiben.

Gegen die Heiden führte **Juſtinus** die Sache des Chriſtenthums noch beſonders in der **Ermahnungsſchrift an die Griechen:** denn mit dieſem Nahmen belegten die chriſtlichen Lehrer die Heiden überhaupt; auch ihre Religion nannten ſie die Griechiſche, (Ἑλληνισμὸς) ſo wie die ihrige, weil ſie unter ſogenannten Barbaren, den Juden entſtanden war, die Barbariſche, (Βαρβαρισμὸς.) In dieſem Werkchen zeigt **Juſtinus**, daß man die Kenntniß der wahren Religion nicht aus den Schriften der heidniſchen Dichter und Weltweiſen ſchöpfen müſſe, weil ſie, wie er durch Beyſpiele darthut, viele ungereimte Sätze gelehrt hätten, und unter einander uneins geweſen wären. Dagegen ſollten die Heiden die jüdiſchen Propheten zu Rathe ziehen, auf deren Lehren das Chriſtenthum gegründet worden ſey. Darunter ſey **Moſes** der älteſte, wie **Diodor von Sicilien** ſelbſt erkannt habe: er habe geſchrieben, ehe noch die griechiſchen Buchſtaben erfunden waren, und wenn man ſeine und anderer Propheten Schriften griechiſch leſen könne, ſo komme dieſes von der Ueberſetzung her, die auf Verlangen des **Ptolemäus** verfertigt worden ſey. **Juſtinus** will ſogar noch Spuren von den Cellen geſehen haben, in welcher die Verfaſſer dieſer Ueberſetzung daran gearbeitet hätten. Deſto jünger ſagt er, wären die heidniſchen Schriftſteller; vor der Zeitrechnung der **Olympiaden** ſey gar nichts Brauchbares geſchrieben worden, und

ſelbſt

ſelbſt die Götterausſprüche verwieſen auf die Weisheit der Hebräer. Da jedoch, fährt er fort, ſelbſt die heidniſchen Philoſophen und Dichter, beſonders diejenigen, welche in Egypten die jüdiſche Religion kennen lernten, manches Wahre eingeſehen hätten, ſo möchten ſich die Heiden deſſelben bedienen. So hätten **Orpheus**, die **Sibylle**, **Homerus**, **Sophocles** und **Pythagoras** einen einzigen wahren Gott erkannt. Auch **Plato** ſey auf dieſen Weg gerathen, ob er gleich aus Furcht vor den Athenienſern Götter zugegeben hätte: im übrigen habe er noch mehr aus dem **Moſes** genommen, die göttliche Begeiſterung der Propheten, die Auferſtehung und das Gericht; was er von dem geflügelten Wagen des Jupiter ſage, ſey eine Nachahmung der Cherubinen, und auch dieſes, daß die Zeit zugleich mit dem Himmel geſchaffen worden, ſey er dem **Moſes** ſchuldig. Von eben dieſem habe **Homerus** ſeine Beſchreibung der Strafen in der Hölle, der Schöpfung, des Paradieſes, des Thurmbaues zu Babylon, und der Stürzung des Teufels, den er **Ate** nenne, aus dem Himmel, entlehnt. Sogar die Verfertiger von Götzenbildern hätten die göttliche Rede vor den Augen gehabt: „laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich „ſey!„ Da nun überdies die Philoſophen ſelbſt geſtünden, daß ſie nichts wüßten: ſo möchten die Heiden vielmehr die Propheten, oder wenigſtens den **Orpheus**, die **Sibylle** von Cumä, welche ſo deutlich von **Jeſu** geweißagt hätte, ingleichen die Weltweiſen, **Ammon** und **Mercurius**, hören, welche die Schwierigkeiten, Gott zu kennen, ſo nachdrücklich bekannt hätten. Wiederum ſieht man alſo, daß dieſe Schrift im Ganzen ihrer Abſicht ein Genüge leiſte, wenn gleich bey vielen geſuchten Aehnlichkeiten und in andern Stellen Fehltritte in die Augen fallen.

Andere Schriften, welche noch unter **Juſtins** Nahmen geleſen werden, ſind entweder unbeträchtlicher, als die bisher beſchriebenen, oder ſie rühren gar von einem unbekann-

kannten Verfaſſer her. In einer kleinen Abhandlung **von der einzigen höchſten Herrſchaft Gottes**, beweiſet er aus griechiſchen Dichtern, daß es nur einen wahren Gott gebe; daß dieſer allein über das Leben der Menſchen Gericht zu halten befugt ſey; daß man ihn durch Opferausgießungen und Weyhrauch nicht beſänftigen könne; daß die übrigen ſogenannten Götter es nicht ſind, und daß man ſich ihm alſo allein ergeben müſſe. Der erſte Theil dieſer Schrift, in welchem Beweiſe aus den heiligen Büchern der Juden und Chriſten gebraucht worden waren, iſt verloren gegangen. — Eine kurze **Anrede an die Heiden**, die **Juſtinus** vielleicht auch geſchrieben hat, erzählt die Urſachen, warum der Verfaſſer vom Heidenthum abgetreten ſey, nämlich den ungereimten ärgerlichen Inhalt der Götter- und Heldengeſchichten, ingleichen die Ueppigkeit der feyerlichen heidniſchen Zuſammenkünfte; dagegen die chriſtliche Religion, als deſto vortrefflicher, empfohlen wird. — Man eignet ihm auch das **Schreiben an den Diognetus** zu, an einen lernbegierigen Heiden, der gefragt hatte, auf welchen Gott die Chriſten ihr Vertrauen ſetzten, und was ſie vor eine Religion hätten, indem ſie Welt und Todt verachteten, weder die heidniſchen Götter ehrten, noch den jüdiſchen Aberglauben beobachteten? durch was vor eine Liebe ſie unter einander verbunden würden? und warum dieſe neue Lebensart nur erſt vor kurzem eingeführt worden ſey? Dieſe Fragen werden dergeſtalt beantwortet, daß **Juſtinus** gar wohl Verfaſſer des Schreibens ſeyn könnte. Nur findet man darinne die jüdiſchen Cärimonien überaus ſpöttiſch und heftig durchgezogen, ohne daß dem Heiden geſagt würde, daß Gott dieſelben gleichwohl auf eine Zeitlang vorgeſchrieben hatte: ein Fehler, in den **Juſtinus** ſchwerlich verfallen konnte. — In dem **Schreiben an Zenam und Serenum**, welches ihm auch von manchen, aber von keinem der alten Schriftſteller, beygelegt wird, ſind zwar viele allgemeine, größtentheils nützliche Lehren, für die Sitten der Chriſten, enthal-

enthalten; einige darunter aber ſcheinen ſich näher auf Mönche zu beziehen, von denen dieſes Zeitalter noch nichts wußte. — Gleich verdächtig ſind andere Werke, vor denen ſein Nahme ſteht, wie die **Auslegung des richtigen Bekenntniſſes** oder **Glaubens**, die **Fragen und Antworten an die Rechtgläubigen**, die **Fragen der Chriſten an die Heiden**, **und der Heiden an die Chriſten**; endlich auch die **Widerlegung einiger Ariſtoteliſchen Lehrſätze.**

Juſtinus hatte ein Buch **wider den Marcion** und **alle Kezereyen** geſchrieben, ingleichen **Erklärungen über einige bibliſche Bücher** und einen **Beweis der Auferſtehung der Todten**; dieſe aber, und vielleicht noch mehrere ſeiner Werke, ſind, bis auf eine Anzahl abgeriſſener Stücke, die **Irenäus** und andere aufbehalten haben, untergegangen. Von dem zulezt genannten Buche hat **Johannes Damaſcenus** in eines der ſeinigen (Parallela ſacra) ein Stück eingerückt, welches in den neuern Zeiten mehrmals, unter andern in der Benediktinerausgabe der Schriften des **Juſtinus**, und beſonders von dem Hn. Oberconſiſt. Rath **Teller** (unter der Aufſchrift: Iuſt. Mart. Ἀπόδειξις reſurrectionis carnis, fragmentum, Helmſt. 1766. 4.) mit einer verbeſſerten Ueberſetzung und mit Anmerkungen ans Licht geſtellet worden iſt. Man ſieht aus demſelben, daß der Verfaſſer in dieſem Buche, den Schwachen zum Beſten, und wegen der beſorglichen Verführung, (denn den gläubigen Chriſten ſey das Zeugniß Gottes hinlänglich,) die Lehre von der Auferſtehung der Todten philoſophiſch zu beweiſen verſuchet habe. Er beantwortet folgende Einwürfe der Feinde dieſer Lehre. Zuerſt ſagten ſie, wenn auch die Glieder mit dem Leibe auferſtehen, ſo müſſen auch ihre Verrichtungen fortgehen. **Juſtinus** leugnet dieſe Folgerung, weil auch in dieſem Leben manche Glieder die Abſicht zu der ſie beſtimmt ſind, nicht erfüllen; und er beweiſet ſolches

ches ſelbſt aus der Geſchichte unſers Heylandes auf der Erde. Aber ſoll denn auch, fragt man, der Einäugichte, der Lahme und andere Gebrechliche, in ihrem jetzigen Zuſtande auferſtehen? Die Antwort iſt: Da Chriſtus ſchon hier ſolche körperliche Fehler geheilt hat: ſo müſſen ſie deſto mehr bey der Auferſtehung wegbleiben. Unmöglich kann die Auferweckung der Todten keinem Chriſten vorkommen, da ſelbſt die Heiden ihre Götzen allmächtig vorſtellen; jene aber die Schöpfung und die wunderbare Geburt des Menſchen täglich ſehen. Die Heiden können hier eben ſo wenig etwas unmögliches finden, da ſie einräumen, daß die Elemente unvergänglich ſind. Zweifelt man, ob der Leib werth ſey auferweckt zu werden, der doch irdiſch und ſündlich iſt, ja die Seele ſelbſt zur Sünde fortreißt: ſo bedenke man, daß er doch auch nach dem Bilde Gottes gemacht, und wegen ſeiner Bedürfniße alles geſchaffen worden ſey; daß er eigentlich nicht ſündigen könne, wenn ihn die Seele nicht dazu anreize; und daß wenn er auch ſündlich iſt, bloß deswegen der Erlöſer gekommen ſey. Man ſage nicht, daß der Leib keine beſondere Verheiſſung der Auferſtehung von Gott bekommen habe. Er hat ſie, weil er zu dem Ganzen des Menſchen gehört, und weil er manches mit der Seele gemeinſchaftlich im Chriſtenthum verrichtet. Es ſchadet auch nicht, daß die Seele ihrer Natur nach unſterblich, der Leib ſchon an ſich verweslich iſt. Denn eben deswegen würde es keine ausnehmende Wohlthat Gottes ſeyn, wenn er nur die Seele, die ohne dem ein Theil von ihm iſt, erhielte. Es giebt auch ſchon Beyſpiele der Auferſtehung des Leibes, wie in Chriſto ſelbſt: und das Wort Auferſtehung muß den Leib angehen, weil die Seele nicht fällt. Den Gläubigen werden alle drey Theile, der Geiſt, die Seele, welche die Wohnung deſſelben iſt, und der Leib erhalten werden. Wenn der Leib nicht auferſtünde, ſo hätte Chriſtus nicht wichtigeres gelehrt, als die heidniſchen Philoſophen; ſo könnten wir auch unſerm Leibe, eben ſo wie die Aerzte der

Kran-

nung nach von ſiebzig Juden, unter der Regierung des Ptolemäus, verfertigt worden iſt, herausgeworfen hätten. Denn da ſich die von ihm beygebrachten Stellen in dem hebräiſchen Texte ſelbſt nicht finden: ſo ſieht man nicht, wie ſie in jene Ueberſetzung hätten kommen können, wenn es nicht vielmehr von Chriſten hinzugeſetzte Erklärungen waren, die Juſtinus mitten unter den Worten des Textes angeführt geleſen hat. Tryphon verſetzt hierauf, Gott könne es nur wiſſen, ob wirklich die Großen ſeines Volks ſolche Verſtümmelungen vorgenommen haben; es ſey aber unglaublich. Freylich unglaublich, ſagt Juſtinus; es iſt aber etwas ſchröcklichers, als da ſie ſich ein Kalb gebildet, oder ihre Söhne den böſen Geiſtern aufgeopfert, oder die Propheten ſelbſt umgebracht haben.

Unter dieſen und andern Streitigkeiten, beſonders über die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, bey welchen ſich Tryphon immer unerwartet leicht überzeugen läßt, oder doch beruhigt, fragt er auch den Juſtinus, ob die Chriſten in der That glaubten, daß Jeruſalem wieder ſollte aufgebauet werden, und daß ſie mit ihrem Erlöſer, mit den Patriarchen und Propheten, ingleichen mit den Juden, welche vor ſeiner zweyten Zukunft an ihn glauben würden, ein glückſeeliges Leben daſelbſt führen ſollten? Juſtinus geſteht, daß er und viele andere dieſer Meinung wären; aber viele fromme und rechtgläubige Chriſten hegten dieſe Hoffnung nicht. Derer will er jedoch, wie er ſagt, nicht gedenken, welche unter dem chriſtlichen Nahmen gottloſe Ketzer wären, den wahren Gott läſterten, und die Auferſtehung der Todten läugneten, ohne welche ſie die Seelen gleich nach dem Tode in den Himmel aufnehmen ließen: eine deutliche Beſchreibung der Gnoſtiker. Daß aber er und die in allem richtig denkenden Chriſten, wie er ausdrücklich verſichert, mit Rechte ein tauſendjähriges Reich zu Jeruſalem erwarteten, ſucht er aus dem Jeſaias, Ezechiel, und aus der Offenba-

rung

zu partheyiſch aus deſſen Schriften die Lehren der römiſchen Kirche von der Verwandlung im heiligen Abendmahl, vom Meßopfer, und von der Verehrung der Engel, zu beſtärken geſucht hätte. Unter den Ausgaben einzeler Schriften des **Juſtinus** zeichnen ſich inſonderheit diejenigen vortheilhaft aus, welche von den beyden Schutzreden deſſelben, (nach **Johann Ernſt Grabens** Bemühungen bey der erſtern,) und von dem Geſpräche mit dem **Tryphon**, **Stanyan Thirlby** zu London im Jahr 1722, in Folio, mit Anmerkungen voll Gelehrſamkeit; und von den Schutzſchriften allein, Herr D. **Thalemann** (zu Leipzig, im Jahre 1755. 8.) mit einer in der bündigſten Kürze ſo gemeinnützigen Empfehlung ans Licht geſtellt hat, daß man dieſe Ausgabe als eine Aufforderung hätte betrachten ſollen, ausgeſuchten Schriften der älteſten chriſtlichen Lehrer eben ſowohl akademiſche Vorleſungen zu widmen, als man jetzt bloß den Büchern neuerer Lehrer dieſe Ehre zu erweiſen pflegt. Es ſind übrigens auch franzöſiſche, engliſche und deutſche Ueberſetzungen der meiſten Werke **Juſtins** erſchienen.

Da er der älteſte Lehrer der Chriſten, nach den Stiftern ihrer Religion, iſt, deſſen Schriften ſich ungezweifelt und in einer ſolchen Mannichfaltigkeit für uns erhalten haben, daß man daraus von ſeinem Glauben, ſeiner Wiſſenſchaft, Denkungsart, Beurtheilungskraft, Methode zu lehren und zu ſchreiben, und andern Eigenſchaften, einen zuverläßigen Begriff ſchöpfen kann: ſo ſcheint es, ſein Beyſpiel bereite die Leſer dieſer Geſchichte vor, an den auf ihn folgenden chriſtlichen Schriftſtellern eine gleiche Vermiſchung von Verdienſten und Fehlern zu erwarten. Aber eben daſſelbe ſchreibt auch ſchon eine gewiſſe Nachſicht vor, die man ihnen ſchuldig iſt, wenn ſie unter nicht ſehr verſchiedenen Umſtänden ihm ähnlich geweſen ſind. **Juſtinus**, der ſogleich nach den Zeiten der Apoſtel lebte, ein Philoſoph, ein gelehrter und nachdenkender Mann war,

Zuletzt beweiſet er noch, daß auch die Bekehrung der Heiden zu **Chriſto**, und die Aufrichtung der chriſtlichen Gemeine, von den Propheten verkündigt worden ſey. Die jüdiſchen Schrifterklärungen verwirft er, weil ſie nur bey Kleinigkeiten ſtehen blieben, lehrt die Weißagungen von **Chriſto** erkennen, und behauptet, die Chriſten hätten eine weit heilſamere Beſchneidung empfangen, als die Juden; ſo wie ſie auch ein heiligeres Volk als dieſe wären, und den Nahmen des dem **Abraham** und andern Aeltervätern verſprochenen Volks, des wahren **Iſrael**, und der Söhne Gottes, mit größerm Rechte verdienten. Auch hier giebt er von dem Nahmen **Iſrael** eine unrichtige Erklärung, nach welcher es **einen die Macht überwindenden Mann** bedeuten ſollte. Nach verſchiedenen Wiederholungen deſſen, was er von **Chriſto** und ſeiner Kirche geſagt hatte, beſchließt er dieſes Geſpräch mit Ermahnungen an die Juden, welche er Brüder und Freunde nennt, die chriſtliche Religion anzunehmen, und benimmt ihnen beſonders die Entſchuldigung, deren ſie ſich bedienen könnten, daß **Chriſtus** nothwendig von einigen aus ihrem Volke hätte verfolgt und umgebracht werden müſſen. **Tryphon** bezeigt in ſeinem und der mit ihm gegenwärtigen Juden Nahmen das große Vergnügen, welches ſie aus dieſer Unterredung geſchöpft hätten, die ihnen zur Erklärung der heiligen Schrift ſo nützlich geworden wäre. Er ſehnt ſich nach mehrern von dieſer Art; aber **Juſtinus** mußte abreiſen.

Dieſer Ausgang, der die Juden ſo gelehrig abbildet, macht es eben auch nicht wahrſcheinlich, daß **Juſtin** dieſes Geſpräch völlig, wie wir es leſen, mit ihnen gehalten habe: und eine Stelle, wo er dem **Tryphon** verſpricht, alles aufzuzeichnen, was er mit ihm geredet habe, beweiſet noch nicht, daß wenigſtens bey dem ſchriftlichen Aufſatze nicht einiges ſollte geändert worden ſeyn. Immer aber iſt es ein lehrreiches Beyſpiel von der Art, wie **Juſtinus**,

hingegeben haben: ſo empfängt man ſie vermuthlich, von der gegenwärtigen Stelle an, zugleich hochachtungsvoll wegen ihrer rühmlichen Gaben, und mitleidig wegen ihrer Verſehen. Hat nur Wahrheitsliebe und Redlichkeit ihre Unterſuchungen geführt; haben ſie ihre Gedanken über die Religion nicht gebieteriſch ihren Mitbrüdern aufgedrungen, und vor das Wort Gottes ſelbſt ausgegeben: ihre Irrthümer und Schwachheiten ſind alsdenn erträglicher, als diejenigen, welche neuere Lehrer, ohngeachtet ſo vieler warnender Beyſpiele, ſo vortrefflicher neuerlangter Hülfsmittel, und unter andern Vortheilen, dennoch ohne Zahl begangen haben.

Erſte Streitigkeit
über das Paſcha,
und
Geſchichte des Polycarpus,
Biſchofs von Smyrna.

Würklich waren auch die chriſtlichen Lehrer dieſer Zeit in allem, was die Religion betraf, beſcheiden und friedfertig: nur da, wo ſie zu offenbar Abweichungen von den vornehmſten Lehren Jeſu ſahen, überließen ſie ſich einiger Heftigkeit. Eine kleine Uneinigkeit, die zwiſchen den Chriſten gegen das Jahr 160, über das feyerliche Andenken des Todes und der Auferſtehung Jeſu, rege ward, zeigte keine andere Geſinnungen bey ihnen. Man kann nicht beweiſen, daß die Apoſtel ſelbſt dieſe beyden jährlichen Gedächtnißtage eingeführt haben; aber ganz unwahrſcheinlich iſt es eben nicht. Die wöchentliche Feyer der Auferſtehung Jeſu, der Sonntag, ſchrieb ſich, allem An-

ſehen nach, von ihnen her, wie man bereits geſehen hat; (Th. II. S. 143. fg.) es war natürlich, dieſe gröſſe Begebenheit auch jährlich einmal an dem Tage beſonders zu begehen, an welchem ſie ſich zugetragen hatte. Und da ſie mit dem Tode Jeſu, deſſen heilſame Würkungen die Chriſten ſo dankbar erkannten, genau verbunden war; ſo konnte es nicht fehlen, daß man auch das Andenken deſſelben, vielleicht eben ſo geſchwind, als von der Auferſtehung Jeſu, mit öffentlicher Andacht jährlich erneuerte. Verſchiedene Feſte und andere gottesdienſtliche Gebräuche der erſten Chriſten haben einen unbekannten, aber doch ſehr alten Urſprung. Daraus kann eines von beyden geſchloſſen werden: entweder, daß die Apoſtel ſelbſt Stifter derſelben geweſen ſind; oder beynahe richtiger, mit dem Socrates, (Hiſt. Eccl. L. V. c. 22.) daß ſie der Gottſeeligkeit der Chriſten freyen Lauf gelaſſen, bisweilen aber auch ihre Anſtalten ausdrücklich gebilligt haben.

Dieſes iſt gewiß, daß zu dieſer Zeit eine jährliche Gedächtnißmahlzeit der Chriſten in der Woche des Leidens und Sterbens Jeſu allein den Nahmen Paſcha, (oder des jüdiſchen Oſterlamsfeſtes,) geführt hat: und dieſes mit deſto gröſſerm Rechte, da nicht allein das jüdiſche Oſterlamm ein Vorbild Jeſu war, den daher Paulus ſelbſt das Paſcha der Chriſten genannt hat; (1 Br. an die Corinth. Chriſten, C. 5.) ſondern auch alle Chriſten damals ein Oſterlamm aßen. Zwar thaten ſie ſolches nicht gerade am Tage ſeines Todes: ſie begiengen auch dadurch zunächſt das Andenken der lezten Mahlzeit welche Jeſus mit ſeinen Jüngern genoſſen hatte, und des am Ende derſelben geſtifteten heiligen Abendmahls. Daß aber daraus in der That ein geheiligter, feſtlicher Tag zum Gedächtniße des Leidens und Sterbens Jeſu überhaupt erwachſen ſey, beweiſen die vom Mosheim (Comment. de rebus Christian. ante Const. M. p. 437 sq.) angeführten Stellen aus dem Tertullian, (de orat. c. 14.) aus einem

nem Schreiben Conſtantins des Großen beym Theodoretus, (Hiſt. Eccl. L. I. c. 9.) wo der heiligſte Tag des Paſcha, und der Tag des Leidens gleichgeltend gebraucht werden, auch noch aus der Oſterchronik (Chronicon Paſchale, p. 8. ed. Pariſ. Cangii) wo eben derſelbe Tag das heilige Feſt des Paſcha genannt wird. Nachher aber nannte man, eben nicht zum ſchicklichſten, auch das Auferſtehungsfeſt Jeſu, Paſcha. Daraus entſtand der Unterſcheid, den man zwiſchen dem Kreuzigungs-Paſcha, (πάσχα ſταυρώσιμον) und dem Auferſtehungs-Paſcha (πάσχα ἀναſάσιμον) machte. Der Nahme Oſtern hingegen, der dem letztern eigen wurde, kommt von dem alten deutſchen Worte Urſtând, welches Auferſtehung bedeutete, her. Man kann alſo nicht ſagen, daß der Streit der Chriſten, von welchem hier die Rede iſt, zunächſt das Oſterfeſt angegangen hatz ob ſich gleich deſſen Folgen auch darauf erſtreckten.

Darinne waren alle Chriſten einig, daß ſie, um das Andenken der lezten Handlung und des Todes ihres Erlöſers jährlich auf eine feyerliche Art zu begehen, ein Lamm ſchlachteten, und die Abendmahlzeit, in welcher ſie ſolches genoſſen, Paſcha nannten. Außer der ſchon berührten Veranlaſſung zu dieſer Gewohnheit, kam auch die Neigung dazu, welche ſie, als meiſtentheils gebohrne Juden, zu den Moſaiſchen Vorſchriften, und darunter auch zu dem ihrem Volke ſo werthen Oſterlamme, beybehalten hatten. Allein über die Zeit, wenn dieſe Handlung vorgenommen werden ſollte, kamen ſie nicht mit einander überein. Die Chriſten in Klein Aſien, und vermuthlich auch in einigen umliegenden aſiatiſchen Provinzen, aßen ihr Oſterlamm allemal am vierzehnten Tage des erſten jüdiſchen Monats, welcher Niſan heißt, (oder nach unſerer Berechnung, am vierzehnten Tage nach dem Neumonde im März,) weil die Juden an dieſem Tage ihr Oſterlamm verzehrten, und Jeſus, nach der Meinung dieſer

Chriſten, es zugleich mit den Juden gegeſſen hatte. Am dritten Tage darauf begiengen ſie das Feſt ſeiner Auferſtehung. Sie gaben vor, dieſe Zeitbeſtimmung von den Apoſteln Johannes und Philippus bekommen zu haben. Alle andere chriſtliche Gemeinen hingegen hielten ihr Gedächtnißmahl am Abende vor dem Auferſtehungsfeſte Jeſu, welches ſie ſtets auf den Sonntag nach dem vierzehnten Tage des Monats Niſan ſetzten. Hierinne, behaupteten ſie, hätten ihre Vorfahren die Apoſtel Petrum und Paulum zu Lehrern gehabt.

Aus dem Verhalten der morgenländiſchen Chriſten bey dieſer Cärimonie, floſſen einige Unbequemlichkeiten, die zu Vorwürfen gegen ſie dienten. Weil der vierzehnte Tag des Niſan nicht immer auf einen Freytag fiel: ſo feyerten ſie auch das eigentliche Oſterfeſt zuweilen an andern Tagen, als am Sonntage, an welchem gleichwohl Jeſus auferſtanden war. Sie unterbrachen weiter durch ihre Gewohnheit das Faſten, welches zu dieſer Zeit ſchon in der ganzen Woche vor dem Auferſtehungsfeſte beobachtet wurde. Das Faſten überhaupt, als eine mit Gebet verbundene Religionsübung, war ſo alt, als die chriſtliche Gemeine, von ihren Stiftern ſelbſt häufig gebraucht worden, und der jüdiſchen Kirche beſonders eigen. Wenn auch die Chriſten nicht ſchon aus dieſer her ſich daran gewöhnt hätten; ſo war es ein ſehr ungezwungener Einfall, zu den Beſchäftigungen der Seele auch den Leib, der ihnen ſo viele Hinderniſſe in den Weg legt, bisweilen außerordentlich vorzubereiten. Aber hier ebenfals behauptete die chriſtliche Freyheit ihr Recht. Was bey den Juden Geſetz war, blieb allein den andächtigen Trieben der Chriſten überlaſſen. Die Apoſtel ſelbſt und ihre Schüler faſteten zwar unter anhaltendem Gebete nicht ſelten; (Apoſtelg. C. 13, 2. 3. C. 14, 23.) auch ſetzte Paulus (1 Br. an die Chriſten zu Corinth, C. 7.) voraus, daß chriſtliche Eheleute ſich zuweilen um des Faſtens und Betens willen

von

von einander trenneten; aber Befehle waren darüber nicht gegeben worden. Unterdeſſen faſteten doch die meiſten Chriſten um dieſe Zeit am vierten und ſechſten Tage der Woche, zum Andenken der Gefangennehmung und der Kreuzigung Chriſti. Mit einem weit feyerlichern Faſten begiengen ſie die Woche ſelbſt, in welcher er zuletzt gelitten hatte und geſtorben war; und die meiſten, wie es ſcheint, mehrere oder alle Tage derſelben, vom Montage an gerechnet. Kein Wunder alſo, daß es vor anſtößig gehalten wurde, wenn die aſiatiſchen Chriſten dieſes dem Tode Jeſu geheiligte Faſten ſtörten. Ihre übrigen Mitbrüder aber aßen ihr Oſterlamm gerade am Ende der ſogenannten groſſen oder ſtillen Woche. Man hat gemuthmaaßt, ſchon der Umſtand ſey jenen Chriſten übel ausgelegt worden, daß ſie ihr Paſcha zugleich mit den geſchwornen Feinden ihrer Religion, den Juden, und an eben dem Tage, da dieſe Jeſum ans Kreuz geſchlagen hätten, genöſſen. Allein da die Chriſten damals noch mehrere jüdiſche Gebräuche beybehielten: ſo hat dieſer, deſſen Abſicht ganz auf das Chriſtenthum gerichtet war, deswegen ſchwerlich einen gehäßigen Eindruck machen können, weil er gemeinſchaftlich mit den Juden ausgeübt wurde.

Beyde Theile hatten vielleicht Recht, indem ſie ſich bey ihrer verſchiedenen Gewohnheit auf die Apoſtel beriefen. Dieſe ehrwürdigen Lehrer haben die chriſtliche Religion nicht auf Cärimonien gebauet; ſie haben nur wichtige Vorſchriften des Glaubens und Lebens mit Eifer eingeſchärft: und es iſt daher überaus wahrſcheinlich, daß jeder in der Gemeine, bey welcher er ſich aufhielt, die von derſelben eingeführte Art, das Paſcha zu halten, gebilligt, oder doch ungetadelt gelaſſen habe. Selbſt dieſes, daß die morgenländiſchen Chriſten das Auferſtehungsfeſt vom Sonntage manchmal auf andere Tage verlegen mußten, konnte von den Apoſteln geduldet werden, da doch eben dieſelben Chriſten das Gedächtniß dieſes Wunders Jeſu auch an jedem Sonntage feyer-

Kranken, bey welchen keine Hoffnung mehr vorhanden iſt, alle Wollüſte erlauben. Und doch will ihn Gott von den böſen Lüſten abziehen; weil er ihn zu einem beſſern Leben aufbehält.

Außer dieſen Arbeiten wird man den **Juſtinus** noch unter der Regierung des folgenden Kaiſers eine zweyte Schutzſchrift für die Chriſten aufſetzen, und bald darauf ſein Leben beſchließen ſehen. Dieſe und ſeine übrige jetzt vorhandene Schriften ſind der Hochachtung gleich, mit welcher man ſie bisher immer geleſen hat, oft genug gedruckt worden. Eine der gemeinſten und ziemlich brauchbaren Ausgaben iſt die Wittenberger, (oder der Aufſchrift nach die Cöllner) vom Jahr 1686, bey der man die Pariſer vom Jahr 1636 zum Grunde gelegt hat, welche die Anmerkungen verſchiedener Gelehrten aus **Friedrich Sylburgs** Ausgabe nahm. Sie enthält auch die übrigen alten griechiſchen Schuzſchriften für die Chriſten und **Chriſtian Kortholts** leſenswürdige Anmerkungen über dieſelben. Allein die ſchönſte und trefflichſte Sammlung von **Juſtins** Wercken iſt zu Paris im Jahr 1742 herausgekommen, wenn gleich manche Exemplarien Haag nennen. Der Benediktinermönch, **Prudentius Maran**, welcher ſie beſorgte, hat darinne außer allen Schriften, welche **Juſtins** Nahmen führen, auch die Werke einiger gleichzeitigen chriſtlichen Lehrer, des **Athenagoras**, **Tatianus**, und anderer, zuſammengefaßt. Seine lange Vorrede iſt eine Einleitung zu denſelben, in welcher er von ihren Ausgaben und von dem Leben ihrer Verfaſſer handelt, auch viele Unterſuchungen über ihre Lehre anſtellt. Den Text hat er nach Handſchriften berichtigt, die Ueberſetzungen theils neu verfertigt, theils verbeſſert, und in den häufigen Anmerkungen bald Auszüge fremder Erläuterungen mit guter Wahl, bald eigene, beygebracht. Er würde das größte Lob verdienen, wenn er nicht **Juſtins** Fehler zu gezwungen entſchuldigt, nicht

eben ſo wenig konnte er auch den Römiſchen Biſchof dahin bringen, auf ſeine Seite zu treten, weil derſelbe ſich auf die Gewohnheit ſeiner Vorgänger berief. Dennoch ſchieden ſie in ſo gutem Vernehmen aus einander, daß ſie nicht allein das heilige Abendmahl mit einander nahmen; ſondern auch **Anicetus** ſeinen Freund die feyerliche Einſeegnung deſſelben vor den Augen der Gemeine verrichten ließ. Ihr Betragen war deſto rühmlicher, da ein gutmeinender unbedachtſamer Eifer die Abweichung von einer Verordnung der Apoſtel gar bald zu einer Ketzerey gemacht haben würde.

Einige Jahre darauf wurde zwar der Streit über das **Paſcha**, zu Laodicea in Klein Aſien, mit etwas mehr Unruhe, wie es das Anſehen hat, erneuert: allein man weiß von demſelben nichts mehr, als daß **Melito**, Biſchoff von Sarden, bey dieſer Gelegenheit zwey Bücher vom **Paſcha** geſchrieben habe. Dieſes iſt der Bericht des **Euſebius**; (Hiſt. Eccl. L. IV. c. 26.) die andere Stelle, in welcher er die ältere Streitigkeit den **Irenäus** erzählen läßt, iſt bereits angeführt worden: wozu man noch die dritte (L. IV. c. 14.) ingleichen um einiger Erläuterungen willen, den **Epiphanius** (Haer. 50.) und den **Socrates** in der ebenfalls bereits angegebenen Stelle, ſetzen kann, wo ein ſehr vernünftiges allgemeines Urtheil über den Streit wegen des **Paſcha** gefällt wird. Man hat denſelben erſt in den neueſten Zeiten richtig vorzutragen angefangen: zuerſt iſt ſolches vom **Joach. Hildebrand** und dem Jeſuiten **Dantel** geſchehen. Durch ihre eigene Unterſuchungen ſind eben dahin **Heumann** (in der vera deſcriptione priſcae contentionis inter Romam et Aſiam, welche in ſeiner Nova Sylloge Diſſertatt. Part. I. p. 156.) doch mit einer untermiſchten bloß ſinnreichen Vorſtellung; und noch glücklicher **Mosheim** (l. c. p. 435. ſq.) gekommen, deren Bemerkungen Herr D. **Walch** (im Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereyen ꝛc. Th. I. S. 666. fg.) mit Einſicht genützt hat.

der vielen Eifer für die Wahrheit und Gottſeeligkeit bezeigte, auch die Irrthümer der Heiden und Juden oft glücklich beſtritt; eben dieſer Lehrer hat doch die Religion zuweilen unvorſichtig vertheidigt, ſie faſt zuerſt in philoſophiſche Spitzfindigkeiten etwas verwickelt, ihr einige unweisliche Meinungen angehängt, Unwiſſenheit der hebräiſchen Sprache, Leichtgläubigkeit und andere Mängel verrathen. Aber er wird uns dadurch noch nicht verächtlich. Der heidniſche Philoſoph, der zum Chriſtenthum getreten war, wollte doch nicht vergebens ſich in der Philoſophie geübt haben: in der beſten Abſicht, ſelbſt zum Dienſte der Chriſten und Heiden, verglich er ſie mit den Lehren dieſer Religion, glaubte Aehnlichkeiten zu ſehen, und verirrte ſich dabey. Gewiſſe Einfälle, die er eben dieſer Religion an die Seite ſetzte, bekam er entweder von einigen ihrer Lehrer, oder gerieth gutmeinend, durch eine unrichtige Erklärung der heiligen Schrift, darauf. Das meiſte, was er von den Grundſätzen des Chriſtenthums ſagt, iſt doch aus ihren erſten Quellen lauter hergeleitet, brauchbar und beredt vorgetragen. Das übrige ward eine frühe Erinnerung für die Chriſten, daß ihr Glaube niemals von den Einſichten der Menſchen abhängen ſollte. Er ſelbſt gab eben dieſe Warnung: ſehr nachdrücklich führt er ſie und ihre Feinde immer auf die heilige Schrift zurück. Daß er zur Auslegung derſelben die Kenntniß der hebräiſchen Sprache nicht brachte, und ſich bloß auf die alexandriniſche Ueberſetzung ſtützen mußte, iſt zu einer Zeit, da dieſe Sprache nicht mehr geredet wurde, und viele tauſend Juden ihre heiligen Schriften in der eben gedachten Ueberſetzung laſen, nicht unverzeihlich. Dieſer oder jene grobe Fehltritt, manche harte, verworrene Ausdrücke, könnten wohl gar ein Werk der Abſchreiber von ſeinen Schriften ſeyn. Wenn man alſo ſeinen Fehler an vielen Lehrern wieder finden ſollte, die nach ihm unter den erſten Chriſten aufgeſtanden ſind; wie er, unter Gefahren und Verfolgungen ihre Religion muthig bekannt, oder gar ein tugendhaftes Leben ihr zu Ehren hinge-

hingegeben haben: ſo empfängt man ſie vermuthlich, von der gegenwärtigen Stelle an, zugleich hochachtungsvoll wegen ihrer rühmlichen Gaben, und mitleidig wegen ihrer Verſehen. Hat nur Wahrheitsliebe und Redlichkeit ihre Unterſuchungen geführt; haben ſie ihre Gedanken über die Religion nicht gebieteriſch ihren Mitbrüdern aufgedrungen, und vor das Wort Gottes ſelbſt ausgegeben: ihre Irrthümer und Schwachheiten ſind alsdenn erträglicher, als diejenigen, welche neuere Lehrer, ohngeachtet ſo vieler warnender Beyſpiele, ſo vortrefflicher neuerlangter Hülfsmittel, und unter andern Vortheilen, dennoch ohne Zahl begangen haben.

Erſte Streitigkeit
über das Paſcha,
und
Geſchichte des Polycarpus,
Biſchofs von Smyrna.

Würklich waren auch die chriſtlichen Lehrer dieſer Zeit in allem, was die Religion betraf, beſcheiden und friedfertig: nur da, wo ſie zu offenbar Abweichungen von den vornehmſten Lehren Jeſu ſahen, überließen ſie ſich einiger Heftigkeit. Eine kleine Uneinigkeit, die zwiſchen den Chriſten gegen das Jahr 160, über das feyerliche Andenken des Todes und der Auferſtehung Jeſu, rege ward, zeigte keine andere Geſinnungen bey ihnen. Man kann nicht beweiſen, daß die Apoſtel ſelbſt dieſe beyden jährlichen Gedächtnißtage eingeführt haben; aber ganz unwahrſcheinlich iſt es eben nicht. Die wöchentliche Feyer der Auferſtehung Jeſu, der Sonntag, ſchrieb ſich, allem An-

ſehen nach, von ihnen her, wie man bereits geſehen hat; (Th. II. S. 143. fg.) es war natürlich, dieſe gröſſe Begebenheit auch jährlich einmal an dem Tage beſonders zu begehen, an welchem ſie ſich zugetragen hatte. Und da ſie mit dem Tode Jeſu, deſſen heilſame Würkungen die Chriſten ſo dankbar erkannten, genau verbunden war; ſo konnte es nicht fehlen, daß man auch das Andenken deſſelben, vielleicht eben ſo geſchwind, als von der Auferſtehung Jeſu, mit öffentlicher Andacht jährlich erneuerte. Verſchiedene Feſte und andere gottesdienſtliche Gebräuche der alten Chriſten haben einen unbekannten, aber doch ſehr alten Urſprung. Daraus kann eines von beyden geſchloſſen werden: entweder, daß die Apoſtel ſelbſt Stifter derſelben geweſen ſind; oder beynahe richtiger, mit dem Socrates, (Hiſt. Eccl. L. V. c. 22.) daß ſie der Gottſeeligkeit der Chriſten freyen Lauf gelaſſen, bisweilen aber auch ihre Anſtalten ausdrücklich gebilligt haben.

Dieſes iſt gewiß, daß zu dieſer Zeit eine jährliche Gedächtnißmahlzeit der Chriſten in der Woche des Leidens und Sterbens Jeſu allein den Nahmen Paſcha, (oder des jüdiſchen Oſterlamsfeſtes,) geführt hat: und dieſes mit deſto gröſſerm Rechte, da nicht allein das jüdiſche Oſterlamm ein Vorbild Jeſu war, den daher Paulus ſelbſt das Paſcha der Chriſten genannt hat; (1 Br. an die Corinth. Chriſten, C. 5.) ſondern auch alle Chriſten damals ein Oſterlamm aßen. Zwar thaten ſie ſolches nicht gerade am Tage ſeines Todes: ſie begiengen auch dadurch zunächſt das Andenken der lezten Mahlzeit welche Jeſus mit ſeinen Jüngern genoßen hatte, und des am Ende derſelben geſtifteten heiligen Abendmahls. Daß aber daraus in der That ein geheiligter, feſtlicher Tag zum Gedächtniße des Leidens und Sterbens Jeſu überhaupt erwachſen ſey, beweiſen die vom Mosheim (Comment. de rebus Chriſtian. ante Conſt. M. p. 437 ſq.) angeführten Stellen aus dem Tertullian, (de orat. c. 14.) aus einem

im Schreiben Conſtantins des Großen beym Theo-
oretus, (Hiſt. Eccl. L. I. c. 9.) wo der heiligſte
ag des Paſcha, und der Tag des Leidens gleich-
ltend gebraucht werden, auch noch aus der Oſterchro-
ik (Chronicon Paſchale, p. 8. ed. Pariſ. Cangii) wo
en derſelbe Tag das heilige Feſt des Paſcha ge-
nnt wird. Nachher aber nannte man, eben nicht zum
ücklichſten, auch das Auferſtehungsfeſt Jeſu, Paſcha.
araus entſtand der Unterſcheid, den man zwiſchen dem
reuzigungs-Paſcha, (πάσχα σαυρώσιμον) und dem
uferſtehungs-Paſcha (πάσχα ἀναστάσιμον) machte.
er Nahme Oſtern hingegen, der dem leztern eigen
urde, kommt von dem alten deutſchen Worte Urſtänd,
elches Auferſtehung bedeutete, her. Man kann al-
nicht ſagen, daß der Streit der Chriſten, von welchem
er die Rede iſt, zunächſt das Oſterfeſt angegangen hat;
ſich gleich deſſen Folgen auch darauf erſtreckten.

Darinne waren alle Chriſten einig, daß ſie, um das
ndenken der lezten Handlung und des Todes ihres Erlö-
s jährlich auf eine feyerliche Art zu begehen, ein Lamm
lachteten, und die Abendmahlzeit, in welcher ſie ſolches
noſſen, Paſcha nannten. Außer der ſchon berührten
eranlaſſung zu dieſer Gewohnheit, kam auch die Nei-
ng dazu, welche ſie, als meiſtentheils gebohrne Juden,
den Moſaiſchen Vorſchriften, und darunter auch zu
m ihrem Volke ſo werthen Oſterlamme, beybehalten hat-
. Allein über die Zeit, wenn dieſe Handlung vorge-
mmen werden ſollte, kamen ſie nicht mit einander über-
. Die Chriſten in Klein Aſien, und vermuthlich auch
einigen umliegenden aſiatiſchen Provinzen, aßen ihr
ſterlamm allemal am vierzehnten Tage des erſten jüdi-
en Monats, welcher Niſan heißt, (oder nach unſerer
erechnung, am vierzehnten Tage nach dem Neumon-
im März,) weil die Juden an dieſem Tage ihr Oſter-
mm verzehrten, und Jeſus, nach der Meinung dieſer

Chriſten, es zugleich mit den Juden gegeſſen hatte. Am dritten Tage darauf begiengen ſie das Feſt ſeiner Auferſtehung. Sie gaben vor, dieſe Zeitbeſtimmung von den Apoſteln Johannes und Philippus bekommen zu haben. Alle andere chriſtliche Gemeinen hingegen hielten ihr Gedächtnißmahl am Abende vor dem Auferſtehungsfeſte Jeſu, welches ſie ſtets auf den Sonntag nach dem vierzehnten Tage des Monats Niſan ſetzten. Hierinne, behaupteten ſie, hätten ihre Vorfahren die Apoſtel Petrum und Paulum zu Lehrern gehabt.

Aus dem Verhalten der morgenländiſchen Chriſten bey dieſer Cärimonie, floſſen einige Unbequemlichkeiten, die zu Vorwürfen gegen ſie dienten. Weil der vierzehnte Tag des Niſan nicht immer auf einen Freytag fiel: ſo feyerten ſie auch das eigentliche Oſterfeſt zuweilen an andern Tagen, als am Sonntage, an welchem gleichwohl Jeſus auferſtanden war. Sie unterbrachen weiter durch ihre Gewohnheit das Faſten, welches zu dieſer Zeit ſchon in der ganzen Woche vor dem Auferſtehungsfeſte beobachtet wurde. Das Faſten überhaupt, als eine mit Gebet verbundene Religionsübung, war ſo alt, als die chriſtliche Gemeine, von ihren Stiftern ſelbſt häufig gebraucht worden, und der jüdiſchen Kirche beſonders eigen. Wenn auch die Chriſten nicht ſchon aus dieſer her ſich daran gewöhnt hätten; ſo war es ein ſehr ungezwungener Einfall, zu den Beſchäftigungen der Seele auch den Leib, der ihnen ſo viele Hinderniſſe in den Weg legt, bisweilen außerordentlich vorzubereiten. Aber hier ebenfals behauptete die chriſtliche Freyheit ihr Recht. Was bey den Juden Geſetz war, blieb allein den andächtigen Trieben der Chriſten überlaſſen. Die Apoſtel ſelbſt und ihre Schüler faſteten zwar unter anhaltendem Gebete nicht ſelten; (Apoſtelg. C. 13, 2. 3. C. 14, 23.) auch ſetzte Paulus (1 Br. an die Chriſten zu Corinth, C. 7.) voraus, daß chriſtliche Eheleute ſich zuweilen um des Faſtens und Betens willen

von

von einander trenneten; aber Befehle waren darüber nicht gegeben worden. Unterdeſſen faſteten doch die meiſten Chriſten um dieſe Zeit am vierten und ſechſten Tage der Woche, zum Andenken der Gefangennehmung und der Kreuzigung Chriſti. Mit einem weit feyerlichern Faſten begiengen ſie die Woche ſelbſt, in welcher er zuletzt gelitten hatte und geſtorben war; und die meiſten, wie es ſcheint, mehrere oder alle Tage derſelben, vom Montage an gerechnet. Kein Wunder alſo, daß es vor anſtößig gehalten wurde, wenn die aſiatiſchen Chriſten dieſes dem Tode Jeſu geheiligte Faſten ſtörten. Ihre übrigen Mitbrüder aber aßen ihr Oſterlamm gerade am Ende der ſogenannten groſſen oder ſtillen Woche. Man hat gemuthmaaßt, ſchon der Umſtand ſey jenen Chriſten übel ausgelegt worden, daß ſie ihr Paſcha zugleich mit den geſchwornen Feinden ihrer Religion, den Juden, und an eben dem Tage, da dieſe Jeſum ans Kreuz geſchlagen hätten, genöſſen. Allein da die Chriſten damals noch mehrere jüdiſche Gebräuche beybehielten: ſo hat dieſer, deſſen Abſicht ganz auf das Chriſtenthum gerichtet war, deswegen ſchwerlich einen gehäßigen Eindruck machen können, weil er gemeinſchaftlich mit den Juden ausgeübt wurde.

Beyde Theile hatten vielleicht Recht, indem ſie ſich bey ihrer verſchiedenen Gewohnheit auf die Apoſtel beriefen. Dieſe ehrwürdigen Lehrer haben die chriſtliche Religion nicht auf Cärimonien gebauet; ſie haben nur wichtige Vorſchriften des Glaubens und Lebens mit Eifer eingeſchärft: und es iſt daher überaus wahrſcheinlich, daß jeder in der Gemeine, bey welcher er ſich aufhielt, die von derſelben eingeführte Art, das Paſcha zu halten, gebilligt, oder doch ungetadelt gelaſſen habe. Selbſt dieſes, daß die morgenländiſchen Chriſten das Auferſtehungsfeſt vom Sonntage manchmal auf andere Tage verlegen mußten, konnte von den Apoſteln geduldet werden, da doch eben dieſelben Chriſten das Gedächtniß dieſes Wunders Jeſu auch an jedem Sonntage feyer-

ten. Bey dieſer ganzen Frage welche doppelt war, nemlich über die Zeit, wenn das chriſtliche Paſcha gehalten werden, und wenn ſodann das Auferſtehungsfeſt folgen ſollte, kam es gar nicht auf den Glauben der Chriſten an; ſondern bloß auf willkührliche Umſtände bey ihrer äußerlichen Andacht. Eine Uneinigkeit darüber war leicht zu ertragen; aber ſie verdiente nicht in hitzige Streitigkeiten auszubrechen.

So dachten auch die Chriſten dieſer Zeit hierüber. Die Biſchöfe der Römiſchen Gemeine, welche ſeit der Regierung des Adrianus lebten, und vom Irenäus (beym Euſebius Hiſt. Eccl. L. V. c. 24.) Aelteſte genannt werden, Sixtus, Telesphorus, und andere mehr, beobachteten zwar mit derſelben genau die alte abendländiſche Gewohnheit; aber ſie begegneten darum den Chriſten, die aus Aſien zu ihnen kamen, nicht weniger leutſeelig, wenn ſie gleich dem gegenſeitigen Gebrauche zugethan waren. Sie ſchickten ſogar den Biſchöfen derſelben, zu einem damals ſchon üblichen Zeichen der Einigkeit, Brod und Wein zu, um auf dieſe Art mit ihnen gemeinſchaftlich das Abendmahl Jeſu zu halten. Aber unter der Regierung des Antoninus Pius, da Anicetus Römiſcher Biſchof war, gerieth dieſe Sache zuerſt in eine merkliche Bewegung. Polycarpus, Biſchof von Smyrna, der einige andere kleine Zwiſtigkeiten mit demſelben hatte, kam um das Jahr 160, oder etwas ſpäter, nach Rom, und verglich ſich über dieſelben ſo leicht mit ihm, daß ſie einander ſogleich den brüderlichen Kuß des Friedens gaben, mit welchem die Chriſten ſich, nach der Ermahnung der Apoſtel, liebreich zu grüßen pflegten. Am wenigſten litt ihre Eintracht durch den Streit über das Paſcha. Zwar bemühte ſich Anicetus vergebens, den Polycarpus zur Ablegung ſeiner Gewohnheit zu bereden: dieſer verſicherte, ſich darinne ſtets nach dem Beyſpiel des Johannes, und anderer Apoſtel, ſeiner Freunde, gerichtet zu haben;

eben

eben ſo wenig konnte er auch den Römiſchen Biſchof dahin bringen, auf ſeine Seite zu treten, weil derſelbe ſich auf die Gewohnheit ſeiner Vorgänger berief. Dennoch ſchieden ſie in ſo gutem Vernehmen aus einander, daß ſie nicht allein das heilige Abendmahl mit einander nahmen; ſondern auch **Anicetus** ſeinem Freund die feyerliche Einſeegnung deſſelben vor den Augen der Gemeine verrichten ließ. Ihr Betragen war deſto rühmlicher, da ein gutmeinender unbedachtſamer Eifer die Abweichung von einer Verordnung der Apoſtel gar bald zu einer Ketzerey gemacht haben würde.

Einige Jahre darauf wurde zwar der Streit über das **Paſcha**, zu Laodicea in Klein Aſien, mit etwas mehr Unruhe, wie es das Anſehen hat, erneuert: allein man weiß von demſelben nichts mehr, als daß **Melito**, Biſchoff von Sarden, bey dieſer Gelegenheit zwey Bücher vom **Paſcha** geſchrieben habe. Dieſes iſt der Bericht des **Euſebius**; (Hiſt. Eccl. L. IV. c. 26.) die andere Stelle, in welcher er die ältere Streitigkeit den **Irenäus** erzählen läßt, iſt bereits angeführt worden: wozu man noch die dritte (L. IV. c. 14.) ingleichen um einiger Erläuterungen willen, den **Epiphanius** (Haer. 50.) und den **Socrates** in der ebenfalls bereits angegebenen Stelle, ſetzen kann, wo ein ſehr vernünftiges allgemeines Urtheil über den Streit wegen des **Paſcha** gefällt wird. Man hat denſelben erſt in den neueſten Zeiten richtig vorzutragen angefangen: zuerſt iſt ſolches vom **Joach. Hildebrand** und dem Jeſuiten **Daniel** geſchehen. Durch ihre eigene Unterſuchungen ſind eben dahin **Heumann** (in der vera deſcriptione priſcae contentionis inter Romam et Aſiam, welche in ſeiner Nova Sylloge Diſſertatt. Part. I. p. 156.) doch mit einer untermiſchten bloß ſinnreichen Vorſtellung; und noch glücklicher **Mosheim** (l. c. p. 435. ſq.) gekommen, deren Bemerkungen Herr D. **Walch** (im Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereyen ꝛc. Th. I. S. 666. fg.) mit Einſicht genützt hat.

Polycarpus führte ſich bey dieſer Uneinigkeit derjenigen Würde gemäß auf, die er unter den Chriſten behauptete: er war damals ihr älteſter und angeſehenſter Lehrer. Beſonders ehrte man ihn als den vornehmſten noch lebenden Schüler und Freund der Apoſtel: und noch jetzt muß man ſeine Beſcheidenheit bewundern, daß er ſich dieſes Vorzugs gegen den Anicetus nicht bedient hat, um in ſeiner Streitigkeit mit demſelben darauf zu bringen, daß ſeine Meinung allein vor die wahre gehalten werden müßte. Unter den Apoſteln hatte ihn hauptſächlich Johannes unterrichtet, auch zum Biſchof der Gemeine zu Smyrna geſetzt. Hier trug er die Lehren der Apoſtel mit einem unermüdeten Eifer vor, völlig übereinſtimmend mit der heiligen Schrift, ſagt Irenäus, der ihm zugehört hat, und beſtätigte ſie ſogar durch Wunder. Voll Betrübniß über die Verwirrungen, welche damals die Gnoſtiker in der chriſtlichen Religion zu ſtiften ſuchten, rief er, ſo oft ihm ſolche Nachrichten gegeben wurden, indem er ſich die Ohren zuſtopfte, aus: „Gütiger Gott! in welche Zeiten haſt „du mich aufbehalten, daß ich ſolche Dinge ertragen muß!„ Sein gottſeeliges Leben war ein eben ſo fruchtbares Beyſpiel, und beförderte vermuthlich die glückliche Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden, die ihm vor andern Lehren eigen war.

Um inſonderheit die nahen chriſtlichen Gemeinen in dem reinen Glauben zu befeſtigen, auch einzelen Chriſten Ermahnungen zu geben, ſchrieb er verſchiedene Briefe an dieſelben. Von dieſen iſt nur noch der an die Gemeine zu Philippi abgelaſſene vorhanden. Er ſcheinet bald nach dem Tode des Ignatius, Biſchofs von Antiochien, aufgeſetzt worden zu ſeyn; man kann aber denſelben nur dem größern Theile nach jetzt griechiſch, ganz hingegen in einer alten lateiniſchen Ueberſetzung, leſen. Polycarpus, der ſich nebſt ſeinen Aelteſten gleich Anfangs nennt, bezeigt darinne den Chriſten zu Philippi ſeine Freude

über

über die gute Aufnahme, welche ſie ihren gefangenen Mitbrüdern erzeigt hätten, und über ihren ſtandhaften Glauben. Darauf ertheilt er ihnen mancherley Vorſchriften ihres Verhaltens, und erinnert beſonders die Eheweiber, die Wittwen, (welche er Altäre Gottes nennet,) die Diaconos oder Kirchendiener, die Jünglinge und die Aelteſten der Gemeine, an ihre Pflichten. Unter andern Ermahnungen ſetzt er mit dem Apoſtel Johannes hinzu, wer es leugne, daß Chriſtus ein Menſch geworden, ſey ein Widerchriſt; wer das Zeugniß des Kreuzes nicht bekenne, ſey vom Teufel; derjenige aber ſey der Erſtgebohrne des Satan, welcher Gottes Wort nach ſeinen Lüſten verdrehe, und behaupte, es gebe weder Auferſtehung noch Gericht. Er empfiehlt ihnen weiter Geduld und Beſtändigkeit im Leiden, worinne ſie Jeſum, die Apoſtel und verſchiedene Märtyrer, darunter auch den Ignatius, nachahmen ſollten. Ueber die Fehltritte des Valens, der ſonſt Aelteſter bey ihnen war, und ſeiner Frau, iſt er traurig, und wünſcht ihnen, daß ſie ſich beſſern möchten; von den Chriſten aber verlangt er, ſie möchten dieſelben nicht vor ihre Feinde anſehen, ſondern als irrende Mitglieder zurückführen, damit ſie den ganzen Körper ihrer Gemeine retten könnten. Auch ermahnt er ſie, für die Könige, Fürſten und Großen, ſelbſt für ihre Verfolger und Feinde, zu beten, und meldet ihnen, daß er ihnen, nach ihrem Begehren, die Briefe des Ignatius mitſende, welche derſelbe an ihn und an ſeine Gemeine geſchrieben hatte.

Ueberhaupt genommen, könnte dieſes Schreiben wohl ein Mann aufgeſetzt haben, der aus dem Unterrichte und Umgange der Apoſtel kam. Die Lehren des Chriſtenthums ſcheinen darinne richtig vorgetragen zu ſeyn; wenn gleich der Verfaſſer oft mehr die Stellen und Ausdrücke der heiligen Schriftſteller gehäuft, als die Begriffe ſelbſt deutlich entwickelt hat. Daß er Gott und Chriſtum von einander unterſcheidet, kann ihm eben nicht zur Laſt gelegt werden.

werden. Die Apoſtel hatten es ebenfalls gethan, und ſeine Erklärungen darüber ſind den ihrigen ähnlich. Es wird ihm auch dieſes Schreiben vom Irenäus (advers. haer. L. III. c. 3.) vom Euſebius (Hiſt. Eccl. L. IV. c. 14. 15.) und vom Hieronymus (Catal. Script. Eccleſ. c. 17.) beygelegt: der zweyte dieſer Schriftſteller hat ſogar (l. c. L. III. c. 36.) ein Stück aus demſelben eingerückt. Man las es, wie andere Schriften frommer Lehrer, ſelbſt bey dem öffentlichen Gottesdienſte der Chriſten in Aſien, vor.

Aber alle dieſe Umſtände beweiſen noch nicht, daß es ohne einige Verfälſchung erhalten worden ſey. Wollte man auch bey der oben angeführten Stelle von den Wittwen, welche ſehr mit andern in einem unächten Briefe des Ignatius, und in den fälſchlich ſogenannten Apoſtoliſchen Kirchenverordnungen übereinkommt, ſagen, die Verfaſſer dieſer Schriften hätten ſie aus dem Briefe des Polycarpus genommen; ſo bleibt doch eine andere ſehr verdächtige übrig. Die Chriſten zu Philippi werden erinnert, daß ſie den Aelteſten und den Kirchendienern, wie Gott und Chriſto, unterthänig ſeyn müſten. Wiederum eine Vorſchrift, ſo wie in den Briefen des Ignatius, die ein Schüler der Apoſtel ſchwerlich kann ertheilt haben. Doch dieſes Schreiben iſt uns in Anſehung ſeiner jetzigen Geſtalt etwas gleichgültig: es ſetzt für die Chriſten jener Zeit eine hinlängliche Kenntniß des chriſtlichen Glaubens voraus, iſt mit vieler Einfalt, ohne genauen Zuſammenhang oder beſtimmte Erklärungen, aufgeſetzt, und dienet daher zur Geſchichte der Religion wenig. Man findet es in den Sammlungen des Cotelier, Ittig und Frey, die bereits (Th. II. S. 275. 276.) beſchrieben worden ſind. Unter den neuern Beurtheilungen deſſelben iſt keine ſtrenger, als diejenige, welche der Herr D. Semler (in ſeiner Geſchichte der chriſtlichen Glaubenslehre, vor dem zweyten Bande von Baumgartens Unterſuchung theologiſcher Streitigkeiten, S. 36. fg.) vorgetragen hat.

Geſchichte

Geſchichte der Montaniſten.

Mittlerweile, daß Polycarpus und andere chriſtliche Lehrer die Sittenlehre Jeſu und der Apoſtel noch größtentheils in ihrer erſten Reinigkeit vorſtellten, und ausübten: wagte es Montanus, nicht nur dieſelbe zu verbeſſern; ſondern auch eine außerordentliche Quelle der Einſichten in dieſelbe anzugeben, von welcher die übrigen Chriſten wenig mehr erwarteten. Dieſer Mann war aus der aſiatiſchen Landſchaft Myſien gebürtig, und hatte ſich erſt vor kurzem zum Chriſtenthum gewandt. Er verrieth einen beſonders ehrgeizigen Sinn: kein Wunder alſo, daß er ſich auf einem neuen Wege hervorzuthun geſucht hat. Dabey ſcheint er überaus ſchwermüthig, und zu einer mürriſchen Strenge geneigt geweſen zu ſeyn. Alles zeigt an ihm ein gutes Herz; aber einen ſchwachen Verſtand, und eine ſehr erhitzte Einbildungskraft, an. Nicht anders kann man den eifrigen Tadel, mit welchem er unſchuldige Gewohnheiten und Handlungen ſeiner Mitbrüder belegte; ſeine harten Forderungen an dieſelben; die ausſchweifend hohe Meinung, die er von ſich hegte, ohne einen Beweis davon geben zu können; den blendenden Schein der Gottſeeligkeit in ſeinen Sitten; den ſchnellen Beyfall, welchen er gewann, und ſo vieles andere in ſeiner Geſchichte, mit einander vereinigen. Es hat gar nicht das Anſehen, daß er ein boshafter Betrüger geweſen ſey; wohl aber, daß er ſich ſelbſt zuerſt durch ſchwärmeriſche Träume hintergangen, ſodann auch andere damit eingenommen habe. Nach ſeiner Denkungsart und ſeinen Neigungen mußte er bald gewiſſe Flecken in der Kirche finden, von denen ſie gerei-

nigt

nigt werden ſollte. Mehr brauchte es nicht, um ihn zu überreden, daß ihm dieſe Kenntniß und die Vollmacht, ſolches auszuführen, von Gott vorzüglich ertheilt worden ſey. Könnte man es vor gewiß annehmen, (wiewohl es nur als ein Gerücht erzählt wird, dergleichen man mehrere von ſolchen verhaßten Perſonen ausgeſtreuet hat;) aber wenn es auch keinen Zweifel litte, daß er ſich endlich ſelbſt erhenkt habe: ſo würde man daran eben keinen laſterhaften Mann, deſto mehr hingegen einen düſtern und halb wahnwitzigen Kopf, erkennen. Ueber die Zeit, da er angefangen hat, ſeine Meinung auszubreiten, wird zwar noch geſtritten, weil **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. V. c. 16.) und **Epiphanius** (Haer. 48.) dieſelbe auf eine verſchiedene Art beſtimmen, und beyderley Nachrichten ihre Schwierigkeiten haben; allein der letztere Schriftſteller, welcher den Urſprung der **Montaniſtiſchen** Parthey gegen das Jahr 157 ſetzt, ſcheint mit der übrigen Geſchichte derſelben am beſten übereinzukommen.

Montanus warf ſich ungeſcheut zu einem von Gott begeiſterten Propheten auf. Er geſtand zwar, daß der heilige Geiſt, den er mit einem von **Jeſu** gebrauchten Worte **Paraklet**us, das heißt, den **Lehrer** oder **Fürſprecher**, nannte, durch die Propheten der jüdiſchen Kirche den göttlichen Willen geoffenbaret, daß **Jeſus** eben denſelben ſowohl den Apoſteln als andern Chriſten verſprochen habe; aber er ſetzte hinzu, daß niemand die außerordentlichen Gaben deſſelben zu einer ſo vorzüglichen Abſicht erhalten habe, als er. Denn durch ihn ſollte der chriſtlichen Kirche dasjenige bekannt gemacht werden, was ihr noch zu ihrer Vollkommenheit mangelte. Die Kenntniß von der Ausübung wahrer Gottſeeligkeit, ſagte er, (oder wenigſtens in ſeinem Nahmen der größte ſeiner Anhänger, **Tertullianus**, de veland. virg. c. 1.) ſey in der Kirche des alten Teſtaments einem kindiſchen Zuſtande gleich geweſen; **Chriſtus** und die Apoſtel hätten dieſelbe zur Wiſ-

ſenſchaft

ſenſchaft der Jünglinge erhöhet; durch ihn aber ſey ſie bis zur Reife des männlichen Alters gebracht worden.

Man hat bereits zu den Zeiten des **Montanus**, und nachmals faſt bis auf die unſrigen, dieſes ſein Vorgeben ſchlimmer, als es wirklich war, abgebildet. Er ward beſchuldigt, daß er ſich ſelbſt vor den **Parakletus** oder den heiligen Geiſt ausgegeben habe; da ihn doch **Tertullian**, der ihn oft mit dieſem Nahmen der Kürze wegen, wenn gleich immer unvorſichtig, belegt, an andern Stellen genugſam von demſelben unterſcheidet. Was die Offenbarungen betrifft, deren ſich **Montanus**, und auch einige ſeiner Freunde, rühmten, ſo glaubten die alten Chriſten, ſie wären vielmehr vor Wirkungen des Teufels anzuſehen. Freylich fanden ſie an denſelben manches zu tadeln: inſonderheit, daß **Montanus**, indem er ſie empfieng, in Entzückungen, und beynahe in Wuth, gerieth; daß er nicht bloß im Nahmen Gottes ſprach, ſondern Gott auch ſelbſt in der erſten Perſon durch ſich reden ließ; (Epiph. Haer. 48. n. 11.) und daß ſeine vermeinten göttlichen Eingebungen vortrefflichere Anordnungen enthalten ſollten, als die Stifter des Chriſtenthums hinterlaſſen hätten. Allein durch dieſe Vorwürfe, zumal den letztern, war nur die Falſchheit ſeiner Einbildung bewieſen worden; noch nicht hingegen, daß ihn ein böſer Geiſt regiere.

Beym erſten Anblicke hätte es kaum anſtößig ſcheinen ſollen, wenn **Montanus** behauptete, daß der **Parakletus** durch ihn rede. Noch um dieſe Zeit, und lange nachher, zweifelten die Chriſten nicht, daß die unmittelbaren Offenbarungen des heiligen Geiſtes, und ſeine Wundergaben überhaupt, zuweilen einigen unter ihnen mitgetheilt würden: und man wird in der Folge Beyſpiele davon ſehen, welche ſie aufgezeichnet haben. **Montanus** alſo eignete ſich nichts zu, was ſeine Zeitgenoſſen vor ganz unmöglich und überflüßig gehalten hätten. Auch unternahm er es gar nicht, neue Glaubenslehren einzuführen,

oder den chriſtlichen Lehrbegriff umzuſtürzen. Irrthümer dieſer Art ſind ihm und ſeinen Anhängern erſt in den folgenden Jahrhunderten, aber deſto unwahrſcheinlicher, beygelegt worden, da ſie nicht allein feyerliche Verſicherungen von ihrer Uebereinſtimmung mit der unter den Chriſten herrſchenden Religion gegeben, ſondern auch dieſelbe durch einen eifrigen Widerſpruch gegen verſchiedene Irrgläubige beſtätigt haben.

Es waren nur die äußerlichen Andachtsübungen und die Kirchenzucht, welche **Montanus**, von einem himmliſchen Lehrer erleuchtet, vollkommener machen wollte. Die Chriſten faſteten, ſeiner Meinung nach, weder oft, noch zum Theil ſtreng genug. Sie hatten nur, wie man oben geſehen hat, Ein allgemeines jährliches Faſten, das ſie zum Andenken des Todes **Jeſu** begiengen. Er führte alſo noch zween andere ein, davon das eine nach Pfingſten gehalten werden ſollte, von welchem chriſtlichen Feſte um dieſe Zeit die erſten ausdrücklichen Spuren vorkommen, ohne daß man ſagen könnte, wenn es ſeinen Urſprung genommen habe. Die Zeit des zweyten dieſer jährlichen neuen Faſten des **Montanus** iſt ungewiß. Aber er unterſchied ſich auch darinne von den übrigen Chriſten, daß er zwar, wie ſie, von der dritten Nachmittagsſtunde des Freytags vor dem Auferſtehungsfeſte **Jeſu** an, bis zum Aufgang der Sonne an dieſem Feſte, gar nichts aß; in den beyden Faſten hingegen, die er ſelbſt ſtiftete, nur trockener Speiſen und Waſſers ſich bediente; vom Fleiſch aber, vom Wein, und ſelbſt von ſaftigen Früchten, ſich gänzlich enthielt. Man nannte dieſe bisher unbekannte und den Chriſten mit Recht anſtößige Art des Faſtens, **das Eſſen des Trockenen**, (ξηροφαγία.) Bey den wöchentlichen Faſten der Chriſten an der Mittewoche und am Freytage, (welche ieiunia feriae quartae et ſextae, ingleichen ſtationes hieſſen,) traf **Montanus** ebenfals eine Aenderung. Anſtatt daß es, nach der damaligen Redensart, das ganze Jahr hin-

hindurch, die funfzig Tage zwiſchen Oſtern und Pfingſten ausgenommen, beobachtet wurden, in der neunten Stunde des Tages, oder, nach unſerer Berechnungsart, in einer von den ſpätern Stunden des Nachmittags, zu Ende gieng, verlängerte er es bis zum Untergange der Sonne. Seine Neuerungen würden noch erträglicher geweſen ſeyn, wenn er ſie nicht, als nothwendige Gebräuche, vorgeſchrieben hätte. Es iſt wahr, daß er denen, welche ſie nicht beobachteten, darum die Hoffnung zur Seeligkeit nicht ſchlechterdings abſprach, und er ſcheint die Nothwendigkeit derſelben mehr aus dem damaligen Zuſtande der Chriſten hergeleitet zu haben, die, bey einer anhaltenden Gefahr des Todes, ſich auf denſelben deſto öfter vorbereiten mußten. Gleichwohl redete er im Nahmen des heiligen Geiſtes: und wenn es alſo auch nur heilſame Erinnerungen an die Chriſten geweſen wären: ſo durften ſie dieſelben nicht verachten. Dieſer Angriff auf ihre Freyheit verdroß die Chriſten hauptſächlich: ſie konnten den Zwang bey Uebungen der Gottſeeligkeit nicht dulden, über welche Jeſus und ſeine Apoſtel keine Geſetze gegeben hatten, und die eben durch einen freywilligen Trieb am nützlichſten werden konnten; zu geſchweigen, daß ſie das göttliche Anſehen nicht erkannten, das Montanus ſeinen Lehren zu geben ſuchte. Will man überhaupt die zerſtreueten Nachrichten der alten chriſtlichen Lehrer von dem Faſten der erſten Kirche, nach allen Abwechſelungen deſſelben, geſammelt und erläutert leſen: ſo kann man den Johann Dalläus, (de ieiuniis et quadrageſima, Libri IV. Daventriae, 1654. 8.) und den Wilhelm Beveridge oder Beveregius (in Codice Canonum Eccleſiae primitivae vindicato ac illuſtrato, Libro III. p. 134-169. der Ausgabe des Cotelier unter den Patribus Apoſtolicis, Tomo II. nach dem Amſterdamer Druck vom Jahr 1724.) als zween der beſten Führer wählen; obgleich der letztere zu partheyiſch dem vierzigtägigen Faſten einen apoſtoliſchen Urſprung zu erſtreiten ſucht.

Außer dieſer vermeinten Verbeſſerung des Faſtens der Chriſten, wollte **Montanus**, auch in andern Stücken ihr Betragen reinigen. Er behauptete, daß die zweyte Ehe nicht erlaubt, und würklich eine Art von Sünde ſey, wegen welcher diejenigen, ſo ſie begiengen, aus der Gemeine geſtoßen werden müßten. Daß **Paulus** ſie verſtattet habe, gab er zu; aber eben dieſes rechnete er auch zu der Vollkommenheit, die der **Parakletus** durch ihn ſtifte, daß er eine Vergünſtigung des Apoſtels aufhebe, indem **Chriſtus**, wie **Tertullianus** ſagte, de monogamia, c. 14. p. 578. 579. ed. Franeker. 1597. Fol.) zwar die Härte des menſchlichen Herzens getilgt habe; die Schwachheit aber des menſchlichen Fleiſches erſt vom **Paracletus** ihrer Herrſchaft beraubt worden ſey. Er ſtellte es ferner als eine Verleugnung der chriſtlichen Religion vor, wenn man, wie die Chriſten häufig thaten, während der heidniſchen Verfolgungen ſein Leben durch die Flucht rettete. Auch dieſes ſollte **Chriſtus** nur in dem unvollkommnern Zeitraum bis auf den **Montanus** erlaubt haben. Aber die Anhänger des letztern durften ſo wenig dieſes Mittel ihrer Sicherheit ergreifen, daß ſie vielmehr zur Zeit der Verfolgung eben ſo öffentlich und ungeſcheut ihren Gottesdienſt hielten, als in ruhigern Tagen; diejenigen etwan ausgenommen, welche befürchteten, durch die Martern zum Abfall vom Chriſtenthum gezwungen zu werden. Noch verlangte **Montanus**, daß Chriſten, welche wegen grober Sünden von der Gemeinſchaft der Kirche wären ausgeſchloſſen worden, niemals wieder in dieſelbe aufgenommen werden ſollten. Wenn er gleich nicht leugnete, daß der Kirche die Macht zuſtehe, ſolches zu thun, und daß auch ſolche Verbrecher zur öffentlichen Kirchenbuße zugelaſſen werden könnten; ſo verſagte er ihnen doch den völligen Zutritt in die Gemeine der Gläubigen, damit nicht durch dieſe Nachſicht die Luſt zu ſündigen bey mehrern angefriſcht würde.

Die

Die Strenge des Montanus gegen die Sitten der Chriſten erſtreckte ſich noch weiter. Er wollte, daß die chriſtlichen Jungfrauen, (nicht bloß die Weiber und Wittwen, wie es gewöhnlich war,) ſich mit einem langen Schleyer verhüllen ſollten. Und wenn man ihm die Meinungen des größten ſeiner Anhänger, des Tertullianus, beylegen darf: ſo verwarf er auch die Erlernung der heidniſchen Wiſſenſchaften, allen Schmuck und Putz in der Kleidung, den Gebrauch des Eidſchwurs; den Soldatenſtand, und die Schauſpiele. Einem Manne von der Gemüthsart des Montanus, und von ſolchen Grundſätzen, als eben angeführt worden ſind, kann man dieſes alles leicht zutrauen.

Doch dieſe Veränderungen in der chriſtlichen Sittenlehre konnten den Montanus eben nicht verhaßt machen. Manche Lehrer der Chriſten zu ſeinen Zeiten, noch mehrere in den bald folgenden, kamen in vielen dieſer Meinungen mit ihm überein. Aber das Unanſtändige, welches man an ſeinen Offenbarungen tadelte, und die Kühnheit, mit welcher er neue vortrefflichere Geſetze Gottes, als die Chriſten bisher gehabt hätten, bloß über einige Theile der Kirchenzucht und äußerlichen Andacht feſtſetzen wollte, beydes war ſchon hinlänglich, Unwillen gegen ihn zu erregen. Dazu kam vielleicht auch, (man hat es wenigſtens gemuthmaaßt,) der Inhalt der Weißagungen, die er und ſeine Schülerinnen vorbrachten. Sie kündigten unter andern Empörungen, Kriege, und das nahe Ende der Welt an. Daß dieſes letztere bevorſtünde, glaubten zwar damals die Chriſten überhaupt; nur ſagten ſie es nicht immer frey heraus. Dieſe Erwartung zog natürlich auch den baldigen Untergang des Römiſchen Reichs nach ſich: und man begreift leicht, wie nachtheilig es den Chriſten geweſen ſey, wenn ihnen ihre Feinde ſolche Vorwürfe machen konnten.

Unterdeſſen gaben der Ruf eines neuen Propheten, ſeine großen Verſprechungen und ſtrengern Forderungen

an die Chriſten, auch ſein unbeflecktes Leben, dem **Montanus** viele Anhänger. Nächſt der Benennung, die ſie von ſeinem Nahmen erhielten, nannte man ſie auch von dem Lande, wo ſie ſich vornehmlich ausbreiteten, **Phrygier** und **Kataphrygier**; ingleichen von einer Stadt daſelbſt, **Pepuza**, welche ihren Hauptſitz abgab, **Pepuzianer**. Keine waren unter den erſten derſelben berühmter, als zwo Frauensperſonen, **Maximilla** und **Priſcilla**, die ſich beyde, wie **Montanus**, rühmten, den **Parakletus** empfangen zu haben, verſchiedene Weißagungen ausſtreueten, und durch ihre Reichthümer die entſtehende Gemeine erweitert und befeſtigt haben ſollen. **Maximilla** ſoll, gleich dem **Montanus**, ihrem Leben ein gewaltſames Ende gemacht haben: wenn dieſes wahr iſt, ſo beſtätigt es die ohne dieß wahrſcheinliche Vermuthung, daß meiſtentheils ſchwermüthige und trübe Köpfe geholfen haben, dieſe Parthey zu gründen.

Die übrigen Chriſten verhielten ſich gegen dieſelbe anfänglich nicht auf einerley Art. Man kann unter dem gottſeeligen und rechtgläubigen Urtheil, welches einige Gemeinen in Gallien, nach dem Berichte des **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. V. c. 3.) von derſelben gefällt haben, ſchwerlich ein anderes verſtehen, als ein gütiges und gemäßigtes, bey welchem doch die Wahrheit der Religion keine Gefahr lief. Da ſie ſahen, daß die **Montaniſten** den chriſtlichen Glauben nicht anfochten: ſo begnügten ſich dieſe Chriſten vermuthlich daran, die eingebildeten Offenbarungen derſelben abzuweiſen; im übrigen aber hoben ſie die Gemeinſchaft mit ihnen nicht auf: ja verſchiedene Märtyrer in dieſen Gemeinen hatten ſowohl den Chriſten in Klein Aſien und Phrygien, als dem Römiſchen Biſchof **Eleutherus** den Kirchenfrieden mit den **Montaniſten** beſonders empfohlen. Einer von den Biſchöfen zu Rom, den man nicht nennt, unterhielt denſelben wirklich, und zweifelte an den prophetiſchen Gaben

ihrer

ihrer Anführer nicht; änderte aber nachmals dieſes Urtheil auf die Vorſtellung des **Praxeas**, eines ihrer Gegner. Allein in Aſien fanden ſie deſto mehr Widerſtand. Die dortigen chriſtlichen Gemeinen verſammelten ſich öfters, um die Lehren der **Montaniſten** zu prüfen; endlich erklärten ſie dieſelben vor irrig, und trennten ſich von aller kirchlichen Gemeinſchaft mit ihren Anhängern. Es iſt dieſes zugleich das erſte Beyſpiel von Kirchenverſammlungen der chriſtlichen Gemeinen, deſſen wenigſtens der erſtgenannte Geſchichtſchreiber (l. c. cap. 16.) ausdrücklich gedenkt, und das zwiſchen die Jahre 160 und 170 zu fallen ſcheint. Dennoch iſt es nicht leicht zu ſagen, ob dieſer Schritt der aſiatiſchen Chriſten zuerſt es verurſacht habe, daß die **Montaniſten** eine von ihnen abgeſonderte Parthey geworden ſind; oder ob ſich dieſe ſchon früher von ihnen geſchieden hatten? Dieſe Frage wird dadurch erheblich, weil ſie etwas dazu beyträgt, um zu zeigen, wie weit die Verträglichkeit der älteſten Chriſten gegen Irrende von allen Arten und Stufen gegangen ſey. Nach dem **Epiphanius** (Haer. 48.) trennten ſich die **Montaniſten** ſelbſt von den übrigen Chriſten: und ſonſt findet man auch, daß die großen Vorzüge, welche ſie ſich vor denſelben beylegten, kaum eine kirchliche Einigkeit, zum wenigſten auf lange Zeit, zwiſchen beyden haben zugeben können. Aber wenn man hinwiederum überlegt, daß die **Montaniſten** noch in den folgenden Zeiten vor Eine Kirche mit der ganzen chriſtlichen haben gehalten ſeyn wollen; daß wirklich zwiſchen ihnen und den andern Chriſten im eigentlichen Africa noch am Ende des zweyten Jahrhunderts die Kirchengemeinſchaft Statt gefunden habe: ſo muß man glauben, ein in den erſten Zeiten noch lange nicht allgemeiner Eifer gegen ſie, habe ſie zwar in Aſien genöthigt, eine eigene Gemeine aufzurichten; im übrigen aber hätten ſie es ihren vorgegebenen göttlichen Eingebungen und Kirchenverbeſſerungen zuzuſchreiben gehabt, daß dieſer erſte Friedensbruch immer größer und unheilbarer geworden iſt.

Sogar noch im dritten Jahrhunderte waren die Chriſten nicht völlig mit einander einig, ob ſie den **Montanus** und ſeine Anhänger eine ketzeriſche, oder nur eine von der rechtgläubigen allgemeinen Kirche getrennte Parthey, (eine ſchismatiſche, wie man zu ſagen pflegte,) nennen ſollten. Gleichwohl war ſchon lange vorher der Streit zwiſchen beyden Theilen ſehr hitzig geworden. Verſchiedene chriſtliche Lehrer ſchonten in ihren Widerlegungen der **Montaniſten** keinesweges: und dieſe gaben der großen Gemeine der Chriſten verächtliche Nahmen und Vorwürfe zurück.

Wenn man die Heftigkeit ausnimmt, die doch nur nach und nach auf das erſte glimpfliche und friedfertige Betragen vieler Chriſten gegen die entſtehende Parthey gefolgt iſt; ſo iſt übrigens die Denkungsart der chriſtlichen Gemeinen in Anſehung derſelben nicht tadelhaft. Die **Montaniſten** waren gewiß keine Ketzer; aber ſie befanden ſich in einer großen, beſtändigen Gefahr, es zu werden. Ihr Grundſatz von unmittelbaren göttlichen Offenbarungen, durch welche ihre Anführer fähig geworden ſeyn ſollten, dem Chriſtenthum mehr Vollkommenheit zu ertheilen; dieſer Grundſatz, der bey ihnen bloß einige Vorſchriften der Sitten hervorgebracht hatte, konnte eben ſowohl die Religion überhaupt verändern, ſobald ſich einer unter ihnen zum neuen Propheten und Verbeſſerer des Glaubens aufwerfen wollte. Will man ſagen, daß dieſes eine ungewiſſe Beſorgniß geweſen ſey; ſo bleibt eine allgemeine deſto gültigere Erinnerung gegen die **Montaniſten** übrig. Jede Schwärmerey, welche eine erhitzte Einbildungskraft im Nahmen Gottes reden und gebieten läßt, iſt ein höchſt fürchterliches Uebel. Sie war es immer, die den richtigen Begriffen von der Religion am meiſten geſchadet, die Menſchen am unverzeihlichſten hintergangen hat. Nicht genug, daß ſie ihre eigenen Einfälle vor Gottes Befehle ausgiebt; ſie verdrängt auch die göttlichen Worte, die es würklich ſind. Und ſie mag ſich

mit der Empfehlung unbedeutender Kleinigkeiten beſchäftigen, oder wichtige Entwürfe unter den Menſchen auszuführen ſuchen: ſo iſt ihr Mißbrauch des göttlichen Anſehens in beyden Fällen gleich ſtrafbar. Zwar ſcheint es, daß die ganze chriſtliche Kirche dieſer Zeiten nicht mehr als die **Montaniſten** gegen ſolche Verwirrungen ſich geſichert habe, indem ſie noch täglich bereit war, demjenigen Chriſten zu glauben, der ſich vor einen Propheten Gottes ausgab. Allein ſie hatte in der That ein Verwahrungsmittel wider Leute, die ſich dieſen Nahmen mit Unrecht anmaaßten. Denn ſie glaubte nicht, und hatte auch keine Urſache es zu glauben, daß Gott fortführe, einzelen Menſchen neue Lehren und Pflichten der Religion zu offenbaren: ſie erwartete bloß eine Beſtätigung der ihr durch **Jeſum** bekannt gewordenen, wenn ſie erſt durch andere Umſtände ſich überzeugt hielt, daß jemand die prophetiſche Gabe Beſitze. **Montanus** alſo und ſeine Freunde haben wohl der Religion durch ihre unerweislichen Offenbarungen des **Parakletus**, weit weniger Schaden zugefügt, als andere ſchwärmende Chriſten; aber dieſe Entſchuldigung darf nur nicht zu gefällig angewandt werden: gleichſam, als wenn die Einbildung gutmeinender finſterer Köpfe, daß Gott ſelbſt aus ihnen ſpreche, ſo lange ſie die Religion nicht verdirbt, ohne nachdrücklichern Widerſpruch geduldet werden könnte.

Ein außerordentliches Glück für die Parthey der **Montaniſten** und entſcheidend für ihren Fortgang war es, daß ein chriſtlicher Lehrer von ungemeinen Gaben, **Tertullianus**, den dieſe Geſchichte bald kenntlicher machen wird, zu ihnen übertrat, und ſie in vielen Schriften mit hinreißender Beredſamkeit vertheidigte. Sie breiteten ſich in verſchiedenen Gegenden Klein Aſiens und in Africa ſo mächtig aus, daß ſie erſt mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts durch die kaiſerlichen Geſetze ganz haben unterdrückt werden können. Ihre Kirchenverfaſſung ſoll ſich, wenigſtens im vierten Jahrhunderte, von

der übrigen chriſtlichen etwas entfernt haben. Aber weder dieſe Umſtände, noch die ungewiſſen zum Theil auch ſehr unwahrſcheinlichen Beſchuldigungen gegen die Sitten des **Montanus** und ſeiner Anhänger; am wenigſten die Erzählungen von den beſondern Sekten der **Artotyriten** und **Taskodrugiten**, welche unter den **Montaniſten** entſtanden ſeyn ſollen, ſind einer lehrreichen Geſchichte würdig. Der große Haufen der Chriſten überſchüttete in der Folge dieſe Parthey, wie die meiſten andern von ihm geſchiedenen, mit ſchimpflichen Nachreden. Vermuthlich hat es auch unter den Nachfolgern des **Montanus** manche laſterhafte oder ſchwärmende Betrüger unter dem Schein der Gottſeeligkeit gegeben.

Da wir vom **Montanus** ſelbſt nichts als einige ſeiner Weißagungen leſen, die von andern aufbehalten worden ſind: ſo iſt jetzt von ſeiner Seite **Tertullianus** der einzige, den man über ſeinen Lehrbegriff befragen kann. Dieſer Schriftſteller, der ſeine Leſer ſo geneigt macht, ein gütiges Urtheil über die **Montaniſten** zu fällen, hat beſonders in ſeinen Büchern vom Faſten, von Einer Ehe, von der Flucht während der Verfolgungen, von der Schaamhaftigkeit, von der Kleidung und dem Schmuck der Frauensperſonen, und von der Verſchleyerung der Jungfrauen, einen Schutzredner für dieſelben abgegeben: einzeler Stellen in andern ſeiner Werke nicht zu gedenken, worinne er die Lehrſätze dieſer Parthey vorträgt. Ob er nicht manche Gründe und Erklärungen zu denſelben hinzugeſetzt, ihnen überhaupt ein vortheilhafteres Anſehen gegeben habe, iſt zwar ungewiß; aber doch gar nicht unwahrſcheinlich. Sein größeres Werk zur Vertheidigung der **Montaniſten** in ſieben Büchern, hat uns die Zeit entriſſen. Von der Gegenparthey iſt **Euſebius** in dieſer Geſchichte der brauchbarſte Schriftſteller, in dem er (Hiſt. Eccl. L. V. c. 14. 16-19. verglichen mit L. IV. c. 27.) nicht nur glaubwürdige Nachrichten, ſondern auch Auszüge

züge aus Widerlegungsſchriften der Montaniſten mitgetheilt hat; wiewohl in dieſen letztern ein ſehr ungeſtümer feindſeeliger Eifer herrſcht. Was Epiphanius (haer. 48.) Hieronymus (ep. 37.) und der noch ſpätere Verfaſſer eines zur Ketzergeſchichte gehörigen Buchs, (Praedeſtinatus) erzählen, iſt entweder unerheblich, oder, wie bereits gedacht worden, mehr Erdichtungen ähnlich. Eine der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Unterſuchungen der Neuern über dieſe Geſchichte, iſt in der Schrift des Herrn Prof. Wernsdorf zu Danzig, (Commentatio, de Montaniſtis, Seculi ſecundi vulgo creditis haereticis, Gedani, 1751. 4.) angeſtellt worden. Sie bleibt auch alsdenn überaus lehrreich, wenn man finden ſollte, daß die Montaniſten darinne mit einer nicht ganz verdienten Nachſicht entſchuldigt worden ſind. Dagegen wird man freylich auch in Mosheims ſchätzbarer Abhandlung von dieſer Parthey, (Commentar. de rebus Chriſtianor. ante Conſt. M. p. 410-424.) einige Folgerungen und Muthmaaßungen antreffen, deren Richtigkeit eben nicht deutlich in die Augen fällt.

Verfolgung der Chriſten

unter dem

Kaiſer Marcus Aurelius.

Je mehr die Partheyen unter den Chriſten, oder wenigſtens durch einen Mißbrauch des chriſtlichen Nahmens, ſich vervielfältigten: deſto mehr Urſache hatten ſie, das vorſichtigſte Betragen gegen dieſelben anzuwenden, um ihren aufmerkſamen Feinden keine Gelegenheit zur Beſchuldigung der Uneinigkeit und Verwirrung zu geben.

Sehr viel mußte ihnen beſonders daran gelegen ſeyn, in den Augen ihrer Fürſten, zumal weiſer und tugendhafter Kaiſer, nicht zu ihrem Nachtheil zu erſcheinen. Ein ſolcher war auch der Nachfolger des **Antoninus Pius**, den er an Sohnes ſtatt angenommen hatte, **Marcus Aurelius Antoninus**, oder wie man ihn auch zu nennen pflegt, **Antonin der Weltweiſe.**

Er hatte von ſeinem zwölften Jahre an ſich die ganze Strenge der ſtoiſchen Philoſophie eigen gemacht, und verließ ſie nicht, als er im Jahr 161 den kaiſerlichen Thron beſtieg; wiewohl ihm ſchon ſein Vorgänger einen großen Antheil an der Staatsverwaltung verliehen hatte. Freywillig theilte er zuerſt unter den Kaiſern die Regierung mit einem Reichsgenoſſen, dem **Lucius Verus**, weil dieſer einige Anwartſchaft darauf bekommen hatte: und da ſich **Verus** durch ſeine Ausſchweifungen entehrte, wußte er es zu verhüten, daß dieſelbe dem Reiche nicht ſchädlich wurde, bis ihn der Tod deſſelben von dieſem Unwürdigen im Jahr 169 befreyete. Seine Regierung, welche ſich erſt im Jahr 180 endigte, war eine faſt zuſammenhängende Reihe der größten und gefährlichſten Kriege. In den Morgenländern ſchlugen ſeine Feldherren endlich die Angriffe der Parther mit vielem Glück zurück. Aber die vereinigte Macht von einer Menge deutſcher Völker gegen die Donau zu, wurde nur erſt kurz vor ſeinem Tode von ihm völlig entkräftet. Schröckliche Landplagen aller Art, welche das Reich verheerten, die Empörung ſeines beſten Feldherrn, und die Laſter ſeiner ganzen Familie; alles dieſes machte ihn gleichwohl nicht unglücklich: es diente nur dazu, ſeine Tugenden, und vornehmlich die unzerſtörbare Ruhe ſeines Gemüths zu offenbaren, das von allem, was nicht in ſeiner Gewalt ſtand, nach der Vorſchrift der ſtoiſchen Grundſätze, wenig gerührt, wenigſtens nicht erſchüttert wurde. Er hatte ein ungemein gnädiges und großmüthiges Herz, bereit inſonderheit, ſolche Beleidi-

Beleidigungen, die ihn hauptſächlich betrafen, ohne alle Ausnahme zu vergeben. Als ſein Feldherr Caßius ſich zum Kaiſer aufgeworfen, und einen Theil des Reichs an ſich geriſſen hatte: zog Marcus Aurelius hin, um ſich mit ihm zu unterreden, und verſicherte, daß er demſelben die Regierung ſelbſt abtreten wollte, wenn man glaubte, es ſey dem gemeinen Beſten zuträglich. Und da ihm bald darauf der Kopf des Aufrührers gebracht wurde, den ſeine eigene Soldaten ermordet hatten: wandte er traurig das Geſicht von dieſem Anblicke ab, und beklagte ſich, daß er die Gelegenheit verlohren habe, Gnade zu erzeigen. „Wie aber, wenn Caßius geſiegt hätte?„ fragte ihn einer der Umſtehenden. Darauf antwortete der Kaiſer mit einem edeln Vertrauen: „So habe ich die Götter nicht „verehrt, noch ſo gelebt, daß er mich hätte überwinden „können.„ Der lange Krieg mit den Deutſchen hatte den öffentlichen Schatz erſchöpft: er verkaufte daher, um die fernern Koſten deſſelben zu beſtreiten, alles Geräthe und alle Koſtbarkeiten ſeines Palaſtes; auch ſonſt bezeigte er mit Reden und Thaten, daß alles ſein Vermögen dem Staate zugehöre, für welchen er würklich lebte, und in welchem er das höchſte Beyſpiel von Menſchenliebe und Weisheit gab. Die Gelehrſamkeit hatte an ihm einen ausnehmenden Kenner und unzertrennlichen Freund. Bloß um dem Volke zu gefallen, wohnte er den Schauſpielen bey; beſchäftigte ſich aber während derſelben mit Leſen oder mit Angelegenheiten der Regierung. In aller Betrachtung hatte er ein Recht, ſich, wie er oft pflegte, der Worte des Plato zu bedienen, die Staaten wären glücklich, in denen Philoſophen regierten.

Zwar ſind auch ihm, und wie es ſcheint, nicht ohne Grund, einige Vorwürfe gemacht worden. Der Eifer, mit welchem er ſich ſein ganzes Leben hindurch den Wiſſenſchaften, und ſogar dem mündlichen Unterrichte der Philoſophen, überließ, hat doch vielleicht den öffentlichen Geſchäften

ſchäften einige Zeit geraubt, und ihn etwas unter ſeine Beſtimmung zu den kunſtmäßigen Gelehrten der Schulen und Sekten herabgeſetzt; wo nicht gar eine gewiſſe Eitelkeit die ſtärkſte Triebfeder deſſelben geweſen iſt. Von der Nachſicht, die er gegen ſeine laſterhafte Gemahlinn und manche übermüthige, den Unterthanen ſchädliche Staatsbedienten, bewies, urtheilte man ebenfals, daß ſie die Gränzen einer gerechten Güte und Gelindigkeit überſchreite. Dazu muß man noch die der ſtoiſchen Philoſophie eigenthümlichen Fehler ſetzen, die bereits an einem andern Orte dieſer Geſchichte (Th. I. S. 378. fg. oder S. 386. fg. der zweyten Ausg.) angezeigt worden ſind. Und doch iſt es gewiß, daß die Seele des Marcus Aurelius durch dieſelbe nicht zum Schaden der menſchlichen Geſellſchaft verhärtet worden ſey. Die ſtoiſche Unempfindlichkeit verſchloß ſie keineswegs dem allgemeinen zärtlichen Mitleiden; ſie war bey ihm mehr eine immer gleiche Heiterkeit und Stille des Geiſtes, welche ihn deſto tüchtiger machten, zu einer der traurigſten Zeiten des Römiſchen Reichs, der Vater und Retter ſeines Volks zu ſeyn. Auch die wichtigen Mängel ſeiner Kenntniß und Verehrung Gottes hindern nicht, ihn vor einen der größten Männer des heidniſchen Alterthums zu halten.

Sein Leben iſt Beweis genug, daß die noch von ihm übrig gebliebene Schrift nicht bloß ein philoſophiſches Wortgepränge ſey. Er hat ſie an ſich ſelbſt gerichtet: und man kann ſie ein Selbſtgeſpräch, oder Betrachtungen und Erinnerungen zum Gebrauch ſeines eigenen Lebens, nennen. Alles was die ſtoiſche Sittenlehre edles, reizendes und nützliches hat, iſt hier in kurz ausgedrückten Gedanken und Denkſprüchen zuſammen gefaßt; unterrichtend und angenehm, weil es zugleich ein für das Nachdenken ſehr fruchtbarer Boden iſt. Mann hat ſogar zu entdecken geglaubt, daß nicht allein dieſer kaiſerliche Weltweiſe, ſondern auch bereits Seneca und Epiktetus, welche

welche nebſt ihm zu den vornehmſten **Stoikern**, ſeit dem Aufkommen des Chriſtenthums, gehörten, die moraliſchen Lehrſätze dieſer Religion ſchlau und geſchickt zu ihrem Vortheil angewandt hätten. Die Schriften der chriſtlichen Lehrer, ſagt man, und ſogar ihre heiligen Bücher konnten den **Stoikern** bey dem großen Aufſehen, welches dieſe Religion machte, nicht unbekannt bleiben. Sie fanden darinne eine weit vollkommnere Sittenlehre, als diejenige war, in welcher ſie ihren Vorzug vor allen Philoſophen ſetzten: daher nahmen ſie verſchiedene Vorſchriften aus derſelben in ihr Lehrgebäude auf; aber um die Ehre deſſelben zu erhalten, verkleideten ſie ſolche mit ſo vieler Kunſt, daß unter chriſtlichen Worten, doch ein **ſtoiſcher** Verſtand liegen blieb. Dieſes hat inſonderheit ein ſehr gelehrter und unter andern auch um die chriſtliche Kirchengeſchichte verdienter Mann, **Jacob Brucker** (Diſſert. de Stoicis, ſubdolis Chriſtianorum imitatoribus, in Tempe Helvet. T. III. p. 260. ſq. ingleichen in der Hiſt. Crit. Philoſ. T. II. p. 532. ſq. 588.) zu beweiſen geſucht, und ſich der Aehnlichkeit mancher Stellen der erſtgedachten **ſtoiſchen** Weltweiſen mit den Lehren des Chriſtenthums ſcharfſichtig zu dieſer Abſicht bedient. Allein wenn dieſe Aehnlichkeit mehr anzeigen ſoll, als zufälliger Weiſe gleichlautende Grundſätze oder Redensarten, auf welche jene Philoſophen leicht gerathen konnten, die ſich über die menſchliche Natur ſelbſt erheben wollten: ſo müßte die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit, welche man dabey vorausſetzt, von einer nicht geringen Stärke ſeyn. Dieſe verliert jedoch, wie mir däucht, ſehr viel von allen Seiten. Da man hierbey annehmen muß, daß **Seneca** der erſte **Stoiker** geweſen ſey, der dieſe Quelle in ſeine Philoſophie geleitet habe: ſo begreift man gar nicht, wie ein Römiſcher Staatsmann und Gelehrter zu einer Zeit, da die Apoſtel kaum eben einige ihrer Schriften für die chriſtlichen Gemeinen in den Morgenländern und in Griechenland aufgeſetzt hatten, dieſelben ſogleich geleſen und genützt

nützt haben ſollte. Verſchiedene ſeiner Werke mögen ſogar von ihm geſchrieben worden ſeyn, ehe noch irgend eine von jenen vorhanden war, und bey einem ſo kleinen Anfange des Chriſtenthums zu Rom, daß es ſeine beſondere Aufmerkſamkeit ſchwerlich feſſelte. So weit wir auch den **Seneca** aus ſeinen Handlungen und Schriften kennen, iſt beynahe alles eher von ihm zu erwarten, als daß er von einer neu entſtehenden Religionspartey, deren Urheber nicht vor Philoſophen nach dem griechiſchen und römiſchen Begriffe angeſehen werden wollten oder konnten, Lehren und Worte geborgt haben ſollte, um die Sittenlehre ſeiner Sekte damit auszuſchmücken. Und das überdieß ohne wahre Vortheile; mehr zu ſeiner Beſchimpfung. Denn eine ſo armſeelige Entwendung neuer Lehrſätze und Verdrehung derſelben zu dem Sinn eines alten Lehrgebäudes, mußte ihn geringſchätzig bey den übrigen **Stoikern** machen, und den Chriſten Gelegenheit geben, ſie zu verſpotten.

Eben dieſer Mangel an eigentlichen Spuren einer Bekanntſchaft der **ſtoiſchen** Weiſen mit der chriſtlichen Sittenlehre, und einer Nachahmungsſucht derſelben, trift auch den **Epiktetus** und **Marcus Aurelius**; obgleich in einem etwas niedrigern Grade. Noch ſieht man in dieſer Geſchichte immer nicht, daß die Kaiſer und heidniſchen Philoſophen ſich ausnehmende Mühe gegeben hätten, die Religion der Chriſten kennen zu lernen. Vielmehr ſcheinen ſie dieſelbe, aus Urſachen, denen ſchon oben nachgeſpürt worden iſt, verachtet zu haben. Nur mit einem Seitenblick von dieſer Art gedenken ſie überaus ſelten unter einem allgemeinen nachtheiligen Urtheil der Chriſten. So läßt **Arrianus** den **Epiktetus**, ſeinen Lehrer, ſagen, (Diſſert. Epict. L. IV. c. 7.) faſt niemand gelange durch vernünftige Gründe zu der Stärke des Geiſtes, daß er, wie die **ſtoiſchen** Vorſchriften verlangten, gar keine Gefahren und den Tod ſelbſt nicht fürchte. Man könne zwar aus Raſerey dagegen ſo geſinnt ſeyn, oder aus Gewohn-

wohnheit, wie die Galiläer; (er bedient ſich dieſes den Chriſten von den Juden beygelegten Schimpfnahmens, um ihre Märtyrer zu verlachen;) aber durch Beweiſe der Vernunft lerne niemand, daß Gott alles in der Welt und die Welt ſelbſt ganz frey und vollkommen, jeden Theil aber derſelben zum allgemeinen Nutzen geſchaffen habe. Auf gleiche Art lehrt Antonin der Philoſoph, (ad ſe ipſum L. XI. c. 3.) die Seele müſſe bereit ſeyn, den Körper zu verlaſſen, nicht, wie die Chriſten, aus einer bloßen Hartnäckigkeit; ſondern nach einem wohl überlegten Entſchluße, und anſtändig, ſo daß man auch andere ohne zu hochgeſpannte Worte dazu überreden könne. — Es hat alſo vielmehr das Anſehen, daß man, bloß wegen einer bemerkten Uebereinſtimmung zwiſchen den ſtoiſchen und chriſtlichen Schriftſtellern in der Sittenlehre, die erſtern zeitig zu Nachahmern der letztern gemacht habe. Die Erdichtung, welche den Seneca abgeſchmackte Briefe mit dem Apoſtel Paulus wechſeln ließ, kommt vermuthlich eben daher: ſo wie man auch glaubte, daß Plato einen Theil ſeiner Kenntniß nothwendig aus den Schriften des Moſes genommen haben müßte. Nicht eine ſolche Nachahmung, ſondern die großen Gaben der ſtoiſchen Weltweiſen dieſes Zeitalters, erklären es hinlänglich, warum dieſe Sekte vor allen andern philoſophiſchen ſich ſo glücklich erhalten, und unter der Regierung des Marcus Aurelius noch ſo vieles Anſehen behauptet hat.

Wollte man indeſſen bey dem Anblicke eines ſolchen Fürſten fragen, ob nicht ſeine Tugenden dazu gedient haben, die Heiden noch mehr in ihrer Religion, und beſonders die Philoſophen in der Bewunderung ihrer Weisheit, zu ſtärken, eben dadurch aber ihnen das Chriſtenthum noch entbehrlicher vorzuſtellen: ſo würde zwar die Geſchichte nicht ganz deutlich darauf antworten. Aber man kann dieſe Würkung zugeben; und doch es unbillig nennen, daß die chriſtliche Religion von den Heiden neben den größten

ihrer

ihrer Beyſpiele verächtlich angeſehen wurde. Dieſe Philoſophie, welche die beyden **Antonine** und vielleicht einige hundert andere weiſe und tugendhafte Männer zu gleicher Zeit bildete, that bey ſo vielen Millionen anderer Heiden wegen der Religion, die ihr entgegengeſetzt war, nicht die geringſten Dienſte. Das Chriſtenthum hingegen war keine Philoſophie für wenige: es erleuchtete und beſſerte alle Arten und Stände der Menſchen mit gleicher Leichtigkeit. Daß es alles Gute der philoſophiſchen Sittenlehre und noch viel Vorzügliches vor derſelben gehabt habe, braucht keines Beweiſes. Manche Widerſprüche und übertriebene Forderungen der **ſtoiſchen** Philoſophie hatten bereits die andern Sekten aufgedeckt. Sie konnten noch mehr daran zu tadeln finden, ſobald ſie die chriſtliche Religion dagegen hielten: und dem großen **Marcus Aurelius**, der die Tugend bloß um ihrer Vortrefflichkeit willen, ohne einige Hoffnung zu Belohnungen in einer andern Welt, liebte, blieb nach ſeinen Grundſätzen im Tode nichts übrig, als daß ſeine Seele in die erſten Beſtandtheile der Natur wieder aufgelöſet wurde, nachdem ſie eine vermeinte vollkommene Tugend in einem ungewiſſen und ſchwachen Verhältniß gegen Gott ausgeübt hatte. Dazu kann man noch dieſes ſetzen, daß die **Stoiker**, welche ſo kühn die ganze heidniſche Göttergeſchichte verlachten, dadurch wider ihre Abſicht den Chriſten den Weg bahnten, ohne daß ſie, wie dieſe, im Stande geweſen wären, an die Stelle der Fabellehren feſt beſtimmte Begriffe von Gott einzuführen.

Noch viel dreiſter, als ſie, machte ein anderer Philoſoph dieſer Zeiten, **Lucianus**, die heidniſche Religion und ſogar die Philoſophen lächerlich. Unter allen Lehrgebäuden derſelben gefiel ihm zwar das **Epikureiſche** am beſten; allein auch aus den übrigen nahm er das Wahre und Brauchbare mit derjenigen Freyheit, die eines Philoſophen würdig iſt. Er glaubte auſſerdem eben ſo richtig,

tig, daß die Weisheit ohne Tugend unnütz sey, und daß sie nicht bloß aus Büchern; sondern darneben vornemlich aus dem Umgange mit großen Männern, gezogen werden müsse. Daher verspottet er die fälschlich genannten Philosophen, die einer Sekte knechtisch zugethan waren, und deren üppige zänkische Sitten mit ihrer eingebildeten Wissenschaft schlecht übereinkamen. Er findet aber auch an vielen ehrwürdigen Weisen des Alterthums, am Sokrates selbst, Reizungen zu einem bittern Lachen. Desto leichter wurde ihm der Uebergang zur Verachtung der heidnischen Religion, deren Götterlehre, Cärimonien und Priester er ohne Verschonung, als Thorheiten und Betrügereyen, abschildert. Seine Satyre zieht endlich oft auch andere Schriftsteller und Ausschweifungen der Menschen in ihr Gebiet. Mit einem größtentheils feinen, erfindungsreichen und überströmten Witze, mit einer angenehmen sehr unterhaltenden Beredsamkeit, verbindet er eine ungemeine Kenntniß der Menschen, und die Geschicklichkeit, unter seinen lachenden Bildern viele hervorschimmernde Wahrheiten der Sittenlehre, der Geschichtskunde, und der Gelehrsamkeit überhaupt, zu empfehlen. Er würde noch eines unbeflecktern Ruhms genießen, wenn seine Spöttereyen oft weniger muthwillig und leichtsinnig wären; wenn er immer zugleich im Lachen auch zu bessern gesucht, die Ehrbarkeit nicht bisweilen sehr beleidigt, und zuverläßigere Beweise der Wahrheitsliebe und Ernsthaftigkeit bey der Untersuchung der Religion hinterlassen hätte. Wenn er gleich von der Beschuldigung, ein Gottesverläugner und Verächter der Religion gewesen zu seyn, losgesprochen werden kann; so sieht man doch deutlich genug, daß er ohngefähr nach den Irrthümern Epikurs von Gott und von der Entbehrlichkeit seines äußerlichen Dienstes, geurtheilt habe. Was dabey zu seiner Entschuldigung gesagt werden kann, fällt seinen Freunden etwas schwer zu verfechten, weil seine wahre Meinung unter so vielem Witze und Hohngelächter kaum zu entdecken ist.

So wird es vielleicht ſtets zweifelhaft bleiben, ob in **Lucians** Erzählungen und Urtheilen von den Chriſten, nur der unwiderſtehliche Trieb, ſich über alles zu beluſtigen, wenn er es auch wenig oder gar nicht kennen gelernt hatte, oder ob auch Bosheit und unverzeihliche Verleumdung darinne ſichtbar ſind? Seine Schrift vom Tode des **Peregrinus**, eines cyniſchen Weltweiſen, muß vornemlich mit unter dieſe Prüfung gezogen werden. Er ſtellt denſelben als einen in frühern Jahren ſehr laſterhaften, nachmals aber auf eine lächerliche Art ehrbegierigen und ſeltſamen Herumſtreifer vor, der ſich endlich ſelbſt, um außerordentlich bewundert zu werden, öffentlich verbrannt habe. Eine Zeitlang ſoll dieſer **Peregrinus** auch ein Chriſt geweſen ſeyn. „Er lernte, ſchreibt **Lucianus**, „die wunderbare Weisheit der Chriſten, und gieng in Pa„läſtina mit ihren Prieſtern und Schriftgelehrten um. „Und gar bald zeigte er, daß ſie, gegen ihn gehalten, Kna„ben wären, indem er Prophet, Vorſteher der Opfer, „und Mitglied der Synagoge, alles allein, wurde.„ — Dieſes alles ſcheint aus einer den Heiden gewöhnlichen Vermiſchung der Chriſten mit den Juden, deren Lehrer und Aemter hier vorkommen, gefloſſen zu ſeyn.— „Eini„ge Bücher erklärte und erläuterte er; viele aber ſchrieb er „ſelbſt, und ſie gaben ihn vor einen Gott aus, bedienten „ſich ſeiner als eines Geſetzgebers, und ernannten ihn zu „ihrem Vorſteher.„— Nichts iſt unglaublicher, als daß die damaligen Chriſten einen ihrer Lehrer vor einen Gott gehalten hätten. Will man aber ſagen, **Lucianus** fange nun an, von **Chriſto** zu reden, deſſen er gleich gedenkt: ſo müßte er überaus verworren und zweydeutig geſchrieben haben; oder dieſe ganze Stelle iſt verſtümmelt.— „Denn noch „jetzt verehren ſie jenen großen Mann, der in Paläſtina „ans Kreuz geſchlagen worden iſt, weil er dieſe neue Reli„gion aufgebracht hat. Hierauf wurde der **Proteus** (denn „ſo nannte ſich auch **Peregrinus**,) „deswegen ergriffen, „und ins Gefängniß geworfen.„

„Die

„Die Christen sahen dieses, fährt **Lucian** fort, „vor ein großes Unglück an, und versuchten alles, um „ihn herauszureißen. Da solches aber nicht möglich war: „so leisteten sie ihm alle andere Dienste, nicht nachläßig, „sondern mit Eifer. Gleich des Morgens sah man alte „Frauen, einige Wittwen und vaterlose Knaben am Ge„fängnisse warten. Ihre Lehrer aber schliefen inwendig „mit ihm, indem sie die Hüter des Gefängnisses bestachen. „Es wurden darauf mancherley Mahlzeiten hineingebracht, „und ihre Gespräche wurden heilig genannt. Dem vor„trefflichen **Peregrinus**, denn so hieß er noch, ward „von ihnen der Nahme eines neuen **Sokrates** beyge„legt.„ — Eine Vergleichung, die der Denkungsart der ersten Christen schwerlich gemäß ist: so wie die Mahlzeiten im Gefängnisse eine unwahrscheinliche Vergrößerung sind. — „Sogar aus den asiatischen Städten kamen ei„nige, von den christlichen Gemeinen daselbst abgeschickt, „die ihm beystehen, ihn vertheidigen und trösten sollten. „Denn sie zeigen eine ungemeine Geschwindigkeit, wenn „etwas dergleichen bekannt geworden ist; und sogleich wen„den sie alles darauf. Dem **Peregrinus** wurde also „auch damals viel Geld von ihnen, unter dem Vorwande „der Gefangenschaft, geschickt, aus welcher sie eine be„trächtliche Art von Einkünften gemacht haben. Diese „Elenden haben sich einmal überredet, daß sie ganz un„sterblich seyn und ewig leben werden. Daher verachten „sie den Todt, und viele unter ihnen ergeben sich freywil„lig. Außerdem hat sie ihr erster Gesetzgeber überredet, „daß sie alle unter einander Brüder sind, wenn sie erst „uns verlassen, und die griechischen Götter verleugnet ha„ben; dagegen aber jenen Gekreuzigten, ihren Lehrer, „(er sagt, ihren **Sophisten**,) anbeten, und nach seinen „Gesetzen leben. Daher verachten sie auch alles auf glei„che Art, und sehen es als ein gemeinschaftliches Gut an; „wie sie denn das Geld ohne alle Gewährleistung von ein„ander übernehmen. Wenn also irgend ein listiger Be-

„trüger zu ihnen kommt, der ſich der Gelegenheit zu be„dienen weiß: ſo wird er in kurzer Zeit ſehr reich, und „lacht der einfältigen Leute.„ Man hat unterdeſſen doch keine Beyſpiele einer ſolchen Begebenheit in der chriſtlichen Geſchichte. Da die Gemeinſchaft der Güter bey den Chriſten in der höchſten Bereitwilligkeit beſtand, ihr Vermögen mit den Dürftigen zu theilen, und der dazu errichtete Kirchenſchatz freylich wohl von dem Biſchof und den Kirchendienern, ohne einiges Mißtrauen gegen ſie, verwaltet; aber gewiß nicht jeder unbekannte Fremdling von ihnen zur Aufſicht über denſelben angenommen, oder mit Geſchenken überhäuft wurde: ſo erkennet man auch hier den um die genaue Wahrheit unbeſorgten Spötter. **Lucianus** ſetzt noch hinzu, der Statthalter Syriens habe den **Peregrinus**, weil er fand, daß derſelbe bloß aus Ruhmbegierde ſterben wollte, keiner Strafe würdig geachtet, und wieder losgelaſſen. Dieſer ſey nachmals in verſchiedenen Gegenden, immer von den Chriſten reichlich mit Gelde verſehen, herumgezogen, bis ihn endlich dieſe, weil er eine bey ihnen verbothene Speiſe genoſſen, von ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen hätten.

An dieſer Erzählung, die bis ans Ende Juden und Chriſten mit einander vermengt, offenbare Erdichtungen und manche wahrſcheinliche, durch andere Zeugniſſe beſtätigte Nachrichten enthält, könnte wohl die Unwiſſenheit **Lucians** in Anſehung der Geſchichte und Beſchaffenheit des Chriſtenthums, einen großen Antheil gehabt haben. Er giebt ſelbſt durch dieſelbe zu erkennen, daß er die heiligen Schriften der Chriſten nie geleſen, nur denen über ſie ausgebreiteten Gerüchten geglaubt habe. Es iſt nicht genug zu ſagen, daß er die häufigen Gelegenheiten, beſſer mit ihnen bekannt zu werden, nicht hätte verſäumen ſollen. Man muß auch zeigen können, daß dieſe ſich ihm dargeboten, daß er Urſache gefunden habe, den unter den Heiden herrſchenden Begriff von den Chriſten vor unrichtig zu halten.

halten. Unterdeſſen hätte ihn doch, ſcheint es, die ſtrengere Rechtſchaffenheit zurückhalten ſollen, eine Religion, die er nicht ſcharf genug unterſucht hatte, und die Anhänger derſelben, deren Tugenden er wenigſtens nicht leugnen konnte, nicht mit den bitterſten Spöttereyen anzugreifen. Dieſen war dasjenige, was er an ihnen am meiſten verlachte, ihr Betragen gegen ihre gefangenen Mitbrüder, ihre liebreiche Mildthätigkeit, und die Hoffnung eines ewigen Lebens, auf welche ſie ſich ſtützten, vielmehr rühmlich. Die ungegründeten Beſchuldigungen aber gegen ſie, welche er darunter eingeflochten hat, konnten ihnen nur bey denen ſchaden, welche es nicht der Mühe werth erachteten, dieſelben zu prüfen. Er nennt den Stifter ihrer Religion einen **Sophiſten**; aber er hätte beweiſen ſollen, daß **Jeſus** bloß durch die Künſte einer verführeriſchen und ſchlauen Beredſamkeit, wie dieſe Art von heidniſchen Rednern, ſich ſo viele tauſend Freunde erworben habe. Wiederum alſo ein Merkmal, daß **Lucian** gar nicht gewußt habe, welche Wunder, wie viele erfüllte Weißagungen, was vor ein Glanz des heiligſten Lebens die Zuhörer **Jeſu** unwiderſtehlich auf ſeine Seite zogen, ohne daß Worte, Witz und Wohlklang allein dabey entſcheidend geweſen wären. Da **Lucian** nicht einmal im Erzählen zuverläßig iſt, ſondern vermuthlich nur die Geſchichte des **Peregrinus**, den andere heidniſche Schriftſteller nicht ſo ſehr verächtlich abſchildern, vor bequem angeſehen hat, um zugleich die **Cyniker** und die Chriſten durch ſatyriſche Züge von ſeiner Erfindung zu verſpotten; ſeine Urtheile aber, wo es ihnen an hiſtoriſchen Grunde fehlet, deſto ſchwächer ſind: ſo war er für die Chriſten kein fürchterlicher Feind. Seine Einfälle über ihre Religion hätten daher an ſich nicht verdient angeführt zu werden, wenn es nicht die Abſicht dieſes Werks erforderte, alles zu ſammeln, was gelehrte und witzige Männer wider das Chriſtenthum vorgebracht haben. Zugleich iſt es lehrreich, **Lucians** Spöttereyen mit neuern Angrif-

ſen auf dieſen Glauben zu vergleichen. Mit allen ſeinen Gaben durften ihn doch die Chriſten dem Heidenthum nicht mißgönnen: denn ſie waren ihm nicht behülflich geweſen, die Menſchen über die wahre Religion aufzuklären, oder ihre Sitten dauerhaft zu beſſern. Dadurch erwies er gewiſſermaaßen den Chriſten einen Dienſt, daß er die lächerliche und widerſinnige Götterlehre mit der äußerſten Verachtung angriff. Aber nach dem allen, was ſie bereits gegen dieſelbe unternommen hatten, wurde dazu nicht die größte Einſicht oder Dreiſtigkeit mehr erfordert.

In einer ſeiner andern Schriften, welche **Alexander, oder der falſche Prophet**, heißt, (p. 244. Tom. II. ed. Reitz.) gedenkt er im Vorbeygehen der Chriſten auf eine nicht ſchimpfliche Art. Er läßt dieſen Betrüger, ſie ſowohl, als alle Feinde der Götter, und die **Epikureer**, von dem geheimen Gottesdienſte ausſchlieſſen, den derſelbe errichtet hatte. Vermuthlich ſtellte er ſie in dieſe Geſellſchaft, weil ſie aus lauter Feinden der heidniſchen Religion beſtehen ſollte, und dachte vielleicht aus dieſer Urſache einmal vortheilhafter von ihnen. Aber ein weitläuftiges Geſpräch, **Philopatris**, das auch unter ſeinen Werken ſteht, und mit ſpöttiſchen Abbildungen der Chriſten und ihrer Religion angefüllt iſt, gehört faſt augenſcheinlich einem ſpätern Schriftſteller zu, der gleichfalls **Lucianus** hieß. Ein ausnehmender Unterſcheid der Schreibart und des Witzes, zwiſchen dieſem Aufſatze, und allen, welche der berühmte **Lucianus** des zweyten Jahrhunderts verfertigt hat; eine weit genauere Kenntniß des Glaubens der Chriſten, als dieſer beſaß; und Spuren aus ganz andern Zeiten; dieſes ſind die vornehmſten Gründe, mit welchen ein großer und vortrefflicher Mann, **Johann Matthias Gesner**, der neben ſo vielen ungemeinen Kenntniſſen, auch in der Geſchichte des Chriſtenthums ſehr wohl geübt war, (in der Diſput. de aetate et auctore Dialogi Lucianei, qui Philopatris inſcribitur,

tur, Opp. Luciani T. III. ed. Reitz. p. 708-733.) ſolches bewieſen hat. Wenn man dieſes nicht vorausſetzen könnte, ſo würde man mit dem Abte **Longuerüe** (Diſſert. de tempore, quo nata eſt haereſis Montani, p. 260. ſq. der Ausgabe des Herrn D. **Winklers**,) und mit **Mosheimen**, (Commentar. p. 424.) in der Stelle dieſes Geſprächs, wo Chriſten redend eingeführt werden, die dem Römiſchen Reiche alles Unglück wünſchen, die Weißagungen der **Montaniſten** von bevorſtehenden Kriegen und Unruhen erkennen.

Viele andere berühmte und nützliche Schriftſteller erleuchteten noch die Zeiten des **Marcus Aurelius**, deſſen Beyſpiel ſie ohne Zweifel ſelbſt entzündete. Es waren Weltweiſen, Geſchichtſchreiber, Sprachkenner und Ausleger der Schriften des Alterthums, Redner und Sammler von mancherley Art; wenn gleich keine Geiſter von der erſten Größe. Die philoſophiſchen und witzigen Schriften des **Apulejus**; des **Pauſanias** angenehme Reiſebeſchreibung durch Griechenland; die vermiſchten Anmerkungen des **Gellius**; vorzüglich auch die beredten philoſophiſchen Abhandlungen des **Maximus von Tyrus**, in denen ſo viel Wahres und Falſches auf eine einnehmende Art vorgetragen wird: dieſe Beyſpiele kündigen ſchon einen nicht unglücklichen Zuſtand der Gelehrſamkeit an. Aber ein großer Mann, **Galenus**, verdunkelte dieſe Schriftſteller alle, indem er nicht allein den Ruhm des vortrefflichſten Arztes, ſondern auch des ſcharfſinnigſten Philoſophen ſeiner Zeit behauptete. In ſeinem unvergleichlichen Werke, **vom Gebrauch der Theile des menſchlichen Körpers**, wird die göttliche Weisheit im Bau und in der Einrichtung deſſelben ſo überzeugend vor Augen gelegt, (eine Betrachtung, welche er ſelbſt **den wahren Lobgeſang Gottes** nennet,) daß die chriſtlichen Gelehrten bis auf unſere Tage wenig Beträchtliches zu ſeinen Beobachtungen haben hinzufügen können.

Aufſehen und Geräuſche zu verurſachen, den Todt ſo willig ausſtünden. Durch dieſe Beſchuldigung, die man ſchon mehrmals in dieſer Geſchichte gefunden hat, wiederfuhr ihnen zwar ein großes Unrecht: denn ſie hatten die wichtigſten und verſtändigſten Urſachen, dem Tode freudig entgegen zu gehen, mit denen alles, was die Philoſophen wider die Schröcken deſſelben erſonnen hatten, keine Vergleichung aushielt. Allein **Marcus Aurelius** ſah ſie einmal als ſolche nichtswürdige Schwärmer an, die ganz der philoſophiſchen Faſſung im Sterben entgegengeſetzt, ein anſteckendes und bey innerlichen Unruhen deſto gefährlicheres Beyſpiel gäben. Eben derſelbe war, ohngeachtet ſeiner philoſophiſchen Einſichten, ein Eiferer für den Dienſt der Götter, weil er mit den übrigen **Stoikern** glaubte, die öffentliche Religion müſſe, wegen ihrer genauen Verbindung mit dem Staate, und wegen des durch eine undenkliche Gewohnheit daran gehefteten Volks, immer aufrecht erhalten werden. Auch dieſes hat vermuthlich die Abneigung des Kaiſers gegen die Chriſten verſtärkt.

Die Geſchichte ihrer Verfolgungen ſoll jedoch keine bloße Vertheidigung ihrer Unſchuld ſeyn. Daher iſt auch der Argwohn nicht ſchlechterdings auf die Seite zu werfen, der aus ſo oft wiederholten Vorwürfen entſtehen kann: ob ſie nicht in der That durch eine erhitzte Einbildungskraft gegen Martern und Tod abgehärtet worden ſind? und ob nicht, wie **Marcus Aurelius** rühmt, der überlegte ſtille Abſchied eines Philoſophen aus der Welt dem von ſo heftigen Leidenſchaften und Reden begleiteten Ende eines chriſtlichen Märtyrers weit vorzuziehen ſey, auch weit ſicherer, als dieſes, zur Nachfolge habe bewegen können? Alle Fragen über die Faſſung des menſchlichen Gemüths bey gewißen Vorfällen, laſſen ſich nur aus äußern Kennzeichen, und alſo aus ſehr trüglichen Gründen, wenigſtens nur alsdenn entſcheidend beantworten, wenn

wenn ſolche Spuren unter vielen abwechſelnden Umſtänden, und lange Zeit hindurch, eine immer gleiche Richtung des Geiſtes entdecken. Bey der gegenwärtigen iſt es gewiß, daß manche Chriſten dieſer Zeiten ſich in einem Anfall von ſchwärmeriſchen Trieben in den Märtyrertodt geſtürzt haben. Ihr unzeitiger Eifer, ein Leben ungezwungen hinzugeben, das ſie Gott noch länger auf der Welt ſchuldig waren, und das ihnen ihre Feinde ſonſt nicht würden geraubt haben, legt einen Beweis davon ab. Hätte man nicht ſo viele Urſachen, an der Zuverläßigkeit der meiſten alten Märtyrergeſchichten zu zweifeln: ſo würde man noch in dem Betragen verſchiedener Chriſten eine zu ungeſtüm aufwallende Hitze bemerken können. Sehr leicht war es ohnedieß, daß die Vergleichung eines Kummervollen Lebens ohne Sicherheit, mit der ſeeligen Ewigkeit, welche Jeſus verheißen hatte; die zahlreichen Beyſpiele von Chriſten, die bereits wegen ihrer Religion hingerichtet worden waren; auch die Ehrenbezeigungen, welche man denſelben vor und nach ihrem Tode erwies, und die vorzüglichen Belohnungen, die man ihrer zu warten glaubte; daß dieſes alles viele Chriſten anfeuerte, ſich zu ähnlicher Hoffnung und Ehre zu drängen. Aber dieſe Flammen, welche ſie verzehrten, ſchließen noch nicht eine wahre und ruhige Ueberzeugung aus. Vielmehr müſſen oft gewiſſe Menſchen, wenn ſie gleich ihren Verſtand über die Religion aufgeklärt haben, doch mehr einer ſtarken Begeiſterung für dieſelbe folgen: ihre Gemüthsart, ihre Leibesbeſchaffenheit ſelbſt, ziehen ſie auf dieſe Seite hin.

Geſetzt indeſſen, daß unter den chriſtlichen Märtyrern eine Anzahl Schwärmer geweſen wäre, — die Grundſätze ihrer Religion machten ſie wenigſtens nicht dazu: — ſo iſt es weder wahrſcheinlich noch möglich, daß ſie es alle oder größtentheils geweſen ſeyn ſollten. In dieſen erſten Zeiten des Chriſtenthums fand die Einbildungskraft

noch

noch keine Nahrung an demſelben; und man weiß wohl, welche erhabene Lehren und geiſtige Güter die Bekenner dieſer Religion ſo fertig gemacht haben, alles für dieſelbe zu dulden. Wären ſie bloß durch ihre Phantaſie getrieben worden: ſo hätte dieſes wohl beym Anfange einer neuen Sekte ſich zeigen, aber nicht Jahrhunderte lang fortdauern, nicht Perſonen von jedem Alter, Geſchlechte, Stande und Volke hinreißen können. Auch verdienen keineswegs die lebhaftern Zeichen von Zufriedenheit und Standhaftigkeit, welche man an vielen Chriſten bey Annäherung ihres gewaltſamen Todes erblickte, den Nahmen der Schwärmerey, noch weniger eines unvernünftigen Eigenſinnes. Das ganze Leben und der Glaube der Chriſten machten ſchon dieſe Geſinnungen begreiflich. Bey ihren ſtrengen Sitten und dem wenigen Genuſſe der Welt, den ſie ſich erlaubten, konnte es für ſie nicht fürchterlich ſeyn, dieſelbe zu verlaſſen. Ihre Religion ſelbſt führte ſie mehr zu frohen Ausſichten nach dieſem Leben, gegen welche Leiden und Todt nicht als Uebel betrachtet werden durften. Hiezu kam die unter ihnen ſehr ausgebreitete Meinung, daß der Untergang der Welt, die Zukunft ihres Erlöſers, und die Aufrichtung eines neuen Reichs durch ihn für ſeine Freunde, nicht weit entfernt wären. Solche natürliche Urſachen, und andere mehr, die aus den Pflichten ihrer geliebten Religion floſſen, gründeten den ungemeinen Muth, mit welchem die Chriſten für dieſelbe ſtarben. Aber wenn man ſich erinnert, daß eben dieſe Religion mit unleugbaren Empfehlungen Gottes, und durch einen außerordentlichen von ihm gewürkten Eindruck in den Gemüthern, ſobald ſie erſchien, unterſtützt worden iſt; und daß ähnliche Empfindungen bey einer Menge tugendhafter Chriſten, die ihren Glauben ſehr wohl kannten, eine ſanfte, dem Ehrgeize völlig verſchloſſene Denkungsart hatten, auch ſonſt keine gewöhnliche Abſichten, Vorurtheile und Leidenſchaften der Menſchen äußerten, geherrſcht haben: ſo kann man ſich bey vielen derſelben

ben nicht enthalten, zu vermuthen, bey einigen auch, zumal unter den erſten Märtyrern, es ohne Bedenken zu glauben, daß die mächtigere Kraft des göttlichen Geiſtes ſie getrieben und befeſtigt habe. Die lehrreichen Anmerkungen, welche Heinrich Dodwell über dieſe Frage, zwar hin und wieder mit einigem Mangel an genauer Beurtheilung, gemacht hat, (Diſſert. Cyprianica XII. de primorum martyrum inſigni fortitudine, eiusque cauſis, p. 90-107. Opp. Cypriani, ed. Brem.) können durch die noch ſcharfſinnigern des Herrn D. Möſſelt (Vertheid. der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion, S. 350. fg. der erſten Ausgabe), ergänzet werden.

Es giebt auch außer der Geſchichte des Chriſtenthums nichts, was man dieſen Märtyrern an die Seite ſetzen könnte. Manche alte, beſonders deutſche Völker ſuchten mit einer Art von Wuth, und voll Verachtung des Lebens, in Schlachten ihren Todt, weil ſie gewiß glaubten, dereinſt wieder aufzuleben; aber ihre Hoffnung beruhte bloß auf einer bey ihnen lange fortgepflanzten Sage, und keine zuverläßigen Religionsbegriffe heiterten ihren Verſtand auf. Oft waren einzele Perſonen für ihre Meinungen oder Handlungen, bald gute bald böſe, unerſchrocken geſtorben: ſchwermüthige und menſchenfeindliche, auch wohl ſtolze, hartnäckige und bis zu einer glühenden Einbildung erhitzte, immer wenigſtens ſolche Leute, bey denen dieſer unbewegliche Sinn nicht ſchwer zu erklären iſt. Noch jetzt ſtehen die Kriegsgefangenen, welche gewiſſe wilde Völker in dem mitternächtigen America gegen einander machen, die unmenſchlichſten langſamſten Peinigungen, mit welchen ſie von ihren Feinden zu Tode gemartert werden, mit einer erſtaunlichen Gelaſſenheit und ſogar Fröhlichkeit bis zu ihrem letzten Augenblicke aus. Man hat ſie mit den Märtyrern der erſten Kirche verglichen, und nicht bedacht, daß der Muth dieſer Wilden

durch

durch die Verzweifelung bey einem unvermeidlichen Tode erzwungen werde; daß in ihnen das menſchliche Gefühl durch gleiche Grauſamkeiten, die ſie an ihren Feinden verübt hatten, erſtickt worden ſey; und daß jeder Seufzer unter ſolchen Quaalen, nach einem tief eingewurzelten Urtheil ihres Volks, vor ſchimpflich und niederträchtig gehalten werde. Die Chriſten hingegen konnten dem Tode mit der leichteſten Mühe, durch ein geringes Merkmal der Neigung zum Heidenthum, entgehen; man reizte ſie auf alle erſinnliche Art, ſolches zu thun; ſie aber ergriffen aus freyer Wahl, und ohne durch einige ſinnliche Bilder aufgemuntert worden zu ſeyn, den ſchmerzlichſten Weg, um die Welt zu verlaſſen. Unbemerkter und gleichgültiger giengen freylich die heidniſchen Philoſophen aus derſelben; aber wenn man dieſes von einem vernünftigen Vorſaze herleiten will, ſo muß man auch geſtehen, daß er ſich auf eine traurige Ungewißheit in Anſehung des Zuſtandes nach dem Tode, zuweilen gar auf die Meinung einer bevorſtehenden gänzlichen Vernichtung, gegründet habe. Der Weltweiſe blieb kaltſinnig aus Verachtung gegen die Welt, und aus Sorgloſigkeit über ſein künftiges Schickſal, zufrieden mit ſeiner Tugend, und mehr bewundert als nachgeahmt. Allein der chriſtliche Märtyrer ſtarb meiſtentheils als ein kräftiges Beyſpiel für die Welt, und rührte nicht ſelten auch ſeine Feinde.

Ob die Chriſten vielleicht als unruhige Bürger von den Heiden verfolgt worden ſind, verdient ebenfals einige Unterſuchung. Wenn dieſes nur ſo viel heißt, ob man ſie übler Geſinnungen gegen das Römiſche Reich und deſſen Oberherren beſchuldigt habe? ſo leidet es keinen Zweifel, wie bereits in einer andern Stelle (Th. II. S. 224.) bemerkt worden iſt. Konnte gleich unter den Lehren ihrer Religion keine angegeben werden, die ihnen eine ſolche Denkungsart eingeflößt hätte; ſo war es doch ſchwer, die Römer zu überreden, daß in den bey ihnen ſo verhaßten

gehei-

geheimen und nächtlichen Verſammlungen vieler Menſchen, welche die Chriſten, aus Furcht vor ihren Feinden zur Uebung des Gottesdienſtes anſtellten, keine gefährliche Zuſammenrottung geſtiftet werde; oder daß ihr dreiſter Angriff auf die herrſchende Religion, mit welcher die Regierung des Staats ſelbſt ſo feſt verbunden war, keine Feindſchaft wider dieſen verrathe. Die Weigerung der Chriſten, den Kaiſern gewiſſe Ehrenbezeigungen zu erweiſen, die ſie vor abgöttiſch hielten, und überhaupt ihren Befehlen von ähnlicher Art zu gehorchen, machte ſie auch verdächtig. Aber hier kommt es nur darauf an, ob dieſer geſammte Argwohn auch durch die Aufführung der Chriſten beſtätigt worden ſey? und ob man ſie als wirkliche Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit hingerichtet habe? Dieſes kann aus ihrer Geſchichte nicht bewieſen werden. So allgemein auch, und bey eingenommenen Gemüthern ſcheinbar, jene Beſchuldigung war; ſo hatte doch das Reich keine getreuere Unterthanen, als die Chriſten. Man findet nicht, das ſie in den erſten Jahrhunderten deswegen zur Strafe wären gezogen worden, weil ſie an Empörungen Antheil gehabt, oder gegen die Heiden irgend eine Gewaltthätigkeit begangen hätten. Daß ohngeachtet der ſtrengſten Kirchenzucht, welche unter ihnen eingeführt war, doch zuweilen einige Chriſten in grobe Vergehungen gefallen ſind, beweiſet noch lange nicht, daß ihre Märtyrer zum Theil Aufrührer geweſen wären. Was beſonders ihre irrige Meinung von dem herannahenden Ende der Welt, und von dem zu hoffenden neuen Reiche Chriſti betrifft, welches man das tauſendjährige zu nennen pflegt: ſo war ſie von dieſer Seite ohne Folgen. Kaum iſt es glaublich, daß die Heiden etwas von derſelben gewußt haben: nie haben ſie ſolche den Chriſten vorgeworfen, und ſelbſt die unvorſichtigen Weißagungen der Montaniſten waren noch kein Verbrechen, das den Staat zerrütten half. Zugegeben ſogar, daß das oben gedachte Geſpräch Philopatris eine Arbeit des Lucianus

durch die Verzweifelung bey einem unvermeidlichen Tode erzwungen werde; daß in ihnen das menſchliche Gefühl durch gleiche Grauſamkeiten, die ſie an ihren Feinden verübt hatten, erſtickt worden ſey; und daß jeder Seufzer unter ſolchen Quaalen, nach einem tief eingewurzelten Urtheil ihres Volks, vor ſchimpflich und niederträchtig gehalten werde. Die Chriſten hingegen konnten dem Tode mit der leichteſten Mühe, durch ein geringes Merkmal der Neigung zum Heidenthum, entgehen; man reizte ſie auf alle erſinnliche Art, ſolches zu thun; ſie aber ergriffen aus freyer Wahl, und ohne durch einige ſinnliche Bilder aufgemuntert worden zu ſeyn, den ſchmerzlichſten Weg, um die Welt zu verlaſſen. Unbemerkter und gleichgültiger giengen freylich die heidniſchen Philoſophen aus derſelben; aber wenn man dieſes von einem vernünftigen Vorſaze herleiten will, ſo muß man auch geſtehen, daß er ſich auf eine traurige Ungewißheit in Anſehung des Zuſtandes nach dem Tode, zuweilen gar auf die Meinung einer bevorſtehenden gänzlichen Vernichtung, gegründet habe. Der Weltweiſe blieb kaltſinnig aus Verachtung gegen die Welt, und aus Sorgloſigkeit über ſein künftiges Schickſal, zufrieden mit ſeiner Tugend, und mehr bewundert als nachgeahmt. Allein der chriſtliche Märtyrer ſtarb meiſtentheils als ein kräftiges Beyſpiel für die Welt, und rührte nicht ſelten auch ſeine Feinde.

Ob die Chriſten vielleicht als unruhige Bürger von den Heiden verfolgt worden ſind, verdient ebenfals einige Unterſuchung. Wenn dieſes nur ſo viel heißt, ob man ſie übler Geſinnungen gegen das Römiſche Reich und deſſen Oberherren beſchuldigt habe? ſo leidet es keinen Zweifel, wie bereits in einer andern Stelle (Th. II. S. 224.) bemerkt worden iſt. Konnte gleich unter den Lehren ihrer Religion keine angegeben werden, die ihnen eine ſolche Denkungsart eingeflößt hätte; ſo war es doch ſchwer, die Römer zu überreden, daß in den bey ihnen ſo verhaßten gehei-

geheimen und nächtlichen Verſammlungen vieler Menſchen, welche die Chriſten, aus Furcht vor ihren Feinden zur Uebung des Gottesdienſtes anſtellten, keine gefährliche Zuſammenrottung geſtiftet werde; oder daß ihr dreiſter Angriff auf die herrſchende Religion, mit welcher die Regierung des Staats ſelbſt ſo feſt verbunden war, keine Feindſchaft wider dieſen verrathe. Die Weigerung der Chriſten, den Kaiſern gewiſſe Ehrenbezeigungen zu erweiſen, die ſie vor abgöttiſch hielten, und überhaupt ihren Befehlen von ähnlicher Art zu gehorchen, machte ſie auch verdächtig. Aber hier kommt es nur darauf an, ob dieſer geſammte Argwohn auch durch die Aufführung der Chriſten beſtätigt worden ſey? und ob man ſie als wirkliche Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit hingerichtet habe? Dieſes kann aus ihrer Geſchichte nicht bewieſen werden. So allgemein auch, und bey eingenommenen Gemüthern ſcheinbar, jene Beſchuldigung war; ſo hatte doch das Reich keine getreuere Unterthanen, als die Chriſten. Man findet nicht, das ſie in den erſten Jahrhunderten deswegen zur Strafe wären gezogen worden, weil ſie an Empörungen Antheil gehabt, oder gegen die Heiden irgend eine Gewaltthätigkeit begangen hätten. Daß ohngeachtet der ſtrengſten Kirchenzucht, welche unter ihnen eingeführt war, doch zuweilen einige Chriſten in grobe Vergehungen gefallen ſind, beweiſet noch lange nicht, daß ihre Märtyrer zum Theil Aufrührer geweſen wären. Was beſonders ihre irrige Meinung von dem herannahenden Ende der Welt, und von dem zu hoffenden neuen Reiche **Chriſti** betrifft, welches man das **tauſendjährige** zu nennen pflegt: ſo war ſie von dieſer Seite ohne Folgen. Kaum iſt es glaublich, daß die Heiden etwas von derſelben gewußt haben: nie haben ſie ſolche den Chriſten vorgeworfen, und ſelbſt die unvorſichtigen Weißagungen der **Montaniſten** waren noch kein Verbrechen, das den Staat zerrütten half. Zugegeben ſogar, daß das oben gedachte Geſpräch **Philopatris** eine Arbeit des **Lucia-**

anus ſey: ſo würde die darinne befindliche Beſchreibung von Chriſten, welche eine Schadenfrohe Begierde gehabt haben ſollen, lauter öffentliches Unglück zu erfahren, weder eigentlich hiſtoriſch ſeyn, weil ſie mehr einer Spötterey ähnlich ſieht; noch höchſtens auf andere gezogen werden können, als auf eine geringe Anzahl Schwärmer, mit denen die übrigen Chriſten nichts gemein hatten.

Andere ſchlimme Begriffe von den Chriſten machten einen gewiſſern Eindruck bey ihren heidniſchen Feinden. Man bildete ſich ein, daß die Landplagen von den erzürnten Göttern geſchickt würden, um ſich an dieſen ihren Verächtern zu rächen. Ein ſolcher Vorwand die Chriſten, als gefährliche Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, zu verfolgen, kam oft: und unter der an allgemeiner Noth ſo fruchtbaren Regierung des **Marcus Aurelius** mußte er eine deſto mächtigere Wirkung thun. Die übrigen falſchen Vorſtellungen von der Religion, dem Gottesdienſte, und den Sitten der Chriſten, hatten, wie die einzelen Verfolgungen und die chriſtlichen Schutzſchriften zeigen, nicht bloß bey dem Pöbel der Heiden, ſondern auch bey vielen ihrer Großen und Obrigkeiten, vermuthlich ſelbſt bey manchen Kaiſern, Glauben gefunden. Sie und jedes andere Böſe, das den erſten Chriſten ihre Feinde beygemeſſen haben, pflegen mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen der **Verleumdungen gegen die Chriſten** belegt zu werden. **Chriſtian Kortholt** hat dieſelben in einem beſondern Buche (Paganus obtrectator, Kiel 1698. 4.) geſammelt, und ſeitdem haben mehrere Gelehrte ſie in ihr Licht zu ſetzen geſucht. Aber es bleibt noch immer verſchiedenes in denſelben dunkel: zumal wenn man auf den erſten Grund dieſer Beſchuldigungen gelangen, ihre Urheber finden, und ihrem ganzen Lauf nachgehen will. Die alten chriſtlichen Lehrer ſelbſt ſcheinen bisweilen, wie man aus ihren bereits angeführten Stellen (Th. II. S. 395.) ſchließen dürfte, zu geſchwind

ſchwind alle ſchimpfliche oder boshafte Gerüchte, die man von ihren Gemeinen ausſtreuete, den Juden zugeſchrieben zu haben. Denn hin und wieder werden ſich andere ſehr wahrſcheinliche Quellen ihres Urſprungs öfnen.

Es wird alſo vorausgeſetzt, und kann bewieſen werden, daß die erſten Chriſten von keiner Seite es verdient haben, ſo heftig verfolgt zu werden. Allein hier kann man ſich freylich des Gedankens nicht länger entwehren, wie ſonderbar es ſey, zu glauben, daß dieſe leidende Chriſten durchaus unſchuldig geweſen, und hingegen ihre Feinde allein und jederzeit ungerecht gehandelt haben ſollten. Dort lauter Heilige, hier lauter Tyrannen oder Böſewichter; und das drittehalb hundert Jahre nach einander, in einer ſolchen vermiſchten Reihe Menſchen von beyden Theilen: ein ſolches unveränderliches ſittliches Verhältniß gegen einander ſcheint unnatürlich zu ſeyn, und hat in der übrigen Geſchichte ſchwerlich ſeines gleichen. — Eigentlich iſt eine ſehr einfache kurze Antwort hinlänglich, dieſe Zweifel, wo nicht aufzuheben; doch, wenn man ſich mit ihnen nicht beſchäftigen will, abzulehnen. So weit die erweisliche Geſchichte reicht, beſtätigt ſie jenen Begriff im Ganzen genommen: und ſelbſt die noch vorhandenen Urtheile heidniſcher Schriftſteller über die oft gedachten Verfolgungen, zwingen uns nicht, denſelben zu ändern. Wenn man aber auch verſucht, ihn wahrſcheinlich zu machen, und daher einige ſichere Spuren oder Vermuthungen ſammelt: ſo kann man bis zu einer gewiſſen Befriedigung kommen. Viele Heiden, von welchen die Chriſten Drangſale erduldeten, glaubten nach ihrer ruhigſten Ueberlegung, weder unbillig noch grauſam zu handeln. Ihre Abſicht war, eine Religion zu ſchwächen oder gar auszurotten, welche ſie vor einen neuen und falſchen Aberglauben hielten, und der ihrigen alten, faſt allgemeinen, vor ſchädlich erkannten. Dieſe Religion haßten ſie im Grunde; nicht eben immer ihre chriſtlichen Mitbürger: und in-

dem ſie alles anwandten, um ſie zum Abfall von derſelben zu bringen, oder ihnen die Ausübung und Fortpflanzung derſelben überaus ſchwer zu machen, ſchienen ſie nichts mehr zu thun, als was ſie ihrer Religion und dem Staate ſchuldig waren. Immer ſcheint zwar dieſer Religionseifer die heidniſchen Verfolger nicht beſeelt zu haben; aber auch ihre andern Bewegungsgründe zeigten öfters einen patriotiſchen nicht unedeln Geiſt an. Man würde noch entſcheidender davon reden können, wenn die Sammlung kaiſerlicher Geſetze wider die Chriſten, welche der Rechtsgelehrte **Domitius** (nach der Erzählung des **Lactantius**, Inſt. Divin. L. V. c. 11.) verfertigt hatte, erhalten worden wäre. Auf der andern Seite könnte man vielleicht durch Hülfe eben derſelben beſtimmen, ob nicht zuweilen einige unvorſichtige Handlungen der Chriſten den Widerwillen der Heiden zur Verfolgung aufgebracht haben. Hitzige und ſchmähſüchtige Reden gegen die heidniſche Religion; ein unaufhaltſamer Eifer, das Chriſtenthum überall auszubreiten; etwan auch ein Mangel an Ehrerbietung gegen die Kaiſer oder Obrigkeiten, und ihre Befehle; ſolche Fehler möchten wohl nicht immer von ihnen vermieden worden ſeyn. Aber dieſes Feld iſt zu groß, als daß man ſich mehrern Muthmaaßungen auf demſelben überlaſſen ſollte. Genug, daß beyde Theile einander Vorwürfe zu machen hatten, gerechte und ungerechte: die, wie es bey einem eingewurzelten Religionshaße immer gegangen iſt, aller Vorſtellungen, Vertheidigungen und veränderten oder aufgeklärten Umſtände ohngeachtet, ſtehen blieben. Die höchſte hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit ſpricht für die Chriſten; wenn gleich ihre Geſchichte größtentheils von ihren eigenen Schriftſtellern beſchrieben, oft auch ausgeſchmückt worden iſt.

Die Freymüthigkeit und das gute Bewußtſeyn, womit **Juſtin der Märtyrer** noch einmal die Sache ſeiner Mitbrüder rechtfertigte, und die Gelegenheit, welche

ehe er dazu, bald nach dem Antritte der Regierung des **Marcus Aurelius**, gegen das Jahr 162 ohngefähr, bekam, dienen ebenfalls zur Bestätigung des vorhergehenden Urtheils. Eine Frau, welche so wie ihr Ehemann, sehr ausschweifend gelebt hatte, trat zum Christenthum, besserte ihre Sitten, und suchte auch ihn, durch die Vorhaltung der christlichen Lehrsätze, besonders der ewigen Höllenstrafen, zu diesem Entschluße zu bewegen. Allein er ergab sich allen Wollüsten noch ferner so ungescheut, daß sie sich gänzlich von ihm würde getrennt haben, wenn nicht ihre Freunde ihr gerathen hätten, länger noch auf seine Aenderung zu warten. Da er jedoch nach Alexandrien gereiset war, und sich noch tiefer in die Laster versenkt hatte, schickte sie ihm den Scheidebrief. Um sich an ihr zu rächen, verklagte er sie bey dem Statthalter von Rom, **Urbicus**, daß sie eine Christinn sey; allein sie erlangte durch eine Bittschrift bey dem Kaiser die Erlaubniß, vorher ihre häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe sie diese Klage beantwortete. Da also ihr Ehemann sie nicht weiter verfolgen konnte, griff er den **Ptolemäus** an, der sie im Christenthum unterrichtet, und von dem gedachten Befehlshaber schon viel wegen dieser Religion ausgestanden hatte. Er brachte es dahin, daß derselbe bloß unter dem Vorwande, weil er ein Christ wäre, gefangen gesetzt, gemißhandelt, und vor den **Urbicus** geführt wurde, der ihn wieder nur dieses einzige fragte, ob er ein Christ sey; auf sein Geständniß aber zum Tode verurtheilte. Ein dabey stehender Christ, **Lucius**, konnte sich nicht enthalten, den Richter zu fragen: „Warum verdammst du denn diesen Mann, der weder „ein Ehebrecher, noch ein Hurer, noch ein Mörder, „Dieb oder Räuber, noch sonst eines Verbrechens überzeugt worden ist, sondern nur bekennt, daß er ein „Christ sey, zur Lebensstrafe? Du urtheilst nicht so, „o **Urbicus**, wie es sich für die Zeiten eines frommen

„und philoſophiſchen Kaiſers, und eines heiligen Sena„tes ſchickt.„ An dieſen Reden erkannte der Statthalter einen Chriſten, und da **Lucius** ſolches nicht leugnete, befohl er, ihn ebenfalls hinzurichten; wofür ihm dieſer dankte. Ein gleiches Schickſal hatte ein dritter Chriſt, der gerade, als ſich dieſes vor dem Richterſtuhl ereignete, hinzukam.

Von dieſer Begebenheit nahm **Juſtinus** Anlaß, ſeine zweyte Schutzſchrift für die Chriſten gleich darauf an die beyden gemeinſchaftlich regierenden Kaiſer und an den Römiſchen Senat aufzuſetzen. Nachdem er über die Verfolgungen der Chriſten in vielen Gegenden geklagt, und jene Geſchichte erzählt hatte, fährt er fort: „Auch ich erwarte, daß ich von irgend einem der gedach„ten Feinde hinterliſtig angegriffen, und an einen Pfahl „gebunden werde; oder auch vom **Creſcens**, dieſem „Schwätzer und Prahler. Denn er iſt nicht werth, den „Nahmen eines Philoſophen zu führen, weil er öffent„lich von uns Dinge bezeugt hat, welche ihm doch gar „nicht bekannt ſind, nemlich, daß die Chriſten Gottes„leugner und Gottloſe wären: welches er dem betroge„nen großen Haufen zu Gefallen und zum Vergnügen „behauptet.„ Er müſſe, ſagt **Juſtinus**, entweder die evangeliſche Geſchichte gar nicht geleſen, oder nicht verſtanden haben; oder er müſſe ſich auch ſtellen, als wenn er ſie nicht verſtanden hätte. Wenigſtens habe er, da er dem **Creſcens** einige ſich darauf beziehende Fragen vorgelegt, gefunden, daß derſelbe von den Sachen der Chriſten nichts wiſſe, und er ſey bereit, die mit demſelben gehaltene Unterredung bekannt zu machen.

Sollte jemand von den Heiden ſagen, die Chriſten möchten ſich lieber alle ſelbſt das Leben nehmen, um zu Gott zu kommen, und ihnen weiter nicht beſchwerlich fallen,

fallen: so beantwortet dieses **Justinus** damit, daß er zeigt, ein solches Verfahren würde den Absichten Gottes bey der Schöpfung der Welt und der Menschen zuwider seyn. Auch giebt er die Ursachen an, warum die Christen, wenn sie befragt werden, unerschrocken gestehen, daß sie es sind. Dem Einwurfe, daß sie, wenn Gott ihnen beystünde, nicht, wie sie vorgäben, von den Ungerechten geplagt und hingerichtet werden würden, begegnet er dadurch, daß er zuerst Gottes Gerechtigkeit bey der Zulassung dieses Unglücks rettet. Gott, schreibt er, übergab die Sorge für die Welt und die Menschen, welche er geschaffen hatte, einer Anzahl Engel. Diese aber überschritten ihre Vorschrift, und erzeugten in Unzucht mit den Weibern Söhne, welche **Dämonen** genannt wurden. Diese Auslegung einer Stelle in der Geschichte **Mosis**, hatte **Justinus** mit andern Christen von den Juden bekommen. Die **Dämonen** brachten es nachmals dahin, fährt er fort, daß ihnen das menschliche Geschlecht diente; theils durch zauberische Schriften; theils durch allerley Schröcken und Strafen; theils indem sie dasselbe Opfer, Räuchwerk und Opferausgiessungen lehrten: denn dieses alles fiengen sie an benöthigt zu seyn, seitdem sie an ihren Lüsten krank geworden waren; und endlich haben sie Mord, Krieg, Ehebruch und alle Laster unter den Menschen ausgesäet. Da die Dichter und Fabellehrer dieses nicht wußten, so haben sie alles dieses Gott selbst, und sowohl seinen vermeinten Kindern, als den Kindern seiner Brüder, des **Neptunus** und **Pluto**, zugeschrieben. Der Vater aller Dinge hat eigentlich keinen Nahmen; die Benennungen aber, welche man ihm beygelegt hat, sind aus seinen Wohlthaten und Werken entstanden. Sein Sohn, der allein im vorzüglichen Verstande Sohn heißt, das Wort vor der Schöpfung der Welt, welches zugleich mit derselben vorhanden war, und gebohren wurde, und durch welches er anfänglich alles geschaffen und ausgeschmückt hat; dieser

ſein Sohn iſt nach des Vaters Willen, den gläubigen Menſchen zum Beſten, und zur Zerſtörung der böſen Geiſter, gebohren worden. Dieſes, ſagt **Juſtinus**, könnt ihr aus demjenigen erkennen, was vor aller Augen geſchieht. Denn viele unſerer Chriſten haben in der ganzen Welt, und auch in eurer Stadt, eine Menge von böſen Geiſtern beſeſſener Menſchen, welche von andern Beſchwörern und Zauberern nicht geheilt werden konnten, geheilt, nachdem ſie dieſelben im Nahmen **Jeſu Chriſti**, der unter dem **Pontius Pilatus** gekreuziget worden iſt, beſchworen hatten; und ſie heilen dieſelben noch immer, indem ſie die böſen Geiſter verjagen, welche ſich der Menſchen bemächtigt haben. — Wenn man dieſer Verſicherung trauen darf, wie es alle Umſtände verlangen: ſo blieb den Heiden, beym Anblicke dieſer täglich von den Chriſten ausgeübten Wundergabe, nichts übrig, als zu ſagen, die Chriſten wären eine mächtigere Art von Zauberern, oder gar Betrüger. Allein auch dieſe Ausflüchte wurden unnütz, ſobald jene Austreibung der böſen Geiſter öffentlich, auch von gemeinen Chriſten, und ohne andre Künſte, als die Anrufung des Nahmens Jeſu, bewerkſtelligt wurde. Die chriſtliche Nachkommenſchaft könnte noch auf die Vermuthung fallen, daß unter dieſen Beſeſſenen auch wohl ſchwermüthige, oder zugleich am Leibe und Geiſte kranke Perſonen, geweſen wären. Doch da es nicht unglaublich iſt, daß zu dieſer Zeit, welche noch Schüler der Apoſtel aufweiſen konnte, ihre wundervollen Gaben auch nicht ganz verloſchen waren: ſo ſcheint es, dieſer Zweifel ſey entweder zu frühzeitig, oder dürfe wenigſtens nicht auf alle ſolche Beyſpiele angewandt werden.

Zu dieſem Beweiſe daß ſich Gott augenſcheinlich für die Chriſten erkläre, ſetzt **Juſtinus** hinzu, bloß ihrentwegen würde auch noch die Welt erhalten, indem ſie ſonſt längſtens durch Feuer wäre verzehrt, und die Gottloſen

losen nebst den bösen Geistern wären bestraft worden. Diese Verbrennung aber der Welt werde nicht Kraft eines unvermeidlichen Schicksals erfolgen, wie es die Stoiker lehrten, durch welches alle Freyheit und Tugend aufgehoben würde. Unterdessen hätten doch diese Philosophen, so wie auch zuweilen die Dichter, eine schöne Sittenlehre vorgetragen; und deswegen wären einige unter ihnen, auf Anstiften der Dämonen, umgebracht worden. Desto weniger sey es zu verwundern, daß diese die Christen verfolgten, welche das große Wort, Christum, kennen; sie würden aber auch dafür nebst ihren Anhängern durch das ewige Feuer bestraft werden: wovon bereits dieses ein Beweis sey, daß sie jetzt von Menschen durch den Nahmen Jesu Christi überwunden würden. Aber vielleicht sagte jemand mit den Philosophen, diese Martern nach dem Tode wären leere Schreckbilder, und die Absicht der Christen sey, die Menschen bloß aus Furcht zur Tugend zu leiten, nicht wegen ihrer Vortrefflichkeit, oder aus Neigung zu derselben. Hierauf antwortet Justinus: wenn man jene Strafen leugnen wolle, so müsse entweder kein Gott seyn, oder er müsse sich um die Menschen nicht bekümmern; Tugend und Laster würden alsdenn nichts seyn, und die Gesetzgeber thäten unrecht, welche die Uebertreter ihrer Verordnungen bestraften. Daß es so sehr einander widersprechende Gesetze gebe, komme von den bösen Engeln her, welche dabey ihren Vortheil gefunden hätten. Der Vorzug der christlichen Religion aber vor allen philosophischen Lehrgebäuden sey unleugbar. Denn da ihre Urheber das große Wort nicht ganz gekannt hätten, wären sie in Widersprüche gegen sich selbst verfallen, auch als Gottlose verurtheilt worden. Der standhafteste unter ihnen, Socrates, sey völlig, so wie die Christen, beschuldiget worden, daß er neue Götter einführe, und diejenigen verwerfe, welche im Staate verehrt würden. Indem er aber die Menschen ermahnt

habe, die Dichter wegzulegen, und die Erkenntniß des ihnen unbekannten Gottes durch die Vernunft zu ſuchen, ſo habe er bloß zu ihnen ſagen können: „Den Va„ter und Schöpfer aller Dinge zu finden, iſt nicht leicht; „und wenn man ihn gefunden hat, iſt es nicht einmal „ſicher, ihn allen zu verkündigen;„ Beydes hingegen habe **Chriſtus** aus eigner Macht geleiſtet. Eben ſo habe niemand dem **Socrates** einen ſo feſten Beyfall gegeben, daß er wegen der Lehren deſſelben geſtorben wäre. **Chriſto** aber, der dieſem Weiſen einigermaaßen bekannt geweſen ſey, hätten nicht nur Philoſophen und Gelehrte, ſondern auch Handwerksleute und Unwiſſende geglaubt: ſie hätten Ehre, Furcht und Todt verachtet: alles durch die Kraft des unausſprechlichen Vaters.

Schon daraus führt **Juſtinus** einen Beweis, daß die Chriſten unſchuldig und allein um der Wahrheit willen leiden. Aber eben dieſes beſtätigt er auch durch ihre Standhaftigkeit unter den Verfolgungen. Da ſie den Todt ſo ſehr verachteten, ſagt er, ſo müßten ſie nothwendig nach wahren und ewigen Gütern ſtreben: denn die Freunde der Wollüſte würden vielmehr wünſchen, die Welt niemals zu verlaſſen. Zwar hätten die Feinde der Chriſten einige derſelben, wegen Laſter, die ihnen angedichtet wurden, hingerichtet, nachdem ſie ihre Knechte und ſelbſt junge Perſonen durch Martern genöthiget hätten, ſie derſelben zu beſchuldigen. Allein ſie hätten Gott zum Zeugen ihrer Tugend. Wollten ſie ſolche Schandthaten begehen: ſo könnten ſie es ja, wie die Heiden, öffentlich thun, in deren Göttergeſchichte, Gottesdienſte, und zum Theil Schriftſtellern, ſie Aufmunterung genug dazu fänden. Ihn ſelbſt hätten dieſe Betrachtungen bewogen, ein Chriſt zu werden. Endlich bittet er die beyden Kaiſer, dieſe Schutzſchrift mit ihrer Verordnung bekannt zu machen, damit ſie von jedermann geleſen

geleſen werden könne, und dadurch richtigere Begriffe von den Chriſten gemein würden.

Wie **Marcus Aurelius**, (denn **Verus** kommt hier ohnedieß in keine Betrachtung,) dieſe Arbeit des **Juſtinus** aufgenommen habe; oder ob ſie ihm gar in die Hände gerathen ſey, davon ſchweigen alle Nachrichten. Gemeiniglich ſetzt man voraus, daß die Schutzreden der chriſtlichen Lehrer von den Kaiſern, an welche ſie gerichtet waren, geleſen worden ſind; daß aber der Aberglaube, Haß und Vorurtheile gegen die Chriſten ſie gehindert haben, gerechtere Geſinnungen anzunehmen. So wenig dieſes erwieſen werden kann, ſo iſt es doch nicht in allen dieſen Fällen unglaublich. Manche ſolcher Schutzſchriften ſcheinen den Kaiſern würklich zu Geſichte gekommen zu ſeyn: man kann dieſes aus einigen Stellen der Alten, (unter andern des **Euſebius**, Hiſt. Eccl. L. IV. c. 11, 12.) ſchließen. Aber wenn ſie gar keine Würkung, oder nur keine merkliche, gethan haben: ſo iſt dieſes nicht befremdlicher, als daß ſo viele den Fürſten übergebene und von ihnen ungeleſene Bittſchriften auch keine Früchte tragen. Daß dieſe oftgenannte Aufſätze der erſten Chriſten bloße Uebungsſtücke in der Schreibart und in der Vertheidigung ihrer Parthey, ohngefähr wie die Reden der Sophiſten, und eben zu keinem öffentlichen Gebrauch beſtimmt geweſen ſeyn ſollten; dieſe Muthmaaßung ſtreitet wohl mit den Erzählungen der alten Schriftſteller von denſelben, mit der Einrichtung und den hervorleuchtenden Abſichten der Schriften ſelbſt. Wahrſcheinlicher könnte man fragen, ob ſie nicht zu redneriſch abgefaßt worden, zu übertriebene Klagen geführt haben, oder mit zu vieler Heftigkeit gegen die Heiden angefüllt ſind? Man erwartet beynahe einen Theil ſolcher Schwachheiten in eigentlichen Schutzreden. Eine rührende Beredſamkeit gehört freylich zu ihrem Endzwecke; es fällt aber auch in die Augen, daß die Verfaſſer der

chriſtlichen Vertheidigungsſchriften oft, wenn gleich nicht immer, in einem gemäßigten ſanften Ausdrucke ſprechen, und ihre Einfaltsvollen Beſchreibungen dadurch einnehmender machen. Materien, wie die von ihnen abgehandelten ſind, reißen den Geiſt und die Hand des Schriftſtellers noch leichter, als andere, fort: und man muß es ihnen alſo vergeben, wenn ſie zuweilen in ein Wortgepränge ſich verwickeln. Sie hätten vielleicht die Heiden weniger mit den Strafen des ewigen Feuers bedrohen ſollen, um ihnen zum Anfange einen durchaus liebreichen Begriff von ihrer Religion zu machen; oder es hätten auch verſchiedene bittere Vorwürfe gegen die Heiden von ihnen weggelaſſen werden können. Doch auf dieſem Wege des Tadels würde man kein Ende finden. Das meiſte kann ſehr wohl entſchuldigt werden; alles aber bedeckt die wahre Beobachtung, daß ſie dasjenige bewieſen haben, was ſie beweiſen wollten. Darunter gehörte es nicht, das Ungemach zu vergrößern, welches ſie ausſtanden; ſie ſuchten mehr die Ungerechtigkeit dieſer Verfolgungen darzuthun: und außer andern Umſtänden, welche es bekräftigen, daß ſie dasjenige würklich gelitten haben, worüber ſie ſich beſchweren, ſteht auch ihre Bereitwilligkeit, dieſes und noch mehr für die Religion künftig zu erdulden.

So ſchrieb und ſtarb auch **Juſtinus**: ſeine Vermuthung traf wenige Zeit nach dieſer Schutzſchrift ein. Der cyniſche Philoſoph, **Creſcens**, der ihn als einen glücklichen Vertheidiger der chriſtlichen Religion wider ſich ſelbſt, und zugleich als einen gefährlichen Gegner der Philoſophen, haßte; ein Mann, dem die chriſtlichen Schriftſteller ſehr ſchlimme Sitten beylegen, brachte es, vermuthlich als Ankläger, dahin, daß **Juſtinus** im Jahr 163 oder 165 zu Rom enthauptet wurde. Die alte Geſchichte ſeines Märtyrertodes und auch einiger anderer nebſt ihm hingerichteter Chriſten, iſt zuletzt in

Ma-

Marans Ausgabe seiner Schriften (p. 585-587.) abgedruckt worden, und kann wenigstens der Falschheit nicht überwiesen werden. Nach derselben legte Justinus vor dem heidnischen Richter Rusticus ein kurzes Bekenntniß seines Glaubens ab; beantwortete die Fragen desselben, wo sich die Christen zu Rom versammelten? ingleichen, ob er hoffte, wenn er gegeißelt würde, in den Himmel hinauf zu steigen? und wurde von ihm, weil er sich, so wie auch die andern, weigerte, den Göttern zu opfern, zum Tode verurtheilt. Der Zunahme des Märtyrers, den ihm die Christen zum Unterscheide von andern gleiches Nahmens gegeben haben, ist allein schon eine Erinnerung, ihn schonend und mit Achtung zu beurtheilen. Von seinem Leben und seinen Schriften reden Tatianus, (Orat. ad gentiles, c. 18. 19. p. 159. 260. ed. Benedict.) Eusebius, (Hist. Eccl. L. IV. c. 11. 12. 16. 17. 18.) und Hieronymus (Catal. scriptor. eccles. c. 23.) mit ungemeinen Lobsprüchen. Genauer sind seine Verdienste und Meinungen vom Clericus, (Hist. Eccl. Sec. II. p. 614-631.) vom Prudent. Maran in der schon angeführten Einleitung; von Jakob Bruckern, (Hist. Crit. Philos. Tom. III. p. 367-378.) und besonders von dem Herrn D. Semler (in der Geschichte der christlichen Glaubenslehre, viertem Hauptstücke, S. 42-70.) geprüft worden. Mosheim hat nicht nur (Comment. de reb. Christ. ante Const. M. p. 316.) angemerkt, daß dieser Lehrer aus dem Plato, und noch mehr aus dem Philo, die Grundsätze der nachmals sogenannten mystischen Theologie (oder der Anweisung, Gott in der Entfernung von Menschen und Geschäften, still und von allen Reizungen der Sinnen frey, unter vielen strengen Uebungen des Leibes, und andächtigen Empfindungen der Seele, zu dienen, damit diese ganz zu ihm sich erheben könne,) daß er diese Art von geheimer und vorzüglicher Tugend, welche die gemeine Frömmigkeit der übrigen Menschen übertreffen sollte,

zuerst

zuerſt unter den Chriſten vorgetragen habe. Eben derſelbe hat auch **Juſtins platoniſche** Vorſtellungsart von dem Sohne Gottes dadurch einigermaaßen zu entſchuldigen geſucht, daß derſelbe dem **Plato** geglaubt habe, die menſchlichen Seelen wären aus dem göttlichen Verſtande oder der höchſten Vernunft (λόγος) entſprungen: und da er **Chriſtum** vor eben dasjenige in Gott angeſehen habe, was die Vernunft in den Menſchen iſt, ſo ſey es eine natürliche Folge für ihn geweſen, zu behaupten, daß alle Menſchen, die einen guten Gebrauch von ihrer Vernunft machten, **Chriſtum** kennen lerneten. Dieſen Bemerkungen fehlt es nicht an einem wahren Grunde: und wenn gleich etwa mehr darauf gebauet wird, als **Juſtinus** ſelbſt gethan hat; ſo iſt er doch ſolcher Verſuche nicht unwürdig. Den neueſten und wohlgerathenen Auszug aus **Juſtins** Schriften, hat Herr **Köſſler** (Bibliothek der Kirchenväter, Erſter Theil, S. 104. Fgl.) mitgetheilt.

Bald nach dem **Juſtinus**, und wie es völlig ſcheint, im Jahr 169, wurde auch **Polycarpus**, Biſchof von Smyrna, deſſen Lebensgeſchichte man bereits oben (S. 50.) geleſen hat, um der chriſtlichen Religion Willen hingerichtet. Seine Gemeine hat in einem langen Schreiben an die übrigen Chriſten, (das unter andern in Cotelerii. Patr. Apoſtol. Vol. II. P. I. p. 195-204. ed. a. 1724. eingerückt worden iſt,) alle Umſtände ſeines Todes beſchrieben: und daraus hat **Euſebius** (Hiſt. Eccl. Libr. VI. c. 15.) einen weitläuftigen Auszug gemacht. Es war eine Verfolgung der Chriſten zu Smyrna entſtanden, deren nächſte Veranlaſſung nicht gemeldet wird. Verſchiedene derſelben ſtanden die ausgeſuchteſten Martern aus, ohne nur einen Seufzer zu verlieren: und ein chriſtlicher Jüngling **Germanicus**, dem der Statthalter zuredete, daß er mit ſeinem Alter Mitleiden tragen möchte, reizte vielmehr das wilde Thier, dem er vorgeworfen

worfen worden war, noch mehr auf ſich, um deſto geſchwinder zerriſſen zu werden. Die Zuſchauer aber riefen nur grimmiger: „Räume die Gottloſen aus dem „Wege! Man ſuche den Polycarpus auf!„ Ein anderer Chriſt ward hierauf in den Schauplatz geführt, der ſich freywillig angegeben, und auch andre dazu bewogen hatte. Allein der Anblick der wilden Thiere ſchlug ſeinen Muth nieder, und der Statthalter brachte ihn durch vieles Bitten dahin, daß er bey dem Schutzgeiſte des Kaiſers ſchwor, und ihm opferte. „Deswegen, ihr „Brüder, ſchreibt die Gemeine, (und meint dieſen ſchimpflichen Ausgang des leichtſinnigen Anbietens ſeiner ſelbſt zum Tode, wenn Gott den Chriſten nicht dazu berief,) „deswegen billigen wir es nicht, wenn ſich einige von „ſelbſt darſtellen: denn dieſes befiehlt das Evangelium „nicht.„

Kaum konnten den Polycarpus einige ſeiner Freunde überreden, ſich der drohenden Gefahr durch die Flucht zu entziehen. Er begab ſich alſo endlich auf das Land, und betete nach ſeiner Gewohnheit für alle chriſtliche Gemeinen. Da man aber ſeinen Aufenthalt entdeckt hatte, gieng er denen, welche ihn ſuchten, ob er ſich gleich noch retten konnte, entgegen, und bat ſich nur von ihnen einige Zeit zum Gebete aus. Seine Standhaftigkeit und Frömmigkeit wurden ſelbſt von einigen dieſer Feinde bewundert. Man führte ihn hierauf nach Smyrna zurück, wo ihm der Friedensrichter der Stadt und ſein Vater begegneten. Sie ließen ihn auf ihren Wagen ſteigen, und fragten ihn mehrmals, was denn daran Böſes ſey, wenn man den Kaiſer einen Herrn nennete, und opferte, um ſein Leben zu retten. Die Chriſten weigerten ſich darum, dem Kaiſern den Nahmen Herr zu geben, weil ihn dieſe von den Göttern, denen er zuerſt eigen war, auf ſich gezogen hätten, und die Chriſten alſo behaupten konnten, daß er in dem damals üblichen

üblichem Verſtande Gott allein gehühre. Da Polycarpus gleichfals verſicherte, daß er dieſes nicht thun würde, ſo ſtieß man ihn, nicht ohne ſeine Beſchädigung, vom Wagen herab. Er kam unter einem ungeſtümen Geſchrey des Volks vor den Richterſtuhl des Statthalters, der ihn vergebens ermahnte, ſeines hohen Alters zu ſchonen, das heißt, durch einen Abfall vom Chriſtenthum allen Leiden zu entgehen; darauf aber von ihm verlangte, er ſollte bey dem Schutzgeiſte des Kaiſers ſchwören, und laut rufen: „Räume die Gottloſen aus dem Wege!„ Polycarpus ſagte dieſe Worte würklich; aber in einem ganz andern Verſtande: denn er ſah zugleich die umſtehenden Heiden an, zeigte mit der Hand auf ſie, und kehrte ſodann ſein Geſicht ſeufzend gen Himmel. Als ſein Richter noch weiter in ihn drang, er ſollte ſchwören, und Chriſtum läſtern, ſo würde er ihn loslaſſen; gab Polycarpus zur Antwort: „Ich diene ihm bereits „ſechs und achtzig Jahre, und er hat mir noch kein Uebel „erzeigt; wie ſollte ich meinen König und Heiland lä„ſtern können?„ Um aber den fortdauernden Ermahnungen des Statthalters ein Ende zu machen, ſagte er zu ihm, er wäre ein Chriſt, und ſey bereit, ihm die Gründe ſeiner Religion zu erklären, wenn er ihm einen Tag dazu ſetzen wollte. Der Statthalter antwortete, er möchte das Volk um dieſe Friſt erſuchen: ein Umſtand, aus welchem man beynahe die Vermuthung ziehen könnte, daß die Obrigkeit zu dieſer Verfolgung durch die blutgierige Forderung des Pöbels bey den damaligen Schauſpielen genöthigt worden ſey. Allein Polycarpus verſicherte ihm, daß er zwar mit ihm eine verſtändige Unterredung pflegen wolle, weil Gott den Chriſten befohlen habe, die Obrigkeit ſo weit zu ehren, als es ihnen ihr Gewiſſen erlaube; das Volk hingegen halte er vor unwürdig, ſich gegen daſſelbe zu vertheidigen. Und auf die Drohungen, ihn den wilden Thieren vorzuwerfen, oder verbrennen zu laſſen, bezeigte er nicht allein einen immer

gleichen

gleichen Muth: ſondern verlangte ſogar, man möchte ohne weitern Verzug jede Lebensſtrafe an ihm vollziehen. Nun ließ der Statthalter öffentlich ausrufen: **Polycarpus** habe bekannt, daß er ein Chriſt ſey. Gleich ſchrie die anweſende Menge von Heiden und Juden: „Das iſt der Lehrer Aſiens, der Vater der Chriſten, der „Zerſtörer unſerer Götter, der ſo viele lehrt, daß ſie weder opfern, noch die Götter anrufen ſollen!„ Sie begehrten darauf, daß ein Löwe gegen ihn losgelaſſen werden ſollte; allein es wurde ihnen abgeſchlagen, weil die Schauſpiele bereits geendigt waren. Daher forderten ſie einmüthig, man möchte ihn verbrennen: ſie eilten auch alsbald, und darunter vorzüglich die Juden, einen Scheiterhaufen zu errichten. **Polycarpus** wurde auf denſelben gebracht: hier verrichtete er ein lautes Gebet an Gott, in welchem er demſelben dankte, daß er ihn vor würdig gehalten habe, unter die Zahl ſeiner Märtyrer aufgenommen zu werden, und legte zugleich ein Bekenntniß ſeines Glaubens an ihn, ſeinen Sohn **Jeſum Chriſtum**, und den heiligen Geiſt, ab. Allein umſonſt zündeten die Feinde des **Polycarpus** jetzt den Scheiterhaufen an; das Feuer thürmte ſich wie ein Gewölbe um ihn herum, ohne ihn zu beſchädigen, und ſie ſahen ſich endlich genöthigt, ihm einen Dolch in den Leib ſtoſſen zu laſſen.

Dieſer verdienſtvolle Lehrer ſtarb, wie man ſieht, auf die rühmlichſte Art: und man verliehrt auch nichts an der großen Meinung von ihm, wenn man das Wunderbare auf die Seite legt, welches die Chriſten in ſeiner Geſchichte erzählen. Weder ſein Traum, der ihm die Verbrennung vorher verkündigt haben ſoll; noch die unbekannte Stimme, die ihm zurief, er möchte ſich tapfer und muthig verhalten; auch nicht die Entfernung des Feuers von ſeinem Körper, brauchen aus andern als natürlichen Urſachen erklärt zu werden: wiewohl er ſelbſt

den erſten dieſer Umſtände in ſeinem Gebete, als eine göttliche Vorherſagung, anzuſehen ſcheint. Das übrige von dieſer Art iſt noch unerheblicher: und ſeine rechtſchaffene Freunde konnten gar leicht bey dem rührenden Ende eines mit ſolchem Rechte bewunderten Mannes, vieles Außerordentliche zu ſehen oder zu hören glauben.

Sobald **Polycarpus** todt war, erinnerten die Juden die heidniſche Obrigkeit, ſie möchte ſeinen Leichnam den Chriſten nicht zum Begräbniß überlaſſen, damit dieſe nicht, ſagten ſie, anſtatt des Gekreuzigten, ihn verehren möchten. Bey dieſer ſo gehäßigen Verleumdung macht die Gemeine zu Smyrna eine für die Nachwelt ſehr lehrreiche Anmerkung. „Sie wußten nicht, ſchreibt „ſie, daß wir weder **Chriſtum** jemals verlaſſen können, „der zur Erlöſung aller, die in der Welt ſeelig werden „ſollen, gelitten hat; noch einen andern verehren können. „Denn ihn beten wir an, weil er der Sohn Gottes iſt; „die Märtyrer aber lieben wir billig als Schüler und „Nachahmer des Herrn: wegen ihrer ungemeinen Zunei„gung gegen ihren König und Lehrer. Möchten doch auch „wir ihre Mitgenoſſen und Mitſchüler werden!„ Den Juden ſchlug ihre Hofnung fehl: die Heiden verbrannten nach Römiſcher Gewohnheit den Körper des **Polycarpus**; ſeine Gebeine aber überließen ſie den Chriſten, welche dieſelben als Ueberbleibſale, die ihnen, nach ihrem Ausdrucke, werther als Edelgeſteine und Gold waren, auflaſen, und an einem anſtändigen Orte begruben. „Daſelbſt, ſetzen ſie in ihrem Schreiben hinzu, wird uns „auch der Herr vergönnen, uns nach Möglichkeit zu „verſammeln, und den Gedächtnißtag ſeines Märtyrer„todes mit Freudensbezeugungen zu begehen: ſowohl zum „Andenken derer, welche ihren Streit bereits vollendet „haben, als zur Uebung und Fertigkeit der Nachkom„men.„ Unter andern Lobſprüchen, mit welchen ſie den **Polycarpus** noch belegen, iſt auch dieſer, er ſey

nicht

nicht nur ein berühmter Lehrer, ſondern auch ein anſehnlicher Märtyrer geweſen, deſſen nach dem Evangelio Chriſti ausgeſtandenem Märtyrertode alle nachzuahmen wünſchten.

Hier findet man die erſten ausführlichen Nachrichten von den Merkmalen der Ehrerbietung, welche die erſten Chriſten den Märtyrern nach ihrem Tode bezeigten. Alles iſt ſehr unſchuldig und lobenswürdig: eine Denkungsart, die vermuthlich ſo alt, als die chriſtlichen Verfolgungen, war; und Gebräuche, die auch ſchon vor dieſer Zeit mögen aufgekommen ſeyn. Bis hieher trift man keine Spur an, daß die Chriſten die Gebeine der Stifter ihrer Religion, oder anderer ihrer ehrwürdigſten Männer, unbegraben aufbewahrt, auch nicht, daß ſie irgend etwas von dem, was denſelben zugehört hatte, geſammlet, und beydes auf eine abergläubiſche Art verehrt, auch wohl Wunder davon erwartet hätten. Liebe, Ehre gegen ihr Andenken, und Nachahmung, waren alles, was die Chriſten den Märtyrern erwieſen. Auch der Gedächtnißtag, oder nach dem eigentlichen Ausdrucke, **der Geburtstag des Märtyrertodes des Polycarpus**, (ein feyerlicher, ſehr beliebter Nahme von dieſen Zeiten an, γενέθλια τῶν μαρτύρων, natales, natalitia martyrum,) diente zu keinen andern Abſichten. Man nannte dieſe Tage **Geburtstage der Märtyrer**, weil die Chriſten ihren Todt als die Geburt zu einem wahren und glückſeeligen Leben betrachteten, und eben deswegen die Zeit deſſelben einer fröhlichen Feyerung werthſchätzten. An denſelben kamen ſie bey dem Grabe des Märtyrers, oder auch an andern ihrer Verſammlungsörter zuſammen, hörten die Geſchichte ſeiner Leiden und ſeines Todes, die man überaus ſorgfältig aufzeichnete, vorleſen, dankten Gott für den freudigen Muth, welchen er demſelben geſchenkt hatte, und baten Gott um gleiche Standhaftigkeit des Geiſtes; ſie genoſſen das Abendmahl

Jeſu, deſſen Todt ihre Verbindlichkeit und Neigung, für ſeine Religion zu ſterben, ſo ſehr vergröſſerte; ſelbſt die freywilligen Gaben und Liebesmahle wurden bey dieſer Gelegenheit nicht vergeſſen: dieſe Befeſtigungsmittel der Chriſten in der brüderlichen Liebe und Einigkeit, welche ſie zum gemeinſchaftlichen Bekenntniß ihres Glaubens deſto tüchtiger machten. Es iſt kaum zu zweifeln, daß dieſe Art die Gedächtnißtage der Märtyrer zu begehen, ob ſie gleich erſt in den nächſtfolgenden Zeiten umſtändlich beſchrieben wird, doch ſchon in dieſen großentheils üblich geweſen ſey. Ihren Urſprung und ihre Geſchichte hat **Caſpar Sagittarius** in einem beſondern Buche (de martyrum natalitiis in primitiva eccleſia, Ienae, 1683. Francof. 1696. 4) fleißig unterſucht. Aber aus dieſen gemäßigten, nichts weniger als gottesdienſtlichen Ehrenbezeigungen gegen die Märtyrer, iſt nach und nach unter ausgearteten Chriſten die Anbetung derſelben und anderer ſogenannter Heiligen erwachſen: ſo wie dieſe Gedächtnißfeſte bey einzelen Gemeinen, unzählige Feyertage der Heiligen in der ganzen Kirche hervorgebracht haben.

Obgleich in der Verfolgung der Chriſten zu Smyrna nichts vorkömmt, woraus man ſchließen könnte, daß ſie auf Befehl oder mit Bewilligung des Kaiſers verübt worden ſey; ſo wurden doch um dieſe Zeit von den chriſtlichen Lehrern viele Bittſchriften und Schutzreden aufgeſetzt, in welchen ſie ſich gegen den Kaiſer über die Bedrückungen und verleumderiſchen Nachreden beklagten, die ihre Mitbrüder ausſtehen müßten; ihm ſelbſt aber auch nicht undeutlich einen Antheil an dieſen Drangſalen beylegten. Zwar beweiſet die Menge ſolcher Schriften faſt zu gleicher Zeit allein noch nicht, daß häufige Verfolgungen damals ausgebrochen ſind; ſondern nur dieſes, daß die Chriſten mehrere geſchickte Männer gehabt haben, die ihre Unſchuld öffentlich vertheidigen konnten.

ten. Allein hier kommen auch Zeugnisse und Beyspiele genug hinzu, welche darthun, daß die Christen unter der Regierung des **Marcus Aurelius**, in mancherley Gegenden des Reichs, viel und oft gelitten haben.

Einige der erstgenannten Schutzschriften sind nicht mehr vorhanden. **Melito**, Bischof zu Sardes, hatte eine derselben dem Kaiser zugeschrieben, von welcher aus den beym **Eusebius** (Hist Eccl. L. IV. c. 26.) daraus aufbehaltenen kleinen Stücken, eines bereits (S. 88.) angeführt worden ist, worinne er mit einer Art von Ungewißheit des Befehls gedenkt, den der Kaiser zum Nachtheil der Christen gegeben haben sollte. Man kann noch hinzusetzen, daß, da er denselben eine unerhörte Verordnung nennt, dergleichen nicht einmal wider Barbaren hätte ertheilt werden sollen, auch daraus zu folgen scheine, daß sie nicht von dem Kaiser herrühre. In einer der nächsten Stellen macht **Melito** eine merkwürdige Vorstellung von der Geschichte des Christenthums. „Diese Philosophie, schreibt er, welche wir lehren, ist „zuerst unter den Barbaren in Aufnahme gewesen.„ Er giebt der christlichen Religion den Nahmen einer Philosophie; ob sie gleich gar nicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle mit irgend einer damals üblichen Philosophie geflossen war. Allein im Gegensatze auf die herrschenden Religionen, welche den Philosophen alle verächtlich vorkamen; um die Einbildung dieser Weisen niederzuschlagen, und das Christenthum als die höchste Weisheit zu empfehlen, nannten er und viele der folgenden christlichen Schriftsteller dasselbe eine Philosophie, und meistentheils **die christliche**, oder **die Philosophie Christi**. Uebrigens scheint **Melito** in den letzten Worten nicht bloß den Ursprung der christlichen Religion unter den Juden, sondern den Saamen derselben anzuzeigen, der so lange in dem jüdischen Glauben gelegen hatte. „Nachdem sie aber, fährt er fort an den Kaiser zu schreiben, „unter

„Deinen Völkern während der großen Regierung des „Auguſtus, Deines Vorfahren, aufgeblühet iſt, ward „ſie Deinem Reiche zu einer glücklichen Vorbedeutung. „Denn ſeitdem hat die Macht der Römer ein großes und „herrliches Wachsthum erlangt. — — Daß aber „unſere Lehre zum öffentlichen Beſten zugleich mit dem „glücklich angefangenen Reiche aufgewachſen ſey, davon „iſt dieſes der größeſte Beweiß, weil ſeit der Regierung „des Auguſtus nichts unglücklich, ſondern alles trefflich „und rühmlich, nach den allgemeinen Wünſchen ausge„fallen iſt. Unter allen Kaiſern haben Nero und Do„mitianus allein, von gewiſſen feindſeeligen Leuten ein„genommen, unſere Religion zu verleumden geſucht. „Von ihnen iſt dieſe falſche Beſchuldigung weiter gegan„gen, und nach einer unvernünftigen Gewohnheit ſchlech„terdings geglaubt worden„ Die Verleumdung, über welche ſich dieſer Schriftſteller beſchwert, hat vermuthlich in dem Vorgeben beſtanden, daß die Duldung der Chriſten das Römiſche Reich wegen des dadurch gereizten Zorns der Götter unglücklich mache.

Andere Bücher des Melito kennt man nur noch aus ihren Aufſchriften bey dem Euſebius. Er hatte vom Paſcha, von dem Leben der Propheten, von der Kirche, vom Sonntage, von der Natur des Menſchen, von dem Gehorſam, welchen die Sinne dem Glauben leiſten, von der Seele, dem Leibe und dem Verſtande, (vermuthlich, weil er dieſes mit andern vor die drey Theile des Menſchen hielt,) von der Schöpfung und Geburt Chriſti, von der Weißagung, von der Gaſtfreyheit, vom Teufel, von der Offenbarung Johannis, und noch von andern Materien geſchrieben. Daß eine ſolche Menge Schriften für die Nachwelt gänzlich verloren gegangen iſt, aus denen man, wo nicht immer, den allgemeinen Glauben der Chriſten dieſer Zeit, doch die Meinungen ihrer Lehrer, welche nun darüber zu philoſophi-

ren

ren anfiengen, und manches auch zur chriſtlichen Geſchichte lernen könnte; dieſer Verluſt mag ſich nicht nur von der geringen Verbindung, die noch damals zwiſchen den chriſtlichen Gemeinen herrſchte, und von ihren nachmaligen öftern Bedrängniſſen herſchreiben; ſondern auch von manchen ſeiner Gedanken, welche die ſpätern Lehrer nicht gebilligt haben. Unterdeſſen iſt die alte Beſchuldigung, daß **Melito** einen körperlichen Gott geglaubt habe, eben ſo ungewiß als unwahrſcheinlich, und ſelbſt die Aufſchrift eines ſeiner Bücher (περὶ ἐνσωμάτου Θεοῦ) leidet gar wohl die Ueberſetzung: von der Menſchwerdung Gottes. So hat noch zuletzt ein ſehr gelehrter Kenner der Geſchichte der alten Chriſten und ihrer Lehrer, der Herr **D. Körner**, (Diſſert. de imagine divina, p. 29. ſq.) davon geurtheilt. Doch darf auch nicht vergeſſen werden, daß ſchon **Origenes** (Select. in Geneſin, p. 25. T. I. ed. Bened.) verſichert, **Melito** habe Gott einen Körper beygelegt, indem er das göttliche Ebenbild im menſchlichen Körper ſuchte. **Melito** ſcheint ein geſchäftiger eifriger Mann von vieler Einſicht geweſen zu ſeyn, mit deſſen Denkungsart man wohl genauer bekannt ſeyn möchte. Einer ſeiner Freunde bat ihn um Auszüge aus den heiligen Schriften der Juden ſo weit dieſelben **Chriſtum** und deſſen Religion betrafen: er wollte überhaupt auch die Anzahl und Zeitbeſtimmung derſelben wiſſen. Dieſes Verlangen erfüllte **Melito**, und ſein Verzeichniß iſt demjenigen gemäß, welches unter den neuern Chriſten von den ſogenannten **canoniſchen** Schriften des alten Bundes angenommen iſt; nur die Bücher des **Nehemias** und der **Eſther** fehlen darinne; wovon jedoch das erſte mit dem Buche des **Esra** vor eines angeſehn wurde. In gleicher Abſicht verfertigte er Auszüge aus dieſen Schriften, in ſechs Büchern. Wenn er in einer andern Stelle des **Euſebius** (Hiſt. Eccleſ. L. V. c. 24.) ein verſchnittener genannt wird: ſo bedeutet dieſes wohl nichts mehr, als eine beſtändige Enthaltſamkeit von der Ehe. Er heißt

eben daſelbſt ein Mann, der alles auf Antrieb des heiligen Geiſtes gethan habe, und **Tertullian**, der (beym **Hieronymus**, Catal. Script. eccleſ. c. 24.) ſeine Beredſamkeit rühmt, ſetzt hinzu, er ſey von den meiſten vor einen Propheten gehalten worden.

Von den Schutzſchriften, welche **Miltiades** und **Claudius Apollinaris** um eben dieſe Zeit, (gegen das Jahr 170, oder etwas ſpäter,) für die Chriſten an den Kaiſer gerichtet haben, iſt gar nichts erhalten worden. Der erſtere dieſer Schriftſteller, von deſſen Lebensumſtänden man nichts weiß, hatte, wie **Euſebius** (L. V. c. 17.) erzählt, auch ein Buch wider die **Montaniſten** geſchrieben, worinnen er bewies, daß es Propheten nicht anſtändig ſey, in einer Entzückung zu reden, die bis zur gänzlichen Verwirrung des Verſtandes geht. Ein Ungenannter der dieſes Buchs gedenkt, und gleich nach den Zeiten des Verfaſſers gelebt hat, erinnert noch einiges von dieſer Art gegen die **Montaniſten**, das von der Meinung des **Miltiades** nicht weit entfernt ſeyn dürfte. Er fordert dieſe Parthey auf, ſolche unſinnige Propheten, wie ſie gehabt hätte, im Alten oder im Neuen Teſtamente zu zeigen. Daher nennt er die in der Apoſtelgeſchichte vorkommenden Propheten, und von den ſpätern, die **Ammias** von Philadelphia, und den **Quadratus**. Sollten auf dieſe, ſagt er, **Montanus** und ſeine Prophetinnen gefolgt ſeyn: ſo mögen die **Montaniſten** angeben, welche Propheten nach dieſen ſchon lang verſtorbenen Perſonen bey ihnen gekommen ſind. „Denn die Gabe der Weißagung ſoll, wie der Apoſtel verſichert, in „der ganzen Kirche bis zur Ankunft des Heilandes fortwähren.„ Ein Gedanke, der zum Theil ein damals ſehr gemeines Vorurtheil in ſich ſchließt; aber auch durch die Erwartung der Chriſten von der nahen zweyten Zukunft ihres Erlöſers etwas entſchuldigt wird. Sonſt hatte auch **Miltiades** beſondere Werke gegen die Hei-

den

den und Juden hinterlaſſen. Aehnliche Bücher wider beyderley Feinde des Chriſtenthums und wider die Montaniſten, eine Schutzrede an den Marcus Aurelius, und andere Arbeiten, hatte Apollinaris, Biſchof von Hierapolis, aufgeſetzt; ohne daß ſie uns Euſebius, der ſie (Hiſt. Eccl. L. IV. c. 27. L. V. 19.) anführt, näher beſchriebe.

Dagegen lieſet man noch mit nicht geringem Nutzen und Vergnügen die Schriften des Athenagoras zur Vertheidigung der Chriſten, und zur Beſtätigung ihrer Religion. Er war aus Athen gebürtig, wo er auch als ein Heide die Philoſophie gelehrt hat. Als er aber, ſagte man, im Begriff war, gegen die Chriſten zu ſchreiben, und in dieſer Abſicht ihre heiligen Schriften las, rührte ihn die Wahrheit dieſer Religion ſo mächtig, daß er ſich ſelbſt zu ihr bekannte. Gleichwohl legte er, aus einer ähnlichen Urſache mit Juſtin dem Märtyrer, den philoſophiſchen Mantel nicht ab: und es ſcheint wirklich, daß dieſe Kleidung den chriſtlichen Lehrern einiges Anſehen bey den Heiden verſchafft habe, weil ſie unter derſelben die gewöhnliche philoſophiſche Gelehrſamkeit erwarteten. Die Chriſten beſtellten den Athenagoras zum Lehrer der theologiſchen Schule zu Alexandrien; er erfüllte auch die Hoffnung von beyden Seiten, indem er zugleich die chriſtliche Religion und die Philoſophie vortrug, hauptſächlich die Platoniſche, deren Grundſätze er bey ſeiner Kenntniß aller Lehrgebäude der Weltweiſen, am meiſten wählte. So wird er bloß in einer Stelle des Methodius, eines chriſtlichen Lehrers im dritten Jahrhunderte, (welche Epiphanius haer. 65. und Photius Bibl. cod. 234. aufbehalten haben,) ingleichen in einer andern vom Philippus Sidetes, die Heinrich Dodwell (Diſſert. in Irenaeum, p. 488.) mitgetheilt hat, abgebildet. Allein da der größte Theil dieſer Nachrichten nur auf dem letztern unbeträchtlichen

Schriftſteller des fünften Jahrhunderts beruhet: ſo bleibt inſonderheit dasjenige, war er von dem alexandriniſchen Lehramte des **Athenagoras** erzählt, ungewiß. Die zuverläßigſte Quelle alſo, dieſen kennen zu lernen, ſind ſeine Schriften.

Auch er ſchrieb eine **Schutzrede für die Chriſten**, deren Aufſchrift zwar eine **Geſandſchaft** für dieſelben heißt; aber wegen der weitläuftigern Bedeutung dieſes Worts im Griechiſchen noch nicht beweiſet, daß er ſie den Kaiſern **Marcus Aurelius** und ſeinem Sohne **Commodus**, denen er ſie nach dem Jahre 176. zueignete, ſelbſt übergeben habe. Alle Völker des Römiſchen Reichs, ſagt **Athenagoras** im Anfange dieſer Bittſchrift, genießen einer gleichen Freyheit, ihren väterlichen Gottesdienſt zu beobachten; ſo lächerlich und unvernünftig auch derſelbe ſeyn möchte. Ihr und die Geſetze ſchützen ſie dabey, weil ihr es vor ſehr frevelhaft haltet, gar keinen Gott zu glauben, und vor deſto nothwendiger, daß ein jeder durch die Furcht vor ſeinem Gotte vom Sündigen zurückgehalten werde. Ihr ſtraft auch niemanden bloß wegen ſeines Nahmens, ſondern nur wegen Verbrechen. Da ihr nun für uns Chriſten nicht geſorgt habt, ſondern es zugebt, daß wir, ohne eine Miſſethat begangen zu haben, ja indem wir mehr als alle andere gegen Gott und eure Regierung gottſeelige und gerechte Geſinnungen haben, dennoch allein um unſers Nahmens Willen verfolgt werden: ſo bitten wir euch, daß ihr auch uns zum Beſten eine Verordnung geben wollet. Denn wir leiden von unſern Verfolgern nicht bloß Geldſtrafen, oder andern Verluſt und Beſchimpfung, — dieſes würden wir gerne und noch mehr darüber ertragen; — ſie greifen uns am Leibe und an der Seele an, indem ſie uns eine Menge Schandthaten aufbürden. Haben wir etwas verſehen, ſo mag man uns mit der grauſamſten Strafe belegen. Allein da man bis jetzt nur Gerüchte

rüchte des Pöbels wider uns gebraucht hat, und kein Chriſt eines Verbrechens überzeugt worden iſt: ſo gebührt es auch, uns durch ein Geſetz Recht zu verſchaffen. Kein Nahme iſt an ſich, ohne Rückſicht auf Handlungen, gut oder böſe; auch iſt kein Chriſt ſchlimm, wenn er nicht einen Heuchler abgiebt. Die Philoſophen werden auf gleiche Art beurtheilt, und wenn man einen derſelben laſterhaft befindet, bekommt die Philoſophie dadurch keinen Schandfleck. Wir bitten uns alſo von euch ein gütiges Gehör aus, ohne daß ihr euch durch ein unvernünftiges Gerücht einnehmen laßt: ſo werdet ihr nicht mehr aus Unwiſſenheit fehlen.

Drey Verleumdungen der Heiden widerlegt **Athenagoras** beſonders in dieſer Schrift, und verlangt im Nahmen der Chriſten, man möchte ſie gänzlich ausrotten, wenn gezeigt werden könne, daß es wahre Beſchuldigungen ſind. Die erſte betrifft das alte und faſt allgemeine Vorgeben, daß ſie Gottesverleugner wären. Es war aus dem völligen Mangel an ſichtbaren Göttern, Tempeln, Opfern und andern Cärimonien bey den Chriſten, mithin an allem, was in den Augen der Heiden Merkmale einer Verehrung Gottes abgab, vermuthlich auch zugleich aus den Spöttereyen der Chriſten über die Götter aller Völker, entſtanden. **Athenagoras** beſtreitet es durch viele Gründe. Unter denſelben iſt der Glaube der Chriſten an Einen Gott der erſte. Ein anderer iſt dieſer, daß manche Dichter und Philoſophen, deren Stellen er anführt, wenn ſie gleich öfters, wie die Chriſten, die heidniſchen Götter verworfen hätten, doch nicht vor **Atheiſten** wären gehalten worden. Dazu kommt noch, daß dieſe Schriftſteller die Einheit Gottes nicht durch Unterſuchungen und mit Gewißheit, wie die Chriſten, von ſich rühmen könnten; ſondern unter vielen Zweifeln, erkannt hätten. Die Widerſprüche und unauflöslichen Schwierigkeiten, welche ſich bey vielen Göt-

tern finden, beſtätigen auch die Lehre der Chriſten, daß Ein Gott ſey: ſo wie ſie ſich außerdem auf die Zeugniße der Propheten ſtüzt, von denen er ſagt, daß der heilige Geiſt ihren Mund als ſein Werkzeug bewegt, und durch ſie eben ſo gewürkt habe, wie ein Flötenſpieler durch die Flöte.

Athenagoras entwickelt darauf die chriſtliche Lehre von Gott noch genauer. Nachdem er einige der vornehmſten Eigenſchaften Gottes angezeigt hat, fährt er fort: „Wir glauben auch, daß Gott einen Sohn habe, und „niemand mag dieſes vor lächerlich halten. Denn wir „verſtehen dieſes nicht, wie die Dichter, welche die Göt„ter nicht beſſer machen, als die Menſchen ſind. Son„dern der Sohn Gottes iſt das Wort oder die Vernunft „des Vaters, im höchſten Urbilde aller Begriffe, (ἐν ἰδέᾳ) „und in der Würkung. Denn von ihm und durch ihn „iſt alles gemacht worden, indem der Vater und der Sohn „Eines ſind. Da nun der Sohn in dem Vater, und der „Vater in dem Sohne iſt, durch eine geiſtliche Einheit „und Macht: ſo iſt der Sohn Gottes der Verſtand und „die Vernunft des Vaters.„ Der Verfaſſer verſpricht es noch deutlicher zu ſagen, was der Sohn Gottes ſey. „Er iſt die erſte Zeugung des Vaters: nicht als wenn er „gemacht worden wäre; (denn da Gott vom Anfange „her ein ewiger Verſtand iſt: ſo hat er in ſich ſelbſt die „Vernunft gehabt, indem er ewig vernünftig iſt,) ſon„dern dergeſtalt, daß er hervorkäme, um allen körper„lichen Dingen der unförmlichen Natur und Erde, nach „der innerſten Vereinigung und Vermiſchung der leich„tern Theile mit den dichtern, den urbildlichen Begriff „und die Würkung zu ertheilen.„ — Man erkennt hier eben die **Platoniſche** Erklärung der Lehre von dem Sohne Gottes, die man bereits bey **Juſtin dem Märtyrer** gefunden hat: zwar für einen philoſophirenden heidniſchen Kaiſer nicht unſchicklich; aber der heiligen Schrift unbe-

unbekannt, wenn gleich ihre Hauptbegriffe in dieſer Lehre vom Athenagoras vorausgeſetzt werden. Den heiligen Geiſt nennt er einen Ausfluß aus Gott, der aus ihm fließe, und wieder in ihn zurückkehre, wie ein Strahl aus der Sonne. Eben ſo finden ſich noch in andern Stellen dieſer Schrift gekünſtelte Ausdrücke oder Vergleichungen bey dieſer Lehre: und man hat wohl geſagt, der Philoſoph habe vieles deutlich machen wollen, was er doch nicht vollkommen verſtand. Der Antheil, welchen er den Engeln an der beſondern Fürſorge für die Welt zuſchreibt, da Gott hingegen ſich nur die allgemeine vorbehalten haben ſoll, iſt auch einer von den Verſuchen, die heidniſche Lehre von vielen Göttern und Geiſtern, deren ſich der höchſte Gott bediene, zu verbeſſern.

Noch einen Beweis, daß die Chriſten keine Atheiſten ſind, leitet Athenagoras daraus her, weil ihr Leben ſo rein und unſchuldig ſey, daß ſie nothwendig einen Gott glauben müßten, deſſen Gebote ſie beobachteten, dem ſie Rechenſchaft abzulegen hätten, und von dem ſie dereinſt Belohnungen erwarteten. Zwar dienten ſie Gott nicht mit Opfern und Räuchern, ſagt er; aber dieſes bedürfe Gott auch nicht; ſondern ſeine Erkenntniß und das unblutige Opfer des Gebets wären ihm das angenehmſte. Sollten die Chriſten deswegen Gottesverleugner heißen, weil ſie die Götter nicht annehmen, welche in den verſchiedenen Städten verehrt werden: ſo würde eine ſolche Beſchuldigung eben dieſe Städte auch treffen, indem ſie ſehr weit von einander in der Wahl und Verehrung der Götter abgehen. Wenn ſie aber auch alle darinne übereinkämen; ſo handelten die Chriſten ungleich vernünftiger, daß ſie die Materie von Gott dem Schöpfer unterſchieden, und weder die Welt noch menſchliche Werke, alſo auch nicht Götter anbeteten, welche die Dichter aufgebracht hätten, und deren Bildſäulen noch eines jüngern Urſprungs wären. Gott hat die Welt nicht gemacht,

macht, als wenn er ihrer bedürfte; er iſt ſich ſelbſt alles, ein unzugängliches Licht, eine vollkommene Welt, Geiſt, Macht und Verſtand. Die Welt mag nun ein klingendes Inſtrument ſeyn; oder nach dem **Plato**, eine Kunſt Gottes; oder ein Weſen und Körper nach den **Peripatetikern**, oder ſeine Theile ſind Kräfte Gottes: ſo kann ſie um keiner Urſache Willen angebetet werden. Um dem Einwurfe zu begegnen, daß die Verehrung der Bildſäulen auf die Götter ſelbſt gerichtet werde, und daß jene zuweilen wunderbare Dinge verrichtet hätten, zeigt der Verfaſſer theils ausführlich und gelehrt, daß die Götter dieſes Nahmens und alles göttlichen Dienſtes unwürdig ſind: theils ſucht er die Urheber der gedachten wunderbaren Würkungen durch die Bildſäulen anzugeben. Es ſind nach ſeiner Meinung, mit welcher er die Lehrſätze des **Thales** und **Plato** von den **Dämonen** vergleicht, die **Giganten** oder **Dämonen**, welche von den gefallenen Engeln mit Jungfrauen unter den Menſchen erzeugt worden, und nebſt denſelben die Abgötterey geſtiftet, zur Verleugnung der göttlichen Vorſehung Gelegenheit gegeben, die Menſchen zu den Bildſäulen vergötterter Menſchen gezogen haben, um das Blut der Opfer lecken zu können, und ſie auch durch allerhand Erſcheinungen betrügen. Was den Schöpfer anlangt, befindet ſich der Menſch in einer guten Ordnung, und ſeine natürliche gemeine Verfaſſung überſchreitet die ihr geſetzten Gränzen nicht; aber nach eines jeden Verſtande, und nach der Würkung der böſen Geiſter und ihres Fürſten auf ihn, wird der eine ſo, der andere anders herumgetrieben.

Auf dieſe lange Widerlegung der erſten, gefährlichſten und ſcheinbarſten Verleumdung gegen die Chriſten, läßt **Athenagoras** eine deſto kürzere von den beyden übrigen folgen. Die eine derſelben, daß die Chriſten Blutſchande und jede Unzucht in ihren Zuſammenkünften verübten, iſt vielleicht bloß eine muthwillige Mißdeutung

ihrer

ihrer nächtlichen Verſammlungen zum Gottesdienſte geweſen, in denen ſich beyde Geſchlechter einfanden. Denn daß ſie auch durch das ausſchweifende Leben mancher gnoſtiſcher Ketzer ſollte veranlaßt worden ſeyn, iſt ſchon weniger wahrſcheinlich, weil dieſe öffenbar zu verhaßt abgeſchildert werden. Die andere Beſchuldigung, nach welcher ſie ihre Kinder umbringen und verzehren ſollten, mag ebenfals aus einer ſchlimmen Auslegung der chriſtlichen Lehre vom heiligen Abendmahl erwachſen ſeyn, in welchem die Chriſten, ſelbſt Juſtinus in ſeiner erſten Schutzrede, vor den Heiden, bekannten, das Fleiſch und Blut Chriſti zu eſſen. Beyden Beſchuldigungen ſetzt Athenagoras die Anmerkung entgegen, daß ſchon die Lehre der Chriſten von Gott, und ſeiner Allwiſſenheit, und von einem Leben nach dem Tode dieſelbe unglaublich mache.

Er beantwortet aber auch eine jede beſonders. Man giebt den Chriſten Schuld, daß ſie der frechſten Unzucht ergeben wären; gleichwohl ſind ihnen durch ihre Religion ſogar die ehebrecheriſchen Blicke auf eine Frauensperſon verboten. Sie nennen ſich zwar unter einander Brüder und Schweſtern; aber dieſe bey den Heiden verdächtige Nahmen, wenn ſie unter andern, als Anverwandten, geführt würden, zeigen nur die brüderliche Liebe der Chriſten unter einander an. Auch bey einem andern Zeichen dieſer Liebe, ihrem Kuß und Gruß, ſind ſie ungemein vorſichtig. Sie heyrathen bloß deswegen, um Kinder zu zeugen. „Man findet auch viele unter uns, ſagt „Athenagoras, ſowohl Männer als Weiber, welche „bis in ihr Alter unverheyrathet bleiben, in der Hoffnung, „daß ſie auf dieſe Art genauer mit Gott vereinigt wer„den. — Bey uns kommt es nicht auf überdachte Re„den, ſondern auf Beweiſe mit der That ſelbſt an; ſo „daß ein jeder in ſeinem natürlichen Zuſtande bleibt, oder „nur einmal heyrathet. Denn die zweyte Ehe iſt ein „auf eine wohlanſtändige Art begangener Ehe„bruch.“

„bruch.„ Zur Beſtätigung dieſes letzten ſonderbaren Satzes, führt er die Worte Chriſti an: „Wer ſich von „ſeiner Ehefrau ſcheidet, und heyrathet eine andere, der „bricht die Ehe.„ Selbſt, wenn die geſchiedne Frau verſtorben iſt, ſetzt er hinzu, iſt er ein heimlicher Ehebrecher, weil er die Verordnung Gottes übertritt, nach welcher Ein Mann und Ein Weib verbunden ſeyn ſollen. — Dieſer Haß des Athenagoras wider die zweyte Ehe, iſt ein Fehler, zu deſſen Entſchuldigung ſich einiges ſagen läßt. Viele andere chriſtliche Lehrer zu ſeiner und in den folgenden Zeiten lehrten eben dieſes. Die Enthaltſamkeit derer, welche ſich an Einer Ehe begnügten, wurde von den ohnedieß an ſtrengere Sitten gewohnten Chriſten ſo allgemein hochgeſchätzt; übel verſtandene Reden Chriſti und Pauli ſchienen der zweyten Ehe ſo nachtheilig zu ſeyn; und in den Augen der Heiden gab dieſe Denkungsart den Chriſten einen ſolchen Glanz, daß man ſich nicht wundern darf, nachmals gelinde Kirchenſtrafen auf diejenigen gelegt zu ſehen, welche ſich zum zweytenmale verheyratheten. Es wurde dieſes zwar vor keine gänzlich verbotene, wohl aber vor eine wenig rühmliche und unbeſonnene Handlung angeſehen. Man hat alſo auch keinen hinlänglichen Grund, den Athenagoras wegen dieſer Stelle vor einen Montaniſten auszugeben; wenn gleich ſeine Beweiſe einerley mit denen ſind, welche nachher der große Anhänger dieſer Parthey, Tertullianus, gebraucht hat: und eine andere Stelle, worinne er den Propheten des Alten Bundes eine Entzückung beylegt, ſetzt ihn auch noch nicht darunter.

Nachdem er noch gegen die Heiden erinnert hat, daß ſie, deren Göttergeſchichte und eigene Sitten mit ſo vielen ſchändlichen Wollüſten befleckt wären, am wenigſten den Chriſten ſolche andichten ſollten: ſo zernichtet er auch die Verleumdung, daß ſie Menſchenfleiſch äßen.

Man

Man kann keine Zeugen dieſes Verbrechens aufſtellen, ſchreibt er, und ſelbſt unſere Knechte, denen es nicht hätte unbekannt bleiben können, haben nie etwas dergleichen bekannt. **Athenagoras** wußte alſo nichts davon, daß würklich einigen Knechten von den Heiden Bekenntniſſe dieſer Art gegen ihre chriſtliche Herren durch Martern waren ausgepreßt worden; oder er ſah auch mit Recht dieſes als keine Ausſage an. Wir geben nicht einmal, fährt er fort, Zuſchauer von einer gerechten Hinrichtung, oder von den Fechterſpielen und Kämpfen mit den wilden Thieren, ab, weil wir glauben, dieſes anzuſehen, ſey faſt ſo viel, als es ſelbſt zu thun. Wir halten es auch vor einen Mord, die empfangenen Kinder durch Arzeneyen abzutreiben, oder neugebohrne Kinder wegzuſetzen: wie könnten wir die ſchon erwachſenen umbringen? Da wir endlich eine Auferſtehung der menſchlichen Körper hoffen: wie ſollten wir dieſelben in uns ſelbſt begraben? Wollte jemand dieſe Lehre einen Traum nennen, ſo iſt ſie doch nicht beleidigend und ſtrafwürdig. Viele Philoſophen haben die Wahrheit derſelben erkannt: inſonderheit ſind ihr die Grundſätze des **Pythagoras** und **Plato** günſtig. **Athenagoras** bittet endlich, daß die Kaiſer, wenn er alle Beſchuldigungen gegen die Chriſten widerlegt habe, ſie beſchützen möchten, damit ſie ruhig leben, und die Befehle der Kaiſer erfüllen könnten.

Vermuthlich war dasjenige, was er am Schluß dieſer Schutzſchrift geſagt hatte, eine Veranlaſſung für ihn, ſeine Abhandlung **von der Auferſtehung der Todten** aufzuſetzen. Sie iſt ganz philoſophiſch, und verdient alle Aufmerkſamkeit. Anfänglich bemerkt er, daß wegen der Vermiſchung des Wahren und Falſchen, welche durch die Schuld der Menſchen in allen Lehrſätzen entſtanden iſt, eine doppelte Methode von ihm gebraucht werden könne: entweder **von der Wahrheit** an diejenigen zu ſchreiben, welche ſie gerne und mit dem beſten

Gemüthe

Gemüthe aufnehmen; oder für die Wahrheit wider die Ungläubigen und Zweifler zu handeln. Die erſtere Methode ſey die natürlichſte; aber weil die letztere die nützlichſte iſt, bedient er ſich derſelben zuerſt. Er behauptet alſo, daß diejenigen, welche Gott vor den Schöpfer aller Dinge halten, und dennoch die Auferſtehung der Todten vor unmöglich oder vor ungewiß anſehen, eines von beyden beweiſen müſſen: entweder daß Gott die todten Körper nicht auferwecken könne, oder daß er es nicht thun wolle. Wenn ſie das erſtere annehmen wollten: ſo müßte Gott entweder die nöthige Weisheit, oder die Macht fehlen, die todten Körper aufzuwecken. Keines von beyden aber kann ihm mangeln, weil er es bey ihrer Schöpfung ſo ausnehmend bewieſen hat. Allein es ſind ſo viele Menſchen, ſagen die Feinde dieſer Lehre, von Fiſchen und wilden Thieren, ja wohl gar von Menſchen ſelbſt aufgefreſſen worden: und dadurch wird die Auferweckung ihrer Körper unmöglich, weil ſie ſo unzertrennlich mit andern Körpern verbunden worden ſind. Hierauf antwortet Athenagoras, Gott habe jedem Thiere die ihm gemäße Speiſe angewieſen, die ihm allein Nahrung und Wachsthum verſchaffe; das übrige, was es verzehre, werde auf mancherley Art von ſeinem Körper abgeſondert. Eine Speiſe, die der Natur des Menſchen zuwider ſey, komme denjenigen Theilen des Körpers nicht zu gute, die zu ſeiner Auferſtehung allein nöthig ſind. Und wenn alſo dieſer Einwurf einige Kraft haben ſollte, ſo müſſe man beweiſen können, daß Menſchenfleiſch eine natürliche Speiſe der Menſchen ſey. Die ſchlechte Einwendung, daß Gott eben ſo wenig die menſchlichen Körper ins Leben zurückführen könne, als ein Töpfer im Stande ſey, eines ſeiner zu Grunde gerichteten Werke wieder herzuſtellen, will er gar nicht beantworten. Hingegen widerlegt er die zweyte noch übrige Vermuthung, daß Gott vielleicht die Todten nicht auferwecken wolle. In dieſem Falle, ſagte der Verfaſſer, müßte

es

es entweder eine ungerechte, oder Gottes unwürdige Handlung seyn: und er zeigt, daß keines von diesen beyden dargethan werden könne.

Nun geht er zu dem Beweise der Lehre von der Auferstehung der Todten über. Den ersten nimmt er aus der Ursache her, um deren willen der Mensch geschaffen worden ist. Er soll in einer beständigen Betrachtung der Weisheit Gottes leben, und kann also nicht gänzlich untergehen. Aber es folgt auch aus seiner Natur, daß er auferstehe. Denn da er aus Leib und Seele zusammengesetzt ist, und also für beyde Theile einen gemeinschaftlichen Endzweck hat: so müssen beyde gleich lang dauern. Der Tod ist nur eine Unterbrechung dieser Verbindung; so wie es auch der Schlaf und andere Veränderungen in dem Leben sind, welche selbst auf die Erwartung der letzten von allen Veränderungen, der Auferstehung, führen. Den dritten Grund setzt der Verfasser in der Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts, das Seele und Leib treffen muß. Gegen diejenigen aber, welche diesen Grundsatz nicht zugeben, erinnert er, daß sie entweder die göttliche Vorsehung läugnen, oder gestehen müssen, die Menschen wären unglücklicher, als die Thiere, wenn sie die Vergeltung ihrer Handlungen, welche in diesem Leben nicht erwartet werden kann, auch in dem künftigen nicht erhalten. Sie können aber dieselbe nicht erhalten, wenn der Leib vernichtet werden, und die Seele allein ewig leben soll. Denn es ist ungerecht, die Seele allein zu belohnen oder zu bestrafen, weil der Leib am Guten und Bösen ebenfals seinen Antheil gehabt hat; ja die Sünden welche durch sinnliche Reizungen veranlaßt werden, lediglich aus dem Leibe entspringen, der die Seele bald gewaltsam dazu fortreißt, bald unvermerkt bethöret, oder um seiner Erhaltung willen bewegt, sich zu denselben herabzulassen. Da man auch weder Tugend noch Laster in der Seele allein denken kann, und die Gesetze dem

ganzen Menſchen gegeben worden ſind: ſo kann man hieraus wiederum die vorige Folge ziehen. Zu dieſen Beweiſen für die Auferſtehung der Todten ſetzt der Verfaſſer noch den Endzweck, der den Menſchen eigen iſt. Er kann nicht in der Unthätigkeit, auch nicht in Wollüſten beſtehen: denn ſo würden ihn die Menſchen mit lebloſen Geſchöpfen und Thieren gemein haben; auch nicht in der Glückſeeligkeit der von dem Leibe getrennten Seele, weil dieſe ohne den Leib nicht den völligen Menſchen ausmacht. Man muß ihn alſo in einer gemeinſchaftlichen Beſtimmung dieſer beyden Theile ſuchen: und ſie können mithin nicht immer von einander abgeſondert bleiben.

In dieſen Schriften des **Athenagoras** ſpricht ein gelehrter, faſt immer ſcharf und richtig denkender Mann, deſſen Eifer für das Chriſtenthum durch die wenigen Fehltritte, welche er begangen hat, nicht verdunkelt wird. Will man ihn einen Nachahmer **Juſtins des Märtyrers** nennen: ſo ſagt man zwar nichts unwahrſcheinliches; aber doch iſt es kaum glaublich, daß er nach den Schutzſchriften deſſelben die ſeinige gebildet haben ſollte, weil er verſchiedenes, das nur einmal geſagt werden durfte, nach ihm, und auf eine beynahe gleiche Art, wiederholt. Vielmehr ſcheint er demſelben an Stärke des philoſophiſchen Geiſtes überlegen zu ſeyn. Seine Schrift von der Auferſtehung der Todten iſt in einem Zuſammenhange und mit einer Gründlichkeit im Schließen aufgeſetzt, wovon man weiter kein Beyſpiel in dieſen Zeiten an einer von chriſtlichen Lehrern ausführlich abgehandelten Glaubenslehre findet. Daß er bloß vernünftige Gründe gewählt hat, macht ſeiner Einſicht Ehre, indem nur ſolche den Leſern, für welche er ſeine Schrift hauptſächlich beſtimmte, gefallen konnten. Vielleicht breitet ſie auch einiges Licht über die ſo ſtreitige Frage der Neuern aus: ob Beweiſe der Vernunft allein die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele feſtſetzen könnten? Immer aber iſt es ge-

wiß, daß Athenagoras weit glücklicher erklärt und urtheilt, wenn er den Grundſätzen des Chriſtenthums und ſeinem eignen Nachdenken folgt, als wenn er die platoniſchen Lehren zur Erläuterung der chriſtlichen anwendet. Seine Schriften ſind vom Eduard Dechair, (zu Oxford, 1706. 8.) und vom Prudentius Maran, (in der ſchon gedachten Sammlung der Werke Juſtins des Märtyrers, und der übrigen griechiſchen Schutzredner für die Chriſten,) prächtig und brauchbar herausgegeben worden; obgleich beyde einem Gelehrten, der ſich um dieſelben verdient machen will, noch manches übrig gelaſſen haben. Auch ſtehen ſie in der oben genannten Cölner Ausgabe von den Werken des Juſtins, mit Chriſt. Kortholts Anmerkungen. Von eben dieſen Schriften hat Adam Rechenberg (zu Leipzig, 1684. 1685. in zween Oktavbänden) eine nützliche Ausgabe veranſtaltet. Diejenige iſt es nicht minder, welche Herr Lindner von der Schutzſchrift des Athenagoras (zu Langenſalze, 1774. 8.) ans Licht geſtellt hat, und wozu noch ſpätere Anmerkungen deſſelben (Curae poſteriores) gehören. Eben dieſe Schriften ſind auch in verſchiedene neuere Sprachen überſetzt worden. Was Longuerüe (Diſſ. de Athenagora, p. 236. ſq. ed. Winckleri,) Mosheim (Diſſert de vera aetate Apologetici, quem Athenagoras pro Chriſtianis ſcripſit, in Diſſert. ad Hiſt. Eccl. pertinent. Vol. I. p. 269. ſq.) Brucker (Hiſt. Crit. Philoſ. T. III. p. 401. ſq.) Maran (in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe,) Herr D. Semler, (Hiſtor. Einleitung in die Geſchichte der Glaubenslehre, Vierter Abſchnitt, S. 70. fg.) und Herr Rösler (Biblioth. der Kirchenväter, Th. I. S. 182. fgl.) von dieſem Schriftſteller angemerkt haben, macht die neueſten und gelehrteſten Unterſuchungen aus. Die ältern des Du Pin, Tillemont, Cave, Ittig, Fabricius, (in Bibl. Graeca) und ſo vieler andern mehr, werden hier und auch künftig meiſtentheils übergangen, wenn von den al-

ten Kirchenlehrern Nachricht gegeben wird, weil ſie nicht allein zu bekannt ſind, ſondern auch durch die Prüfung ſpäterer Gelehrten viele Zuſätze oder Berichtigungen erhalten haben.

Eine der angeführten Stellen aus der Schutzſchrift des **Athenagoras**, worinne der Enthaltſamkeit vieler Chriſten von der Ehe gedacht wird, zeigt zuerſt recht deutlich die Vorläufer jener zahlreichen Gattung von Chriſten, welche durch die ſtrengſten äußerlichen Beförderungsmittel der Tugend, ſich nach und nach in Einſiedler und Mönche verwandelt haben. Es iſt gewiß, daß die chriſtliche Kirche um dieſe Zeit ſchon eine beträchtliche Anzahl von **Aſceten** gehabt hat. Dieſer Nahme (ἀσκητὴς) und die damit verbundene Lebensart, (ἄσκησις) bedeuteten bey den Griechen überhaupt eine gewiſſe Vorbereitung und Uebung; vorzüglich aber diejenige, welche man anſtellte, um tugendhafter und vollkommener am Geiſte und Leben zu werden. In dieſem letztern Verſtande war ſie ihren Philoſophen eigen. Keine thaten ſich unter dieſen mehr darinne hervor, als die **Pythagoräer**, die eine ungemeine Mäßigung im Eſſen und Trinken, in der Kleidung, im Schlafe ſelbſt beobachteten, und ſogar eine Fertigkeit ſich erwarben, Schmerz und Ungemach zu ertragen: alles in der Abſicht, damit die Reizungen der Wollüſte deſto weniger einen Eingang bey ihnen finden möchten. Aber daß es auch unter den Juden ſchon vor dem Aufkommen des Chriſtenthums, mehr als eine Art von **Aſceten** gegeben habe, iſt an dem Beyſpiel der **Eſſäer** und **Therapeuten** bereits in dieſer Geſchichte (Th. I. S. 396. S. 404. d. 2ten Ausg. Th. II. S. 102. 103.) dargethan worden.

Von beyden Seiten war der Uebergang ſolcher Grundſätze und Sitten zu den Chriſten überaus leicht: und dieſe wußten ſie auch bald mit ihrer Religion zu vereinigen.

einigen. Da dieſelbe eine beſtändige Uebung in der Gottſeeligkeit ſeyn ſollte, und alſo im Grunde alle Chriſten Aſceten waren: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß manche, um ſich dieſe Uebung zu erleichtern, noch beſondere Anſtalten eingeführt haben. Gebet, Betrachtungen über das göttliche Wort, häufige Theilnehmung an dem äußerlichen Gottesdienſte, Faſten und Entfernung von allen verführeriſchen, auch nur zweydeutigen und rauſchenden Ergötzlichkeiten des Lebens: dieſe bewährten Mittel, ſich in der Frömmigkeit immer mehr zu befeſtigen, waren ſeit den erſten Zeiten des Chriſtenthums vorhanden, und mit großem Nutzen gebraucht worden. Aber nichts ſchmeichelt den Menſchen mehr, als die Kunſt, ſelbſt eine Religion, welche ſie vor göttlich halten, mit ihren Erfindungen zu bereichern, und noch über die Vorſchriften derſelben ſich zu erheben. Man betrat eine Bahn, welche durch neue und rauhe Umwege noch gewiſſer zu dem alten Zwecke zu führen, und von dem Wege der Laſter noch abgelegener zu ſeyn ſchien, als die gewöhnliche. Vermuthlich fühlten diejenigen, welche ſie wählten, daß ſie nun weit ſichrere Schritte zur Erfüllung mancher ihrer Pflichten thaten; allein ſie vergaſſen zugleich, daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft noch andere ſchuldig wären, an deren Vollbringung ſie ſich vorſetzlich hinderten; daß ſie die Einrichtungen des Schöpfers zum Theil umzuſtürzen ſuchten, die Gaben, deren Genuß er den Menſchen angeboten hat, undankbar verachteten, und ſich überhaupt weiſer zu ſeyn dünkten, als die Stifter ihrer Religion ſelbſt. Indem ſie in dieſe Fehler verfielen, glaubten ſie freylich mehr als andere Chriſten dem Willen Jeſu und ſeiner Apoſtel nachzukommen. Er hatte ſeine Freunde ermahnt, die Welt nicht zu lieben, und ihren Begierden Gewalt anzuthun: was er von denen geſagt hatte, die gleich den Verſchnittenen lebten, damit ſie Gottes Gnade erlangen möchten, und was ſie bey dem Apoſtel Paulus von den Vorzügen des eheloſen Standes laſen; alles dieſes ſchien

ihnen eine gewiſſe Enthaltſamkeit aufzulegen, wenn ſie heiliger und vollkommener werden wollten; als ihre Mitbrüder. Denn in der That glaubten ſie eben nicht, daß dieſes allgemeine Geſetze für alle Chriſten wären. Ueberhaupt waren nach ihrer Meinung die unſchuldigen Vergnügungen und Bequemlichkeiten der Welt nicht unterſagt; wohl aber ihnen, die ſie in der Tugend höher ſteigen wollten, als die ordentlichen Chriſten. Das iſt der erſte Grund des irrigen und nachmals der Religion ſo ſchädlich gewordenen Einfalls, daß es in der chriſtlichen Sittenlehre nicht nur **Gebote**, die zu einer gewöhnlichen Frömmigkeit führen; ſondern auch **Rathſchläge** gebe, aus deren Beobachtung eine vollkommnere Heiligkeit entſtünde. Rechnet man noch dazu, daß allem Anſehen nach viele ſchwermüthige und traurige Menſchen, die eine natürliche Abneigung gegen die Annehmlichkeiten des Lebens hatten, den **aſcetiſchen** Vorſchriften ſich unterworfen haben: ſo braucht man außer dieſem allem kaum nach andern Quellen der neuerſonnenen Frömmigkeit zu forſchen.

Aber einige beſondere Veranlaſſungen haben, wo nicht zu ihrem Urſprunge, doch wahrſcheinlicher Weiſe vieles zum geſchwindern Fortgange derſelben, beygetragen. Die heidniſchen Philoſophen, welche Chriſten wurden, mögen ihren neuen Glaubensgenoſſen einen ziemlichen Geſchmack an der **aſcetiſchen** Strenge; auch wohl durch ihr Beyſpiel, eingeflößt haben. Bey den Chriſten ſelbſt iſt dieſe Nachahmung nichts unglaubliches: ſie bekamen dadurch gleichfalls eine Art von Philoſophen, die ſie den Heiden entgegen ſtellen konnten: und würklich ſind auch ihre **Aſceten** zuweilen **Philoſophen** genannt worden; ſo wie **Joſephus** (de B. Iud. II, 7.) die **Eſſäer** die vornehmſten unter den **jüdiſchen Philoſophen** nennt. Nach und nach wurde dieſe Lebensart auch durch die Lehrſätze der neuern **Platoniſchen** Schule, und der geheimen Art, Gott zu dienen, welche man die **myſti-**

ſche

ſche Theologie genannt hat, geſtärkt und ſehr erweitert. Man hat überdieß gemuthmaaßt, daß die Eßäer faſt alle zur chriſtlichen Religion getreten wären, und die ihnen eigne Sitten unter den Chriſten beliebt gemacht hätten; allein dieſe ſo zahlreiche Bekehrung wird nur aus ſchwachen Gründen vorausgeſetzt. Eben ſo wenig kann man mit Hülfe einiger hiſtoriſchen Spuren behaupten, daß die chriſtlichen Aſceten aus einem eiferſüchtigen Beſtreben der Chriſten erwachſen ſind, die Gnoſtiker einzuholen oder zu übertreffen, welche die ſchärfſte Enthaltung von allem, was den Sinnen angenehm iſt, zu ihrer Pflicht gemacht hatten. Nicht zu gedenken, daß die Chriſten manche dieſer irrgläubigen Partheyen vielmehr eines ſehr laſterhaften Lebens beſchuldigt haben; ſo floſſen auch alle ſtrengere Sittengeſetze derſelben aus einem offenbar falſchen Glauben, der den Chriſten zu verhaßt war, als daß ſie ſich nach den Anhängern deſſelben hätten bilden ſollen. Alles, was man zugeben kann, iſt dieſes, daß der Schein der gnoſtiſchen Tugend, die manche Chriſten verführt haben mag, auch einige Nacheiferung unter den chriſtlichen Aſceten erweckt habe.

Wenn man auf die rühmlichen und fruchtbaren Uebungsmittel der Frömmigkeit zurückſieht, deren ſich ſchon die allererſten Chriſten bedient haben: ſo kann man allerdings ſagen, daß die Aſceten unter ihnen faſt ſo alt, als ihre Religion ſind. Allein dieſe Uebungen waren allgemein; das Beyſpiel der Apoſtel ſelbſt empfohl ſie; kein Stand in der menſchlichen Geſellſchaft, keine Art von Speiſe oder Trank, wurden noch als Hinderniſſe der Gottſeeligkeit angeſehen. Eben dieſes ſollte die große Kunſt der Chriſten ſeyn, der Welt zu genieſſen, ohne ſie zu mißbrauchen, und durch ſie zum Dienſte Gottes untüchtig zu werden. Die eigentlichen Aſceten hingegen machten eine beſondere Gattung von Chriſten aus, welche immer mehrere Neuerungen, zwar in der

beſten Abſicht, aber mit geringerer Ueberlegung, aufbrachten. Sie flohen den Eheſtand, um ihrer Andacht freyer obzuliegen: und die Geringſchätzung deſſelben folgte bald darauf. Andere unter ihnen berührten weder Wein noch Fleiſch, und andere ſchmackhafte Speiſen; auch faſteten ſie häufiger und ſtrenger als die übrigen Chriſten. Gleich Anfangs haben auch vermuthlich einige ſich von der Geſellſchaft der Menſchen merklich abgeſondert. Männer und Frauensperſonen, unter dieſen wiederum Jungfrauen und Wittwen, ergriffen dieſe Lebensart. Und manche **Aſceten** ſcheinen auch den philoſophiſchen Mantel getragen zu haben, wenn es anders nicht bloß ſolche waren, denen er ſchon als heidniſchen Philoſophen eigen geweſen war. Dieſe Beſchreibungen ſind, ſo weit ſie das zweyte Jahrhundert angehen, bloß auf wenige zerſtreuete Stellen der Alten, und auf Vermuthungen aus der fernern Geſchichte der **Aſceten** gebauet, deren erſtes Aufkommen dunkel bleibt. **Hegeſippus**, den **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. II. c. 23.) anführt, macht ſchon den jüngern Apoſtel **Jacobus** zu einem Muſter derſelben; aber daß ſeine Nachricht auch wegen anderer Umſtände verdächtig ſey, iſt bereits (Th. II. S. 219.) erinnert worden. Deſto merkwürdiger iſt aus eben der Zeit, in welcher dieſe Geſchichte ſteht, eine ſichere Spur, (beym **Euſebius** Hiſt. Eccl. L. V. c. 3) daß aſcetiſche Enthaltſamkeit damals noch keinen allgemeinen Beyfall gefunden habe. Ein chriſtlicher Märtyrer in Gallien, **Alcibiades**, hatte lange Zeit nichts als Waſſer und Brod genoſſen. Als er aber auch im Gefängniſſe damit fortfahren wollte, wurde einem andern Märtyrer, **Attalus**, von Gott geoffenbart, **Alcibiades** thue unrecht daran, daß er ſich der Geſchöpfe Gottes nicht bediente, und andern ein Aergerniß gäbe. Die Offenbarung ſelbſt iſt zwar nicht glaubwürdig: denn ſie war zu dieſer Belehrung ſehr überflüßig, und iſt nie in ſo vielen andern ähnlichen Fällen erfolgt; genug daß **Attalus** glaubte, ſie empfangen

zu

zu haben. Er theilte ſie alſo dem **Alcibiades** mit: und dieſer aß ſeitdem von allen Speiſen ohne Unterſchied, wobey er nicht vergaß, Gott für dieſelben zu danken.

Noch mögen alſo wohl die **Aſceten** der Chriſten nur die erſten Schritte zu der Vollkommenheit, welche ſie ſuchten, gethan haben, nicht ſehr zahlreich, und überhaupt erträglich genug geweſen ſeyn. Aber gegen das Ende dieſes Jahrhunderts kommen ſie beym **Clemens von Alexandrien**, und oft inſonderheit beym **Tertullianus** (unter andern Apologet. c. 9. de patientia, c. 14. de cultu foeminar. c. 9. ad uxorem L. I. c. 6. de velandis virginib. c. 3.) beſonders unter dem Nahmen der **Enthaltſamen** (Continentes) vor. Der letztere gedenkt ſogar ſolcher Chriſten, welche, ob ſie gleich durch die Ehe mit einander verbunden waren, doch ſich eben ſo gegen einander verhielten, als wenn ſie außer derſelben lebten. Er war ſelbſt ein ſtrenger **Aſcete**, und beförderte dieſe Lebensart, wiewohl er beſſere Einſichten hatte als die übrigen dieſer Art, zu unvorſichtig. **Euſebius**, der die **Aſceten** zu gezwungen in den **Therapeuten** des **Philo von Alexandrien** ſucht, (Hiſt. Eccl. L. II. c. 17.) nennt deſto mehr ſolche Chriſten vom zweyten und dritten Jahrhunderte an, unter dieſem und andern umſchreibenden Nahmen. Man kann überhaupt zu der Geſchichte der **Aſceten** die gelehrten Anmerkungen des **Valeſius** (ad Euſeb. Hiſt. Eccl. L. II. c. 17. L. VII. c. 32. de Martyrib. Palaeſt. c. 11.) und des **Salmaſius** (ad Tertullian. de pallio, p. 8. ſq. 19. ſq. 33. 34. Pariſiis, 1622. 8.); ingleichen **Binghams** (Origg. Eccleſiaſt. Vol. III. p. C. ſq.); und **Deylings** (Diſſert. de veterum Aſcetis, p. 441. ſq. Obſervat. Sacr. P. III.) Sammlungen, auch **Mosheims** Unterſuchung, (Comment. p. 311. ſq.) nützlich gebrauchen. So ſehr ſie auch von den nachmahligen Mönchen faſt in jeder Betrachtung verſchieden waren; ſo zeigt doch ihr

Auftritt in der Kirche das erſte Beyſpiel von gutmeinender ſelbſtgewählter Heiligkeit der Chriſten, die endlich, nachdem ſie dem Aberglauben und der Einbildungskraft unterthänig geworden iſt, ihre Religion völlig umgekehrt hat.

Außer dem **Athenagoras** übernahm auch **Theophilus**, Biſchoff von Antiochien, zwiſchen den Jahren 170 und 180, die ſchriftliche Vertheidigung der chriſtlichen Religion gegen die Heiden. Dieſer Lehrer, von welchem **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. IV. c. 23.) und **Hieronymus** (Catal. ſcript. eccleſ. c. 25.) die vornehmſte Nachricht ertheilen, war vermuthlich ſelbſt ehemals ein Verehrer der Götter geweſen. Seine Bücher gegen verſchiedene Irrlehrer dieſer Zeit, und ſeine Erklärungen über die heilige Schrift, ſind ganz untergegangen; ein kleines unbedeutendes Stück der letztern ausgenommen, das **Hieronymus** in einem ſeiner Briefe aufbehalten hat. Aber das Werk, welches er **an den Autolycus**, einen gelehrten Heiden und ſeinen Freund geſchrieben hat, um ihn zum Beyfall gegen das Chriſtenthum zu bewegen, lehrt ihn ſchon genugſam kennen: als einen Eiferer für die Religion, der ſie aber nicht immer ſo geſchickt erklärt und vertheidigt, als er ſeine aus den griechiſchen Schriftſtellern geſchöpfte Wiſſenſchaft gegen das Heidenthum anzuwenden weiß. Dieſes Werk hat **Johann Chriſtoph Wolf** mit ſeinen und verſchiedener anderer lehrreichen Anmerkungen, auf eine ſeiner Gelehrſamkeit würdige Art, griechiſch und lateiniſch (zu Hamburg, 1724. 8.) herausgegeben. **Prudentius Maran** hat es ebenfals in ſeine Ausgabe **Juſtin des Märtyrers** (p. 338. ſq.) eingerückt, mit Anmerkungen und einer Einleitung begleitet, die geleſen zu werden verdienen; ſo wie es auch in der mehrmals gedachten Cölner Ausgabe der griechiſchen chriſtlichen Schutzredner ſteht. Beurtheilende Auszüge deſſelben haben unter andern **Clericus**, (Hiſt.

(Hist. Eccl. Sec. II. p. 717. sq.) Herr D. **Semler**, (in der Einleitung in die Geschichte der Glaubenslehren, Viertes Hauptstück, S. 81. fg.) und Herr **Rösler** (Bibl. der K. Vät. Th. I. S. 220. fg.) mitgetheilet.

Es besteht aus drey Büchern, in deren **erstem Theophilus** bald anfänglich das Verlangen seines Freundes, der sich mit vieler Beredsamkeit des Heidenthums wider ihn angenommen hatte, beantwortet, daß er ihm seinen Gott zeigen möchte: ein Verlangen, daß die Heiden mehrmals den Christen vorlegten, weil diese Gott niemals für die Augen abbildeten. Der Bischof beweiset dagegen, daß man Gott nicht anders als mit gereinigten Augen des Geistes sehen könne; daß es unmöglich sey, die Gestalt Gottes auszudrücken, weil er größer und vortrefflicher sey, als alles, wodurch man sie begreiflich machen wollte; daß, wenn man gleich Gott nicht anschauen könne, doch seine Werke ihn den Menschen hinlänglich offenbaren, so wie die menschliche Seele gleichfalls unsichtbar sey, aber durch ihre Würkungen in den Körper erkannt werde; und daß wir Gott dereinst nach dem Uebergange in das ewige Leben auch in der That sehen sollen. Alles dieses ist recht wohl, und für einen heidnischen Leser auch nicht zu weitschweifig ausgeführt. Doch der Freund des **Theophilus** konnte sich auch nicht überwinden, die Auferstehung der Todten zu glauben: dieser versucht es also, ihn dahin zu bringen. Er wundert sich über den Unglauben desselben, und fragt ihn, ob er nicht wisse, daß vor allen Handlungen ein Glaube und ein Vertrauen hergehe? Der Ackersmann trauet den Saamen der Erde an; der Kranke vertrauet sich dem Arzte; der Lernende dem Lehrer: und du willst Gott nicht glauben, der dich geschaffen hat? Wie kannst du doch glauben, fährt er fort, daß Bilder, welche Menschen verfertigt haben, Götter sind, und Wunder verrichten; zweifelst hingegen, ob Gott, dein Schöpfer, dich wieder herstellen

len könne? Und hier verfällt **Theophilus** unerwartet darauf, die Laſter der heidniſchen Götter, und einen groſſen Theil ihrer widerſinnigen Geſchichte durchzugehen; woraus er den Schluß zieht, daß der Kaiſer mehr verdiene geehrt zu werden, als die Götter, obgleich die Chriſten auch ihm die gewöhnliche Art der Anbetung nicht erweiſen könnten. Er behauptet auch, daß der Nahme der Chriſten nicht lächerlich ſey, weil die Salbung, von welcher er herkomme, faſt eine allgemeine Anmuth und Nutzbarkeit habe. Endlich kommt er wieder auf das Begehren ſeines Freundes, ihm einen von den Todten auferſtandenen zu zeigen, wenn er dieſe Lehre glauben ſollte. Hierauf antwortet er, es ſey nichts Großes, dasjenige zu glauben, was man ſehe. Sein Freund glaube doch, daß **Hercules** und **Aeſculapius** das verlorne Leben wieder erhalten hätten; und hingegen wolle er der Verſicherung Gottes nicht glauben. Wenn ihm ein vom Tode auferweckter vorgeſtellt würde, ſo würde er es auch nicht glauben. Gott lege ihm Gründe genug vor, warum er ihm dieſe Lehre glauben müßte. Die Abwechſelung der Jahreszeiten, der Tage und Nächte, ſey nichts anders, als Tod und Auferſtehung. Eben dieſes könne man auch von dem Aufwachſen der Pflanzen und Früchte aus dem erſtorbenen Saamen, von den Veränderungen am Monde, ingleichen von der Geneſung der Kranken, die neues Fleiſch und neue Stärke bekommen, ſagen. An dieſem allem zeige Gott, daß er auch eine allgemeine Auferſtehung der Menſchen bewürken könne. **Theophilus** geſteht, daß er ſelbſt ehemals dieſe Lehre nicht geglaubt habe; aber durch das Leſen der Propheten wären ſeine Zweifel verſchwunden. Er empfielt ſolches auch dem **Autolycus**, damit er nicht, wenn er ungläubig bleibe, endlich genöthigt werde, es **unter ewigen Strafen** zuglauben. Es ſteht dahin, ob er dieſem die Auferſtehung der Todten glaubwürdiger gemacht habe. Der Anfang ſeines Beweiſes war eine der Mißdeutung zu ſehr unterworfene Forderung;

rung; im Fortgange kamen einige brauchbare Anmerkungen; allein die Hauptgründe wurden entweder zu nachläßig erörtert oder gar vergessen, und was er von der Aehnlichkeit gewisser natürlicher Begebenheiten mit der Auferstehung sagte, gehörte eigentlich unter eine andere Gattung; doch konnte es als Erläuterung einigen Eindruck hervorbringen.

Da der Freund des Verfassers begehrte, er möchte noch mehr von der Religion schreiben: so thut er im zweyten Buche die Thorheit und Ungewißheit des Heidenthums mit derjenigen Leichtigkeit dar, die seine Vorgänger bey dieser Materie gefühlt hatten, indem er sowohl die Fabeln der Götterlehre, als die Widersprüche der heidnischen Philosophen und Dichter ausführlich entwickelt. Ihnen setzt er die Propheten entgegen, welche mit der größten Uebereinstimmung die wahre Religion gelehrt hätten. Besonders gedenkt er desjenigen, was sie von der Schöpfung der Welt melden, über deren Ursprung die Heiden so viel gemuthmaaßt hatten. „Indem Gott, schreibt er, „das in seinen Eingeweiden befindliche Wort bey sich hatte, hat er es mit seiner Weisheit vor allem Uebrigen „gebohren und hervorgebracht. Dieses Wort gebrauchte „er zum Gehülfen der ganzen Schöpfung, und durch dasselbe hat er alles gemacht. Es heißt der Anfang, „(ἀρχὴ. ein Wort, das auch eine Herrschaft anzeigt,) „weil es über alles, was durch dasselbe geschaffen worden „ist, herrschet und gebietet. Da es nun der Geist Gottes ist, und der Anfang, (oder die Herrschaft) die Weisheit und Macht des Höchsten: so hat es sich auf die Propheten herabgelassen, und durch sie von der Schöpfung „der Welt und allem andern geredet. Denn die Propheten waren nicht vorhanden, als die Welt geschaffen wurde; wohl aber die Weisheit Gottes, die in ihm ist, und „sein heiliges Wort, das beständig bey ihm war.„ (Man kann endlich wohl aus dieser Stelle die Lehre von Gott,

Gott, ſeinem Sohne, und dem Geiſte Gottes, wie ſie in der heiligen Schrift vorgetragen wird, herausbringen; aber dunkel und zweydeutig bleibt ſie immer.) Darauf macht **Theophilus** ſehr weitläuftige Anmerkungen über die Schöpfungsgeſchichte **Moſis**. Das Wort **Sabbath** überſetzt er im Griechiſchen eine **Woche**: zwar im Grunde unrichtig; doch nicht ohne entſchuldigt werden zu können. Unter einigen guten Erklärungen finden ſich auch ziemlich ſchlechte. Die Worte: **Im Anfange ſchuf Gott den Himmel**, ſollen ſo viel bedeuten: **Er ſchuf ihn durch das Wort, welches der Anfang iſt.** Den Geiſt Gottes, der auf dem Waſſer ſchwebte, hält er mit andern Lehrern der alten Kirche vor die Luft, oder ſonſt vor irgend einen Lebensgeiſt. Eine lange Vergleichung der Welt mit dem Meere, Gottes mit der Sonne, und des Menſchen mit dem Monde, nebſt andern allegoriſchen Deutungen, oder vermeinten Urſachen der göttlichen Handlungen, ſind ſehr ermüdend. Merkwürdiger iſt es, daß **Theophilus** in den drey Tagen, welche vor der Schöpfung der beyden großen Lichter hergiengen, Vorbilder **der Dreyheit Gottes** (τῆς τριάδος τῦ Θεῦ,) nemlich **Gottes**, des **Worts**, und der **Weisheit** findet: und jeder Nahme kommt hier zum erſtenmale bey einem chriſtlichen Schriftſteller vor. Nach dem Verfaſſer hat Gott die Worte, **Laſſet uns Menſchen machen**, zu ſeinem Worte und zu ſeiner Weisheit geſprochen. Von einem gleich vermiſchten Werthe ſind ſeine Erläuterungen über die erſte Geſchichte des Menſchen, welche er bis zum Urſprunge der Städte und Königreiche fortführt. So antwortet er auf die Einwendung, daß Gott, der in keinem Orte eingeſchloſſen werden könne, gleichwohl im Paradieſe herumgegangen ſeyn ſollte: Nicht Gott, der Vater aller Dinge, ſondern ſein Wort, durch welches er alles geſchaffen hat; das, als die Macht und Weisheit des Vaters, die Perſon (τὸ πρόσωπον) deſſelben annimmt, iſt in der Perſon Gottes in

das

das Paradies gekommen, und hat mit dem **Adam** geredet. Daher ſagte auch dieſer: **Ich habe deine Stimme gehöret**; denn was kann man ſonſt unter dieſer Stimme verſtehen, als das Wort Gottes, das ſein Sohn iſt?„ Auch behauptet er, Gott habe den Menſchen weder ſterblich noch unſterblich, ſondern nur beyderley Zuſtandes fähig geſchaffen und mit einem ganz freyen Willen. Durch ſeinen Ungehorſam hingegen habe ſich der Menſch den Tod zugezogen, (den eigentlich der Teufel, indem er dem **Cain** den Brudermord eingab, in die Welt brachte;) durch Gehorſam gegen Gottes Willen aber könne er ſich das ewige Leben erwerben. Mit den Lehren der Propheten vergleicht er noch eine große Anzahl von Verſen der **Sibylle**, und manche wahre Gedanken der heidniſchen Schriftſteller, die ſie aber von den Propheten entlehnt haben ſollen.

Autolycus änderte ſeine Geſinnungen auf dieſe beyden Bücher ſeines Freundes nicht; er glaubte inſonderheit, daß die heiligen Schriften der Juden, die derſelbe ſo oft angeführt hatte, ſehr neu und jung wären. Den herrſchenden Verleumdungen ſeiner Zeit gegen die Chriſten gab er auch noch immer Gehör. Dieſes bewog den **Theophilus**, das **dritte Buch** hinzu zu fügen. Um jene Vorurtheile darinne zu beſtreiten, greift er zuerſt die heidniſchen Schriftſteller, die ſein Freund den jüdiſchen vorzog, mit einem beynahe unmäßigen Eifer an. Er ſucht zu zeigen, daß dieſelben, weil ſie dasjenige, was ſie berichten, weder ſelbſt geſehen, noch von denen, welche es geſehen hatten, vernommen haben; dagegen ſehr uneinig und unbeſtändig in ihren Lehrſätzen geweſen ſind, und die ſchändlichſten Laſter gebilliget haben, daß ſie wegen dieſen Urſachen unnütz und ſchädlich ſind. Wie weit vortrefflicher aber die chriſtliche Religion ſey, beweiſet er durch einen kurzen Abriß ihrer Sittenlehre aus dem Alten und Neuen Teſtamente. Dieſer dient ihm zugleich dazu, das

Unwahr-

Unwahrſcheinliche in den Beſchuldigungen darzuſtellen, als wenn die Chriſten Unzucht und Mordthaten begiengen. Zuletzt thut er mit beſonderm Fleiße, in einem Auszuge der ganzen Geſchichte und Zeitrechnung bis auf ſeine Zeiten dar, daß die Schriften der Propheten allerdings ſo alt ſind als ſie ausgegeben werden: und in eben dieſer Unterſuchung deckt er die Verwirrung und Ungewißheit der älteſten heidniſchen Geſchichte auf. Ueberhaupt iſt dieſer nicht ſchwere Beweis gut geführt worden; aber in einzelen Stücken manchmal verunglückt. **Theophilus** giebt auch noch zwo Urſachen an, warum die griechiſchen Schriftſteller die Geſchichte nicht wie die heiligen Bücher der Juden erzählen. Die erſte ſucht er darinne, weil die Griechen ſpät mit der Kunſt zu ſchreiben bekannt geworden ſind; und die andere in ihrer Abneigung gegen die Wahrheit, an deren Stelle ſie Fabeln und nichtswürdige Dinge aufſuchten. Man ſieht, wie mittelmäßig dieſes Werk ſey; aber auch ſolche Arbeiten, in denen es doch ebenfals manche hervorſtechende Stellen gab, leiſteten gegen eine Religion, wie die heidniſche war, ihre Dienſte.

Meiſtentheils ſetzt man in eben dieſe Zeiten, bald nach dem Jahre 170, einen chriſtlichen Weltweiſen **Hermias**, der eine kleine griechiſche Schrift, **Verſpottung der heidniſchen Philoſophen**, hinterlaſſen hat. Man kann zwar dieſe Meynung nicht widerlegen; aber auch diejenigen nicht völlig, welche ihn erſt in das folgende Jahrhundert ſtellen möchten. Es kann ſeyn, daß er die Spöttereyen, welche **Tatianus**, ein Schüler **Juſtin des Märtyrers**, über die griechiſchen Weltweiſen, in ſeiner Rede wider die Heiden, angebracht hatte, nachzuahmen ſuchte, wie man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit angemerkt hat. Genug, daß es ihm weder an ſchalkhaftem Witze nnd Beredſamkeit, noch an einer treffenden Auswahl fehlt. Seine Hauptabſicht iſt dieſe, die große Uneinigkeit der griechiſchen Philoſophen lächerlich zu machen,

chen, und zuzeigen, daß eben deswegen alle ihre Unterſuchungen endlich unnütz ſind. Sie ſind, ſagt er, über die Natur der Seele, über ihr höchſtes Gut und ihre Unſterblichkeit, auch über die erſten Beſtandtheile und den Grundſtoff, aus welchem die Welt gebildet worden iſt, in beſtändigem Streit mit einander begriffen. Bey dieſer letztern Materie hält er ſich am längſten auf: und die ganze Schrift macht ſelbſt Kennern der philoſophiſchen Geſchichte einiges Vergnügen. Der Vorwurf gegen den **Hermias**, auf den man gefallen iſt, daß er nicht bloß über die widerſprechenden und ungereimten Lehrſätze ſpotten; ſondern zugleich beſſere aus vernünftigen Gründen hätte vortragen ſollen: dieſer Vorwurf ſcheint unbillig zu ſeyn, weil ſein Endzweck nicht mehr von ihm verlangte, als er gethan hat, und weil er ſogar ſtillſchweigend die Heiden auf die chriſtliche Religion, als auf die Quelle geſündeter Begriffe, verweiſen konnte. Mit mehrerm Rechte könnte man ſagen, daß er aus den Zwiſtigkeiten der Philoſophen nicht auf eine gänzliche Ungewißheit oder Falſchheit aller ihrer Lehren hätte ſchließen ſollen. Allein ſolche Fehltritte ſind faſt das ordentliche Schickſal derer, welche nur über gewiſſe Meinungen lachen, nicht ſie ernſthaft prüfen und widerlegen wollen. Und **Hermias** beſchämte wohl die heidniſchen Philoſophen eben ſo wenig, als die Chriſten dadurch beunruhigt werden könnten, wenn ein Feind ihrer Religion behauptete, ſie wäre durchaus ungegründet, weil ſo viele Streitigkeiten über dieſelbe geführt worden ſind. Auch dieſe Schrift befindet ſich in der Cölner Ausgabe des **Juſtinus**. Der Benediktiner **Maran** hat ſie gleichfalls in ſeiner Ausgabe der Werke dieſes Schriftſtellers (p. 401. ſq) mit einer Ueberſetzung und mit Anmerkungen abdrucken laſſen: und erſt im Jahr 1764 iſt ſie vom **Johann Chriſtoph Dommerich** mit älterer Herausgeber und ſeinen ſehr weitläuftigen Erläuterungen wieder ans Licht geſtellt worden.

Mehr als alle Schutzſchriften chriſtlicher Lehrer oder Angriffe derſelben auf das Heidenthum, würde eine Begebenheit des Jahrs 174 zum Vortheil der Chriſten bey dem Kaiſer gewürkt haben, wenn ſie völlig nach der Beſchreibung ihrer Schriftſteller ausgefallen wäre. Marcus Aurelius ſetzte in dem gedachten Jahre ſeinen Krieg mit den Marcomannen und Quaden, Völkern, die in dem heutigen Böhmen und Mähren ihren Sitz hatten, fort. Sie waren in Pannonien, (welcher Nahme damals einen großen Theil vom heutigen Ungarn, Oeſterreich und andern ſüdlichen Ländern begriff,) eingedrungen, und ſtanden jenſeits des Fluſſes Gran. Nachdem ſie der Kaiſer geſchlagen hatte, ward er von ihnen beym Nachſetzen in eine enge unfruchtbare Gegend gelockt, von allen Seiten eingeſchloſſen, und gerieth mit ſeinem Heere, das unter einer brennenden Hitze einen gänzlichen Mangel an Waſſer litt, in die äußerſte Noth. Plötzlich aber fiel ein ungemein ſtarker Regen, und die Römer erquickten ſich an dem aufgefangenen Waſſer. Ein Hagelwetter folgte gleich darauf, das durch häufigen Blitz und Donner noch fürchterlicher wurde. In dieſen Umſtänden fielen die Deutſchen das römiſche Heer an; ſie wurden aber nicht nur von demſelben überwunden, ſondern auch durch das Ungewitter, welches ſie allein betraf, zu Grunde gerichtet.

Heidniſche und chriſtliche Geſchichtſchreiber kommen in dieſer Erzählung, die ſchon wunderbar genug klingt, beynahe völlig mit einander überein. Aber wenn ſie die Urſachen und Folgen des außerordentlichen Vorfalls angeben, ſo entſteht ein deſto größerer Unterſcheid zwiſchen ihnen, der ſich auch in ausgeſchmückten Nebenumſtänden zeigt. Dio Caßius verſichert nach einem öffentlichen Gerüchte, (in Excerpt. Xiphil. L. LXXI. p. 274. ſq. edit. Henr. Steph.) ein Egyptiſcher Zauberer, in dem Gefolge des Kaiſers, habe durch ſeine Künſte und Beſchwörungen den Regen hervorgebracht. Er ſetzt auch

hinzu,

hinzu, der Bliz habe die Römer gar nicht berührt, oder ſey, wenn er ſich ihnen genähert, ſogleich verſchwunden; den Barbaren hingegen wäre der Regen ſo wenig zu ſtatten gekommen, daß er ſie vielmehr gleich dem Oehle nur mehr entzündet, und genöthiget hätte, bey den Römern allein ein hülfreiches Waſſer zu ſuchen. Weit wahrſcheinlicher meldet **Capitolinus**, (in vita Marci Aurelii, c. 24.) und nachher wiederholen es auch ſpätere heidniſche Schriftſteller, wie **Themiſtius** und **Claudianus**, das Gebet des Kaiſers habe die ſeinigen aus ihrem Elende gerettet, und den Feinden die Strafe des Himmels zugezogen. In der That würde man dabey eben keine unüberſteiglichen Schwierigkeiten finden, zu glauben, daß Gott das Gebet dieſes nach ſeiner Einſicht und ſeinen Kräften tugendhaften Kaiſers erhört habe.

Allein die chriſtlichen Schriftſteller ſehen alle den Sieg des **Marcus Aurelius** als ein Wunder an, das Gott zur Ehre der chriſtlichen Religion habe geſchehen laſſen. **Euſebius** erzählt, (H. E. L. V. c. 5.) bey der großen Gefahr des römiſchen Heeres habe ſich die Legion, welche **Melitina** hieß, und welche wegen ihres Glaubens noch bis auf ſeine Zeit geblieben ſey, nach der Gewohnheit der Chriſten auf die Kniee niedergeworfen, und habe Gott um Hülfe gebeten. Darauf wären die Feinde durch plözlich hervorſchießende Blize in die Flucht geſchlagen; die Römer aber durch einen ihnen unentbehrlichen Regen erfriſcht worden. „Selbſt heidniſche Geſchichtſchreiber, fährt er fort, haben dieſes Wunder berichtet; aber ſie haben nicht geſtanden, daß es auf das Gebet der Unſrigen erfolgt ſey. Unſere Schriftſteller hingegen, welche die Wahrheit lieben, haben die Sache einfältig und aufrichtig beſchrieben. Darunter gehört **Apollinaris**, welcher ſagt, die Legion, durch deren Gebet dieſes Wunder ausgewürkt worden, habe daher von dem Kaiſer den Beynahmen **der donnernden** oder **blizenden** (fulminatrix,

natrix, fulminea,) bekommen. Auch **Tertullianus** iſt ein brauchbarer Zeuge dieſer Begebenheit, die er noch mit einem ſtärkern Beweiſe bekräftiget. „ **Euſebius** führt die Worte deſſelben an, und ſetzt nach dieſem allem etwas unerwartet hinzu: Jedermann mag davon halten, was ihm gefällt!

Würklich iſt auch ſeine Nachricht, mitten unter den Zeugen, auf welche er ſich beruft, noch ſehr verdächtig. Man kann gar nicht zweifeln, daß es ſchon ſeit der Regierung des **Auguſtus** eine Legion in Cappadocien gegeben habe, die den Nahmen der **donnernden** führte. Auf der andern Seite iſt es höchſt unglaublich, daß eine ſo große Schaar Soldaten aus lauter Chriſten beſtanden haben ſollte. Weder die Anhänger dieſer Religion würden ſie, bey ihrer Abneigung gegen Kriegsdienſte, ſo leicht ausgefüllt; noch würden es die Heiden verſtattet haben. Die Wahrheitsliebe, welche **Euſebius** an den chriſtlichen Schriftſtellern rühmt, kann überhaupt wohl zugegeben werden; und beweiſet doch hier, wo es auf die Ehre ihrer Parthey ankommt, nicht mehr als anderswo, weil ſie ſich oft mit der Leichtgläubigkeit nicht übel vertrug. Eine ſolche Verſicherung iſt auch deſto unnützer, je mehr Recht die Heiden hatten, ſie auf ihre Schriftſteller ebenfals anzuwenden: nicht zu gedenken, daß dieſe ſogar genöthigt geweſen wären, den Chriſten in dieſem Falle Gerechtigkeit zu erweiſen, wenn ſie ihnen der Kaiſer ſelbſt durch einen ſo rühmlichen Beynahmen bereits hätte wiederfahren laſſen. Der Geſchichtſchreiber führt den **Apollinaris** an, ohne zu beſtimmen, welcher es von denen ſey, die dieſen Nahmen getragen haben. Aber wenn man gleich den obengedachten Verfaſſer der Schutzſchrift darunter verſtehen kann; ſo reicht doch ſein Anſehn nicht zu, den ſpätern Urſprung des oftgenannten Beynahmens glaubwürdig zu machen. Endlich ſcheint **Euſebius** ſelbſt

ſelbſt durch ſeine letzten Worte anzuzeigen, daß er dieſe Geſchichte nicht vor Zweifelfrey gehalten habe.

Dennoch verdient die Stelle, die er aus dem **Tertullianus** (Apologet. c. 5.) als wichtig beybringt, noch eine beſondere Unterſuchung. Zu einem Beweiſe, ſagt dieſer Schriftſteller, daß die Chriſten unter den Kaiſern ſogar Beſchützer gehabt haben, dient das Schreiben des **Marcus Aurelius**, worinne er ein Bekenntniß ablegt, daß der Regen, welcher jenen Durſt im Kriege mit den deutſchen Völkern gelöſcht hat, **wohl möchte** durch das Gebet der chriſtlichen Soldaten erlangt worden ſeyn. Nicht zu gedenken, wie redneriſch dieſe ganze Stelle **Tertullians** abgefaßt ſey, ſo fällt es in die Augen, daß er dem Kaiſer nur ein muthmaaßliches Geſtändniß dieſer Art beylege. An einem andern Orte (ad Scapul. c 4.) ſchreibt er noch einmal dieſen Regen dem Gebete der Chriſten zu, und ſchweigt dagegen von dem Schreiben des Kaiſers, das er entweder nicht geſehen hatte; oder in welchem ihm die Erzählung des Wunderbaren überhaupt dazu dienen mußte, ſie als ein verſtecktes Zeugniß für die Chriſten auszulegen. In der erſtern Stelle meldet er auch noch, der Kaiſer habe zwar die Chriſten nicht öffentlich von aller Strafe losgeſprochen; allein er habe doch dieſelbe auf eine andere Art gehoben, und ihre Ankläger zum Tode verurtheilt. Wenn nicht hier **Antoninus Pius**, deſſen Verordnung zum Beſten der Chriſten oben (S. 15. fg.) mitgetheilt worden iſt, mit **Antonin dem Philoſophen** vermiſcht wird: ſo iſt **Tertullianus** der einzige Alte, der dieſe Nachricht giebt, die einer andern vom **Melito**, wie man geſehen hat, widerſpricht.

Viele hundert Jahre nach dieſen chriſtlichen Schriftſtellern, ſuchte **Xiphilinus** den ſchon angebrachten Bericht des **Dio Caßius**, in ſeinen Auszügen aus demſelben, zu verbeſſern. Er weiß noch mehr Umſtände, als

ſeine Vorgänger, wie man ſolches von Zeiten, die ſo reich an wunderbaren Erzählungen waren, als die ſeinigen, ſchon erwartet. Den Oberſten der Leibwache läßt er dem Kaiſer melden, man ſagte, daß die Chriſten alles durch Gebet ausrichten könnten, und er habe eine ganze chriſtliche Legion unter ſeinem Heere. Marcus Aurelius bittet ſie, ihren Gott um Hülfe anzuflehen. Nachdem die Chriſten ſo glücklich erhört worden waren, gab er ihnen zu Ehren eine Verordnung, und nannte dieſe Legion die donnernde. Es ſoll auch, fügt Xiphilinus hinzu, ein Schreiben des Kaiſers über dieſe Sache vorhanden ſeyn. — Hier braucht es wohl kaum erinnert zu werden, daß ein ſo ſpäter Geſchichtſchreiber, der keine neue Beweiſe angiebt, weder im Stande ſey, die ältern Nachrichten zu beſtätigen, noch für die ihm eigenen Glauben zu verlangen.

Ein doppeltes noch übriges Denkmal von dieſer Begebenheit iſt auch denen nicht günſtig, welche ſie nach der Art der alten Chriſten vorſtellen. Man hat ein Schreiben des Marcus Aurelius an den römiſchen Senat, in welchem er dieſelbe noch viel weitläuftiger zum Ruhm der Chriſten erzählt, und mit einem Verbote ſchließt, daß niemand weiter dieſelben, bloß um ihrer Religion willen, anklagen ſollte. Allein dieſes Schreiben, das ordentlich der erſten Schutzſchrift Juſtin des Märtyrers beygedruckt wird, verräth ſchon durch die griechiſche Sprache, in der es aufgeſetzt iſt, noch mehr aber durch ſeinen zum Theil ungereimten oder ſehr unwahrſcheinlichen Inhalt, der ſogar mit der gewöhnlichen Erzählung ſtreitet, eine grobe Erdichtung. Da nicht allein Tertullianus und Xiphilinus ein Schreiben des Kaiſers über dieſe Geſchichte anführen; ſondern ſelbſt Dio Caßius meldet, daß er dieſelbe dem Senat berichtet habe: ſo iſt es gar nicht zu verwundern, daß an die Stelle ſeines ächten Schreibens, darinne er der Chriſten nicht gedacht hatte,

einer

einer von ihnen ein deſto rühmlicheres für ſeine Parthey aufgeſetzt hat. Das gewiſſere Denkmal iſt die Ehrenſäule des **Marcus Aurelius**, die man noch zu Rom ſieht, und auf welcher unter andern auch die Soldaten abgebildet ſind, welche den erwünſchten Regen auffangen; aber nichts vorkommt, woraus man ſchließen könnte, daß den Chriſten einiger Antheil daran wäre zugeſtanden worden. Hätte der Kaiſer dieſes letztere gethan; er würde ſie zugleich vor Erretter des Reichs erkannt haben: ihre ſo allgemein bekannte und unleugbare Wohlthat müßte die ausnehmendeſten Würkungen zu ihrem Vortheil gethan haben; aber die Geſchichte ſagt von keiner einzigen etwas: ſie hat vielmehr ganz widrige aufbehalten.

Außer demjenigen alſo, worinne heidniſche und chriſtliche Schriftſteller bey dieſer Begebenheit mit einander übereinkommen, bleibt nur folgendes zu vermuthen übrig. Als das Römiſche Kriegsheer ſeinen Untergang vor den Augen ſah, haben ohne Zweifel ſowohl die Heiden als die Chriſten in demſelben, dieſe Gott, jene ihre Götter um Beyſtand angerufen. Die erbetene Hülfe kam; das Unverhoffte derſelben beförderte den entſcheidenden Ausgang, indem die Römer gleich ſtark durch dieſelbe aufgemuntert, ihre Feinde aber, welche ſie vor verloren hielten, erſchröckt und niedergeſchlagen wurden. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß man den Regen und das Ungewitter vor ein Wunder erklärte; daß beyde Religionspartheyen ſolches vor eine Folge ihres Gebets hielten. Einige Chriſten hörten überdieß von der **donnernden** oder **Blitze ſchießenden Legion**: ſie ſchloſſen zu geſchwind, daß ſich dieſer Nahme von der durch ſie erlangten Luftveränderung herſchreibe, und daß die Heiden ſolches zu unterdrücken ſuchten. Nachdem der Anfang gemacht war, ein Wunder zu glauben, folgten ähnliche Zuſätze von ſelbſt nach. Wenn die chriſtlichen Schriftſteller eine zuverläßige Abſchrift von dem Schrei-

ben des Kaiſers beygebracht, oder wenn **Athenagoras**, der ſo wenige Jahre nach dieſer Begebenheit ſchrieb, ihrer deutliche Meldung gethan hätte: ſo würden wir keiner Muthmaaßungen benöthigt ſeyn. Unterdeſſen verliert ſich doch nach und nach die Uneinigkeit der neuern Gelehrten über dieſe Geſchichte. Die Streitſchriften des **Wilh. Moyle**, der vieles in der chriſtlichen Nachricht zweifelhaft findet, und des **Pet. King**, der ſie vertheidigt, hat **Mosheim** aus dem Engliſchen überſetzt, und mit ſeinen Anmerkungen (in Syntagm. Diſſertat. ad diſcipl. ſanctior. pertinentium, p. 621. ſq.) herausgegeben. Der letztern Meinung hatten ſich ehemals auch **Hermann Witſius**, (in Aegyptiacis) und **Johann Frick** (Diſſert. de Legione fulminatrice, in Meletemat. variis,) mit vieler Geſchicklichkeit angenommen; allein die gemeine Erzählung iſt, außer dem **Moyle**, durch die Prüfung des **Clericus**, (Hiſt. Eccl. Sec. II. p. 744-753.) **Baumgartens**, (Diſſert. II. de Leg. fulminat.) und **Mosheims**, (l. c. ingleichen in den Comment. p. 248. ſq.) am meiſten geſchwächt worden.

Daß die Heiden ſeit dem bewundernswürdigen Siege des Kaiſers, ſelbſt in Gegenden, wo ſie ihn bald und genau erfahren konnten, keine gütigern Geſinnungen gegen die Chriſten angenommen haben; davon iſt die grauſame Verfolgung ein Beweis, welche im Jahr 177 über die Gemeinen zu Lugdunum (jetzt Lyon) und Vienna in Gallien ergieng. Sie ſelbſt haben den Chriſten in Klein Aſien und Phrygien durch ein Schreiben Nachricht davon ertheilt, von welchem **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. V. c. 1. 2. 3.) den größten Theil erhalten hat. Zuerſt fiel der Pöbel, (man weiß keine andere Urſache, als deſſen alten Religionshaß,) die Chriſten zu Lugdunum an, verjagte ſie von allen öffentlichen Plätzen, und mißhandelte ſie ſowohl am Leibe, als an ihren Gütern. Eine Anzahl derſelben ward in Gegenwart des Volks vor den Oberſten

der

der Soldaten und vor die Obrigkeit geführt: nachdem ſie daſelbſt bekannt hatten, daß ſie Chriſten wären, wurden ſie bis zur Ankunft des Statthalters ins Gefängniß gebracht. Dieſer aber begegnete ihnen ſo unmenſchlich hart, daß **Epagathus**, einer von den umſtehenden Chriſten, um Erlaubniß bat, ſie vertheiden zu dürfen. Anſtatt dieſelbe zu erhalten, fragte ihn der Statthalter bloß, ob er auch ein Chriſt ſey? und ließ ihn auf ſein Geſtändniß, unter die übrigen Gefangenen, (die Chriſten nennen ſie in ihrem Schreiben, **Märtyrer**,) ſtellen. Von dieſen fielen zehn, die vermuthlich noch nicht lange bekehrt waren, zum Götzendienſte ab, und verringerten dadurch etwas den Muth der noch freyen Chriſten, die ihren gefangenen Mitbrüdern täglich beyſtanden. Die Beſorgniß ward darauf unter den Chriſten allgemein, es möchten noch andere dieſem ſchlimmen Beyſpiele nachfolgen.

Man zog immer mehrere, die anſehnlichſten von beyden Gemeinen, beſonders diejenigen, welche dieſelben geſtiftet hatten, gefänglich ein. Die chriſtliche Religion war alſo noch nicht lange in dieſen Gegenden gegründet worden, und nach der Verſicherung des **Sulpicius Severus**, (Hiſt. S. Lib. II. c. 32.) waren dieſes auch die erſten Märtyrer in Gallien. Einige heidniſche Knechte der Chriſten, die zugleich gefangen geſetzt wurden, ſagten, aus Furcht vor den Drangſalen, welche ihre Herren betrafen, und von den Soldaten angereizt, die abſcheulichſten Verbrechen wider jene aus: unter andern, daß ſie Menſchenfleiſch äßen, und Blutſchande verübten. Sobald dieſes ruchtbar geworden war, erklärten ſich ſelbſt die Heiden, welche bisher, wegen ihrer Bekanntſchaft mit den Chriſten, eine gemäßigte Aufführung beobachtet hatten, gegen ſie; und man fieng mit einer unbeſchreiblichen Wuth an, ſie zu martern.

Vornehmlich waren derſelben **Sanctus**, ein Kirchendiener zu Vienna, **Maturus**, der erſt vor kurzem

ein Chriſt geworden war, **Attalus**, aus Pergamus, den die Chriſten eine Säule und Grundfeſte ihrer Gemeine nennen, und eine Dienſtmagd, **Blandina**, ausgeſetzt. Da die letztere wegen ihres ſchwächlichen Körpers die Chriſten, und beſonders ihre gleichfals gefangene Frau, befürchten ließ, ſie möchte unterliegen: ſo überwand ſie vielmehr durch ihre Standhaftigkeit die Henkersknechte, welche ſie einen ganzen Tag lang peinigten, ohne ihr ein anderes Bekenntniß auszupreſſen, als die Worte: „Ich „bin eine Chriſtinn, und unter uns geſchieht nichts Bö„ſes.„ Gleich vergebens wurden alle Martern am **Sanctus** erſchöpft; auf viele Fragen, die man ihm vorlegte, antwortete er weiter nichts, als daß er ein Chriſt ſey, und dieſes ſey ſein Nahme, ſein Vaterland, und alles, was ihn beträfe. Sein elender Körper hatte ſchon wenig mehr von einer menſchlichen Geſtalt übrig; aber als man ihn wenige Tage darauf durch neue Grauſamkeiten endlich zu überwältigen ſuchte, bekam er plötzlich den Gebrauch ſeiner Glieder und ſeine vorige Geſtalt zurück. Die Heiden ſtellten überdieß auch eine abgefallene Chriſtinn vor dem Volke auf, damit ſie von ihren ehemaligen Glaubensgenoſſen ſchändliche Dinge erzählen möchte; ſie peinigten dieſelbe auch deswegen an ihrem Leibe, und wurden deſto mehr beſchämt, da ſie von der Unſchuld der Chriſten ein Zeugniß ablegte, und ſich wieder zu ihnen wandte: worauf ſie einerley Schickſal mit den übrigen erlitt.

Weil dieſe Verſuche, die Beſtändigkeit der Chriſten wankend zu machen, fehlſchlugen, ſo warf man ſie in ein Gefängniß, wo verſchiedene ihr Leben verlohren; die andern aber, ob ſie gleich eben ſo viel Ungemach ausſtanden, befeſtigten ihren Muth noch mehr. **Pothinus**, der erſte Biſchof der Gemeine zu Lugdunum, damals ein Greis von mehr als neunzig Jahren, und ſowohl durch Alter als Krankheit gänzlich entkräftet, ward gleichfals vor den heidniſchen Richterſtuhl gebracht. Auf Befragen des Statthalters,

halters, wer der Gott der Chriſten ſey? antwortete er: Du ſollſt es erfahren, wenn du deſſen werth ſeyn wirſt. Eine Antwort, die man nicht unehrerbietig gegen die Obrigkeit nennen kann, weil ſie nichts als Ungerechtigkeit gegen die Chriſten blicken ließ, und würklich weder eine Belehrung verlangte, noch ihrer fähig war. Allein Pothinus wurde von dem ergrimmten Pöbel ſo übel zugerichtet, daß er zween Tage darauf im Gefängniſſe ſtarb. Unterdeſſen waren auch die abtrünnigen Chriſten ins Gefängniß geführt worden, indem man ſie wegen der erzwungenen Ausſage als Miſſethäter betrachtete: und ihr Gewiſſen machte ſie doppelt unglücklich. Dieſes hatte auch die Folge, daß weiter keiner von denen, die man noch gefangen nahm, Chriſtum verleugnete.

Die eifrigen Bekenner der Religion wurden nun zum Tode geführt: ſie ſollten zum Vergnügen des Volks den wilden Thieren im Amphitheater vorgeworfen werden. Sanctus und Maturus litten dieſe und viele andere Martern daſelbſt, und wurden zuletzt auf einem eiſernen Stuhl verbrannt. Kein Thier hingegen berührte die Blandina: ihre Hinrichtung wurde alſo aufgeſchoben. Den Attalus, als einen ſehr berühmten Chriſten, wollte das Volk ſchlechterdings getödtet wiſſen. Allein der Statthalter, welcher erfahren hatte, daß derſelbe ein Römiſcher Bürger ſey, ſchrieb erſt an den Kaiſer um Verhaltungsbefehle in Anſehung ſeiner und der andern Gefangenen. Der Kaiſer verordnete, daß diejenigen, welche Chriſtum bekenneten, enthauptet, die abgefallenen aber losgelaſſen werden ſollten. Man hat den Kaiſer damit zu entſchuldigen geſucht, daß ihm vermuthlich der Statthalter die Chriſten als die ärgſten Verbrecher werde abgebildet haben: und dieſes iſt ſehr wahrſcheinlich. Allein in der Verordnung des Kaiſers ſcheint doch bloß auf den Nahmen und die Religion der Chriſten geſehen zu werden. Das Urtheil wurde bald vollzogen; doch verbrannte man

den

den Attalus auf einem eiſernen Stuhle; wobey er ſeinen Verfolgern vorwarf, dieſes hieße in der That Menſchenfleiſch verzehren; und auf die Frage, wie Gott heiſſe, antwortete, er habe keinen Nahmen, wie die Menſchen. Einige der abtrünnigen Chriſten bekannten ſich, da man ſie von neuem verhörte, wieder zu ihrer Religion, und wurden auch hingerichtet. Sie ermunterte durch ſeine Blicke ein Arzt aus Phrygien, Alexander, der ſchon lange in Gallien mit vieler Freymüthigkeit und mit apoſtoliſchen Gaben das Chriſtenthum ausgebreitet hatte: ihn traf daher, als er ſich auf Befragen vor einen Chriſten erklärte, ein gleiches Schickſal. Unter andern Märtyrern war auch ein Knabe von funfzehn Jahren: und zuletzt erduldete Blandina, nach neuen Quaalen, den Tod ſo ſtandhaft, daß die Heiden ſelbſt geſtehen mußten, nie habe eine Frauensperſon unter ihnen ſo ſehr viel und mancherley gelitten.

Die Erbitterung der Heiden hörte mit dem Tode der Chriſten nicht auf: und auch dieſes iſt ein Kennzeichen, daß man ſie damals aus Religionsgründen verfolgt habe. Man warf die Leichname derer, welche im Gefängniſſe umgekommen waren, den Hunden vor, und bewachte ſie, damit ſie nicht begraben würden. Was von den Hingerichteten übrig geblieben war, wurde auf gleiche Art den Chriſten entriſſen, die vergebens Bitten und Geld verſuchten, um ihrer habhaft zu werden, und ſehr betrübt waren, daß ſie dieſelben nicht begraben durften. Manche Heiden knirſchten noch vor Wuth gegen dieſe traurige Reſte; andere ſpotteten ihrer, indem ſie ihre Götter prieſen, welche, wie ſie ſagten, die Märtyrer zur Strafe gezogen hätten. Es gab auch einige, welche ſie zu bedauern ſchienen, und ausriefen: „Wo iſt ihr Gott? Und was hat ihnen dieſe „Religion geholfen, die ſie ihrem Leben ſelbſt vorgezogen „haben?„ Sechs Tage darauf verbrannte man alle Ueberbleibſale der Chriſten, und ſtreuete ſie in die Rhone,

(oder

(oder den Rhodanus.) So glaubten die Heiden, ſie um alle Hoffnung der Auferſtehung zu bringen, auf welche ſie ſich, wie jene ſagten, verließen, indem ſie eine neue und fremde Religion einführten, und dem Tode unter allen Martern getroſt entgegen giengen. Im übrigen iſt dieſer Bericht der Chriſten zu Lugdunum und Vienna im Ganzen betrachtet, nicht unglaublich. Hin und wieder giebt es redneriſche, auch durch Ausdrücke der heiligen Schrift noch erbaulicher abgefaßte Stellen: und die verdächtigere von einer göttlichen Offenbarung, die Attalus erhalten haben ſollte, iſt oben bereits angemerkt worden. Aber daß die Verfaſſer dieſes Schreibens nicht bloß für die Ehre ihrer Gemeinen geſorgt haben, zeigt das Geſtändniß von dem Abfall verſchiedener Mitglieder derſelben an. Die feyerlichen Spiele, welche eben damals zu Lugdunum begangen wurden, eine Zeit, zu welcher das römiſche Volk meiſtentheils ſehr frech und ausgelaſſen war, machen den grauſamen Muthwillen auch begreiflich, den es an den Chriſten ausgeübt hat. Ein Schein von Gerechtigkeit und richterlicher Unterſuchung kam hinzu, und die gegen die Chriſten übel geſinnte Obrigkeit hintergieng vermuthlich auch den Kaiſer.

Aus eben dieſem Schreiben der beyden Gemeinen führt Euſebius noch einiges von dem Betragen der gefangenen und ſchon gepeinigten Chriſten an. Sie gaben es durchaus nicht zu, daß ihre Mitbrüder ſie Märtyrer hießen: Dieſer Nahme, ſagten ſie, gebühret nur Jeſu Chriſto, dem treuen und wahren Zeugen: ſo nannten ſie ihn mit dem Buche der Offenbahrung Johannis. Auch denen Chriſten, ſetzten ſie hinzu, deren Bekenntniß Chriſtus durch den Todt gleichſam verſiegelt hat, kommt dieſer Nahme zu; wir aber ſind nur ſchlechte Bekenner. Der Unterſcheid dieſer Benennungen (martyr et confeſſor) wurde würklich unter den Chriſten dieſer Zeit nicht ſo genau beobachtet, und meiſtentheils

hießen

hießen alle zum Tode erſt beſtimmten, Märtyrer. Man hat bereits an einem andern Orte (Th. II. S. 229.) den Grund dieſes Nahmens geſehen. Nach der hebräiſchartigen Bedeutung des Worts (μάρτυς) konnte man zwar darunter einen Lehrer verſtehen. Aber Chriſtus ſelbſt legte das erhabenſte Zeugniß von ſeiner göttlichen Sendung durch Lehren und Wunder ab; die Apoſtel waren ſehr bewährte Zeugen ſeiner Religion und Geſchichte; alle Chriſten ſogar, die lieber den Tod wählten, als daß ſie ſeinen Glauben verleugnet hätten, konnten gewiſſermaaßen Zeugen von der Wahrheit deſſelben heißen. Kein Wunder iſt es alſo, daß man dieſen letztern den Nahmen der Märtyrer zugeeignet hat, und daß derſelbe ſo ehrwürdig bey den Chriſten geworden iſt. Gegen die Unglücklichen, welche vom Chriſtenthum abgefallen waren, bald aber verlangten, in ihre Gemeine wieder aufgenommen zu werden, bezeigten ſich dieſe leidenden Chriſten ſehr gütig und beſcheiden, indem ſie ihnen ſelbſt vergaben, und auch den übrigen die Verſöhnlichkeit mit ihnen empfohlen.

Geſchichte des Tatianus und der Enkratiten.

Es gehörte offenbar zu dem mannichfaltigen Nutzen, den die Verfolgungen der erſten Chriſten ſtifteten, daß ſie dieſelben liebreicher und demüthiger machten, überhaupt aber ſie ungemein in dem Eifer für Religion und Tugend ſtärkten. Deſto ſonderbarer könnte es ſcheinen, daß eben zu ſolchen Zeiten ein gelehrter und gottſeeliger

liger Mann unter ihnen, der das Chriſtenthum ſogar in einer Schrift gegen die Heiden vertheidigte, ſich ſehr weit von demſelben entfernet hat. Aber auch dieſes Beyſpiel zeigte, daß alles für den wahren Glauben der Chriſten zu befürchten ſey, wenn ſie nicht unveränderlich ſtreng bey den Lehren Jeſu und der Apoſtel verblieben; und daß ſie immer mehr gegen die Einfälle auch ihrer gutmeinenden und verdienten Lehrer auf ihrer Huth ſtehen müßten.

Tatianus, ein gebohrner Heide aus Aſſyrien, der ſich in der griechiſchen Gelehrſamkeit und beſonders Philoſophie ſehr geübt hatte, auch viele Reiſen vornahm, theils um ſeine Wiſſenſchaft zu erweitern, theils um an den geheimen Religionsübungen mancher Länder Antheil zu nehmen, bekannte ſich endlich zu Rom, wie es ſcheint, zu dem chriſtlichen Glauben. Die Menſchenopfer und andere Greuel des Heidenthums brachten ihm, wie er ſelbſt erzählt, (Orat. contra gentiles, c. 29.) einen Abſcheu gegen daſſelbe bey. Darauf fielen ihm die Schriften der jüdiſchen Propheten in die Augen: er fand, daß ſie älter und eines göttlich richtigern Inhalts wären, als die Werke der Griechen; ihm gefiel die Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit ihrer Verfaſſer, die faßliche Art, mit welcher ſie die Schöpfung der Welt erklärten, ihre Vorausſehung des Künftigen, die Vortrefflichkeit ihrer Vorſchriften, und die Herrſchaft eines einzigen Gottes über alles, welche ſie lehrten. Auch vernahm er von ihnen mit Vergnügen, wie ſich die Menſchen der harten Knechtſchaft, in welche ſie gefallen wären, entreißen könnten.

Damals diente **Juſtin der Märtyrer** der chriſtlichen Religion zu Rom. **Tatianus** wurde ſein Freund, bediente ſich ſeines Unterrichts, und leiſtete ihm in dem Streite mit dem Philoſophen **Creſcens** Beyſtand; er entgieng jedoch den Nachſtellungen des letztern, die ſeinem Lehrer das Leben koſteten. Er lehrte hierauf noch eine

Zeit-

Zeitlang zu Rom als ein Nachfolger deſſelben, und kehrte endlich in ſein Vaterland zurück, wo er, wie man einige Urſache zu glauben hat, gegen das Jahr 176 geſtorben ſeyn ſoll. Von den vielen Schriften, welche er hinterlaſſen hat: von einer **Harmonie** oder **Uebereinſtimmung der vier Lebensbeſchreibungen Jeſu mit einander**, worinne er das Geſchlechtsregiſter Jeſu, und alle Stellen, in denen er der Sohn **Davids** heißt, wegließ; von einem Buche **wider diejenigen, welche in göttlichen Dingen nicht ſchlechterdings glauben wollten**: von einem andern **über die Vollkommenheit nach den Lehren Chriſti**, worinne er die Ehe verwarf, und verſchiednen andern, deren Aufſchriften zum Theil unbekannt ſind, hat ſich nur die merkwürdigſte unter allen, ſeine **Rede gegen die Griechen** oder **Heiden**, erhalten.

Sie hat zur Hauptabſicht, das Alterthum und den hohen Werth der chriſtlichen Religion vor der heidniſchen zu behaupten. **Tatianus** wirft den Griechen zuerſt vor, daß ſie keine Urſache hätten, auf die Wiſſenſchaften und Künſte ſtolz zu ſeyn, indem dieſelben von den Barbaren erfunden, von ihnen aber gemißbraucht und verfälſcht worden wären, unter andern die Philoſophie; bey welcher Gelegenheit er ihre Philoſophen verſpottet. Man ſieht, wie gerne ſich die chriſtlichen Schriftſteller bey dieſer Materie, die ihnen ſo viele Vortheile über die Heiden gab, verweilten; aber die ganze Anmerkung von den ſinnreichen Erfindungen wird hier etwas partheyiſch ausgeführt. Dagegen folgt nun eine Vorſtellung der chriſtlichen Lehre von Gott und ſeinem Sohne: ohngefähr eben ſo **Platoniſch** abgefaßt, wie diejenige, welche man bereits an **Juſtin dem Märtyrer**, am **Athenagoras**, und am **Theophilus von Antiochien**, kennen gelernet hat. Nur hat man zugleich zu bemerken geglaubt, daß **Tatianus** auch das alte philoſophiſche Lehrgebäude von dem Ausfluſſe

aller

aller Dinge aus dem göttlichen Weſen, und gewiſſe andere Grundſätze der morgenländiſchen Philoſophie, zur Erklärung chriſtlicher Lehren angewandt habe; doch dieſes iſt nicht deutlich genug. Die Erklärungsart des Verfaſſers läuft kurz darauf hinaus, daß das Wort, welches in dem Herrn aller Dinge war, auch mit ihm vermöge der vernünftigen Kraft beſtanden habe; auf ſeinen bloßen Willen aber aus ihm hervorgegangen ſey, und das erſte Werk des Geiſtes, der Anfang der Welt, geworden ſey. Er redet hierauf von der Auferſtehung der Todten, von der Schöpfung der Engel und Menſchen durch das göttliche Wort, und von dem Falle der leztern, welcher dadurch entſtanden ſeyn ſoll, daß ſie den erſtgebohrnen Engel vor einen Gott gehalten haben, aus welchem aber nebſt ſeinen Anhängern böſe Geiſter geworden wären. Nach ſeiner Meinung giebt es zwo Arten von Geiſtern: die Seele, und eine noch vortrefflichere, das Bild Gottes oder die Aehnlichkeit mit ihm. Beyde befanden ſich in den erſten Menſchen; ſo daß ſie theils körperlich wären, theils noch etwas höheres an ſich hatten. Die Seele iſt an ſich nicht unſterblich; ſie kann ſterben und auch nicht ſterben. Wenn ſie die Wahrheit nicht erkennt, ſo ſtirbt ſie, und wird mit dem Leibe aufgelöſet: endlich aber ſteht ſie mit demſelben wieder auf, um beſtraft zu werden. Eine Seele hingegen, welche die Kenntniß Gottes erlangt hat, ſtirbt nicht, wenn ſie gleich eine Zeitlang aufgelöſet wird. Wenn die Seele mit dem göttlichen Geiſte verbunden wird, ſo fehlt es ihr nicht an Hülfe, und ſie kommt an den Ort hinauf, wohin er ſie führet. Anfänglich lebten ſie beyſammen; allein er verließ ſie, weil ſie ihm nicht folgen wollte. Ob ſie gleich einige Ueberbleibſale ſeiner Kraft beybehalten hat; ſo iſt ſie doch, von ihm getrennt, in Irrthümer verfallen. Bey denen aber, ſagt Tatianus, welche gerecht leben, wohnt dieſer Geiſt, vereinigt ſich mit ihrer Seele, und verkündigt den übrigen Seelen verborgene Dinge. Obenhin geleſen, und in der Abſicht den Verfaſſer rechtgläubig zu finden,

wird man dieſes von dem heiligen Geiſte nach den Begriffen der Chriſten verſtehen; aber der ganze Zuſammenhang zeigt, daß Tatianus den unſterblichen Theil des Menſchen den Geiſt und den Geiſt Gottes nenne, welchen er von der Seele unterſcheidet. Was Plato und andere Philoſophen von mehrern Theilen des Menſchen gelehrt hatten, iſt die Quelle dieſer Gedanken, die bis auf die Ausdrücke ſelbſt bisweilen von jenem geborgt ſind, wie unter andern, wenn der chriſtliche Philoſoph ſagt, der vollkommene Geiſt habe der Seele anſtatt der Flügel gedient; nachdem ſie ihn aber durch die Sünde verloren, fliege ſie wie eine Henne, und ſinke zur Erde nieder. In der Folge warnet Tatianus weitläuftig vor den ſchlimmen Würkungen und Betrügereyen der böſen Geiſter. Er vergleicht die Lehre der Chriſten von dem Sohne Gottes, der ein Menſch geworden iſt, mit den thörichten Fabeln von den heidniſchen Göttern, und verlacht die Schauſpiele, die Philoſophen, die unnützen Zänkereyen, und ſelbſt die Geſetze der Heiden: wobey er ebenfals ſtets die Vorzüge der Chriſten dagegen hält, beyläufig auch Vorwürfe wider dieſelben beantwortet. Zuletzt beweiſet er das höhere Alter der chriſtlichen Philoſophie, wie er ſie nennt, vor allen Wiſſenſchaften und Schriftſtellern der Heiden, durch Unterſuchungen über das Zeitalter Moſis und Homers, und ſtreuet Anmerkungen über beyderley Religionen ein.

Seine härtere dunkle Schreibart, der Mangel an Ordnung in dieſem Buche, etwas düſteres und ſchwärmeriſches in der Philoſophie des Verfaſſers, ein glücklicherer Gebrauch ſeiner Gelehrſamkeit wider die Heiden, als bey der Erklärung des Chriſtenthums, dieſes zuſammen bildet uns den Tatianus ſchon vollſtändig genug ab. Und wenn man auch in der eben gedachten Schrift noch keine ſehr merkliche Spuren von gnoſtiſchen Irrthümern mit einigen Neuern antreffen ſollte; ſo iſt es doch nicht befremdlich, daß er ſich bald darauf in dieſelben, zumal

mal in ihrem morgenländiſchen Sitze, verwickelt hat. Irenäus läßt ihn (adv. haeres. L. I. c. 28. ed. Maſſuet.) nach dem Tode ſeines Lehrers, aus ſtolzem Zutrauen auf ſeine Einſichten, ſich verirren; andere geben auch die Gnoſtiker an, durch welche er verführt worden iſt: beydes kann als ungewiß auf die Seite geſetzt werden. Genug, daß er um das Jahr 170 ohngefähr angefangen hat, dem chriſtlichen Glauben öffentlich ungetreu zu werden. Er ſprach von Aeonen, welche der höchſte Gott gezeugt habe, und von einem Weltſchöpfer, der von dieſem unterſchieden ſey. In den heiligen Schriften der Chriſten nahm er willkührliche Veränderungen vor: beſonders verbeſſerte er die Schreibart des Apoſtels Paulus. Es iſt nicht ſchwer zu glauben, daß er noch in mehrern Stücken dem gnoſtiſchen Lehrgebäude ſich genähert habe. So iſt es zwar ungewiß, aber doch nicht unwahrſcheinlich, daß er Jeſu nur einen ſcheinbaren Leib beygelegt habe. Wenigſtens ſtimmt ſeine Sittenlehre mit der gnoſtiſchen überein; ſie übertrift dieſelbe noch an Strenge, weil er allem Anſehen nach durch ſchwermüthige Geſinnungen ſelbſt weiter fortgetrieben wurde. Er hielt den Eheſtand vor ſündlich: andere meinen vielleicht zu glimpflich, daß er ihn nur vor ein großes Hinderniß der Vollkommenheit angeſehen habe. Aber daß er auch deswegen dem Adam die Seeligkeit abgeſprochen habe, weil die Feinde des Eheſtandes zu dieſen Zeiten glaubten, es ſey dieſer unter der verbotenen Frucht zu verſtehen, von welcher Adam aß; dieſes iſt nur eine neuere Muthmaaſſung über jenen ſeltſamen Einfall. Fleiſch und Wein verbot er ebenfals zu genießen, und vertauſchte ſogar im Abendmahl Jeſu den letztern mit Waſſer. Dieſe und andere Nachrichten vom Tatianus haben die alten Lehrer, deren Stellen hier beygefügt werden, (Irenaeus l. c. et L. III. c. 23. Clemens Alexandr. L. I. p. 378. L. III. p. 547. ſq. 553. ed. Potter. Euſebius Hiſt. Eccl. L. IV. c. 16. 21. 28. 29. L. V. c. 13. Hieronymus Catal. ſcript. eccl.

eccl. c. 29. Epiphan. haer. 46. 47. Theodoret. haeret. fabul. L. c. 20.) und andre mehr, hinterlaſſen.

Beyſpiele von den Gründen aufzubehalten, deren er ſich bedient hat, würde eben ſo nützlich geweſen ſeyn. Allein wir wiſſen jetzt weder von dieſen etwas, noch von dem Inhalte der Schriften, durch welche man ihn und ſeine Parthey gar bald beſtritten hat. Dieſe, welche ſich in verſchiedenen Provinzen Aſiens, und, wie es ſcheint, nachmals auch in Italien, Gallien und Spanien ausgebreitet hat, und noch gegen das Ende des vierten Jahrhunderts übrig war, führte außer dem Nahmen der **Tatianiſten**, den noch gewöhnlichern der **Enkratiten**, oder ſolcher Leute, welche eine gewiſſe **Enthaltſamkeit** beobachten. Wegen ihres **Waſſertrinkens** nannte man ſeine Anhänger auch **Hydroparaſtaten**, **Aquarier**, und noch auf andere Art. Doch **Tatianus** hatte die Enthaltung von der Ehe mit ſo vielen andern **gnoſtiſchen** Partheyen gemein, daß man nicht alle, denen der Nahme der **Enkratiten** beygelegt worden iſt, vor ſeine Schüler zu halten braucht. Und ſelbſt unter dieſen entfernten ſich einige durch neue Lehrſätze von den ſeinigen, wie **Severus** und **Caßianus**; wie die **Apotaktiten**, deren Nahme davon herkam, weil ſie dem Beſitze ihrer Güter **entſagten**.

Um die Rede des **Tatianus** wider die Heiden hat ſich vorzüglich **WilhelmWorth** durch ſeine Ausgabe (zu Oxfort, 1700. 8.) verdient gemacht, in welcher ſeine und vieler gelehrten Männer Anmerkungen, nebſt zwo Abhandlungen über dieſen Schriftſteller, befindlich ſind. Auch dasjenige iſt nicht unbrauchbar, was der Benedikt**iner Maran** in der oftgedachten Sammlung der griechiſchen Schutzreden, (wo die Schrift des **Tatianus** p. 243. ſq. abgedruckt iſt,) ſowohl zur Erläuterung derſelben, als in einer beſondern Einleitung, von dem Leben,

den Schriften und Meynungen dieſes Mannes, beygebracht hat. In Deutſchland kann man ſich am leichteſten der oben (S. 48.) angeführten Wittenberger Ausgabe, worinne die griechiſchen **Apologeten** ebenfals beyſammen ſtehen, bedienen. Von Auszügen und Beurtheilungen dieſes Buchs iſt es genug, diejenigen zu nennen, welche **Clericus**, (Hiſt. Eccl. Sec. II. p. 735. ſq.) **Brucker**, (Hiſt. Crit. Philoſ. T. III. p. 378. ſq.) Herr **D. Semler**, (hiſtor. Einleit. in die Geſchichte der chriſtl. Glaubensl. im dritten Hauptſtücke, S. 197. fg.) und Herr **Rösler** (l. c. S. 255. fg.) mitgetheilet haben.

Den Verluſt der Werke anderer chriſtlicher Schriftſteller, die zu dieſer Zeit gelebt haben, empfindet man in der That weit mehr, als man es merken würde, wenn die Rede des **Tatianus** untergegangen wäre. So vermißt man ungern die **Kirchengeſchichte**, welche **Hegeſippus**, wenigſtens nach dem Jahr 170, von dem Tode Jeſu an, bis auf ſeine Zeiten, in **fünf Büchern** geſchrieben hat: das erſte chriſtliche Werk von dieſer Art. Er war von den Juden zum Chriſtenthum übergegangen, und ſein langes Leben reichte noch an das Zeitalter der Apoſtel hin. Zwar ſcheint er nicht vorſichtig genug in der Prüfung der Begebenheiten geweſen zu ſeyn: zu leicht mag er wundervolle Erzählungen und Gerüchte nachgeſagt haben, beſonders in der Geſchichte der Apoſtel. Aber in dem übrigen Theil dieſer Geſchichte fand er lange ſo viele Reizungen nicht, fabelhaft zu werden: und man würde ihn alſo noch auf vielen Seiten nützen können. **Euſebius** (Hiſt. Eccl. Libr. II. c. 23. L. III. 19, 20. 32. L. IV. c. 8. 22.) und **Photius** (Biblioth. cod. 232.) haben etliche Stücke aus ſeinem Werke aufbehalten, wovon ſchon einiger Gebrauch in dieſer Geſchichte gemacht worden iſt. Damit kann auch die Nachricht des **Hieronymus**, (de viris illuſtribus, c. 22.) von dieſem Schriftſteller verglichen werden. **Hegeſippus** that gegen das Jahr 160

eine Reiſe nach Rom, unterredete ſich auf derſelben mit vielen Biſchöfen, und fand, daß die Chriſten noch in allen Gemeinen die Lehre der Propheten und Jeſu ſelbſt beybehielten. Zu Rom, wo damals **Anicetus** Biſchof war, hielt er ſich mehrere Jahre bey demſelben auf. Er ſagt in den angeführten Stellen unter andern etwas von den alten Sekten der Juden, auch beſonders von den jüdiſchchriſtlichen und andern Partheyen der erſten Zeiten, und nennt den **Thebuthis** den erſten unter den Chriſten, der aus Verdruß über die fehlgeſchlagene Hoffnung, Biſchof zu werden, die Kirche durch ſeine Irrthümer beunruhigt hätte. Allein dieſe ganze Nachricht iſt zu mangelhaft und dunkel, als daß man ſie ſicher gebrauchen könnte. Dahin gehört auch diejenige Stelle, wo gemeldet wird, daß er ſeine Beweiſe aus dem **Evangelio der Hebräer** genommen habe; vielleicht aber dient zur Erläuterung derſelben, was in der Geſchichte der **Nazaräer** (Th. II. S. 318. fg.) davon angemerkt worden iſt.

Noch Einſichtsvoller und verdienter um die chriſtliche Kirche, war gleichfals während der Regierung des **Marcus Aurelius**, ein Biſchof zu Corinth, **Dionyſius**, von dem uns **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. IV. c. 23.) eine rühmliche Beſchreibung macht. Weit umher verbreitete und befeſtigte er aus der gedachten Stadt die Lehren des Chriſtenthums. Die Schreiben, welche er an viele chriſtliche Gemeinen abgelaſſen hat, würden ſehr nützliche Beyträge zur Geſchichte der Chriſten abgeben, wenn ſie noch vorhanden wären. So unterrichtete und ermahnte er ſchriftlich die Gemeinen zu Lacedämon und Athen; der letztern warf er auch vor, daß ſie beynahe ganz vom Glauben abgefallen ſey, ſeitdem ihr Biſchof **Publius** in der Verfolgung das Leben verloren habe. Andere ſeiner Briefe ſind an die Chriſten zu Nicomedia, auf der Inſel Creta, und in der Provinz Pontus gerichtet: er verlangt darinne unter andern, daß man alle, welche

in

grobe Verſehen oder Irrthümer gefallen wären, wenn ſie ſich bekehrten, gütig in die Gemeine wieder aufnehmen möchte. In dem Schreiben an die Gemeine zu Cnoſus in Creta, warnet er den dortigen Biſchof, den Chriſten nicht die ſchwere Laſt der Keuſchheit als etwas nothwendiges aufzubürden, — vermuthlich meint er die Enthaltung von der Ehe — ſondern die menſchliche Schwachheit in Betrachtung zuziehen. Der Biſchof ſcheint jedoch mit dieſem Rathe nicht völlig zufrieden geweſen zu ſeyn, und ihn als eine zu zarte Speiſe angeſehen zu haben, an deren Stelle ſeine Gemeine nach und nach ſtärkerer bedürfe. An die Chriſten zu Rom hatte Dionyſius gleichfals geſchrieben, und die Mildthätigkeit gelobt, welche ſie und ihre Vorfahren gegen viele Gemeinen und einzele Mitbrüder ausgeübt hätten. Er beklagte ſich, daß ſeine auf Verlangen der Chriſten geſchriebene Briefe von Betrügern verfälſcht worden wären, und wundert ſich nun nicht mehr, daß den göttlichen Schriften eben dieſes wiederführe.

Irrlehren des Bardeſanes, des Theodotus und der Artemoniten, des Praxeas, und des Hermogenes.

Auf die beyden Antonine, deren Zeitalter für die Chriſten, ohngeachtet aller Bedrückungen, welche ſie ausſtanden, blühend und reich an Männern war, die ihnen Ehre machten, folgte eine ſehr unähnliche Geſtalt des Römiſchen Reichs. Commodus, der Sohn des

Marcus Aurelius, wütete vom Jahr 180 bis 192, in welchem er ermordet wurde, mit der unſinnigſten Grauſamkeit gegen ſeine Unterthanen. Wollüſte und ausſchweifende Einfälle machten ſeine übrige Beſchäftigung aus. Doch da er einen ſchimpflichen Frieden mit den deutſchen Völkern geſchloſſen hatte, welche von ſeinem Vater erſt am Ende ſeines Lebens gänzlich waren überwunden worden, genoß das Reich unter ihm mehr Ruhe von dem Feinden, als von ſeinem Fürſten. An ſeine Stelle kam zwar im Jahr 193 **Pertinax** auf den Thron, und zierte denſelbenſelben durch viele vortreffliche Eigenſchaften. Allein da er die unter ſeinem Vorgänger verfallene Kriegszucht wieder herzuſtellen ſuchte, ward er von der kaiſerlichen Leibwache im dritten Monathe ſeiner Regierung ums Leben gebracht. Damals zeigten ſich mehr als jemals die ſchröcklichen Würkungen von der höchſten Gewalt in den Händen des zügelloſen Soldaten: das Reich wurde immer mehr dadurch entkräftet, zerrüttet, und endlich zu Grunde gerichtet. Die Leibwache bot darauf die Regierung unter zween Mitbeverbern zu Rom, demjenigen an, der ihr das anſehnlichſte Geſchenk machen würde. Durch dieſes niederträchtige Mittel erlangte ſie **Didius Julianus**; aber unfähig, ſie zu führen, ward er zween Monate darauf, als **Septimius Severus** die kaiſerliche Würde an ſich geriſſen hatte, ebenfals ermordet.

Während dieſer ganzen Zeit litten die Chriſten überaus wenig. **Euſebius**, der dieſes geſteht, (Hiſt. Eccl. L. V. c. 21.) führt nur den **Apollonius**, einen in der Philoſophie und übrigen Gelehrſamkeit wohlgeübten Chriſten zu Rom an, der eben ſowohl, als ſein Ankläger, nach einem bereits oben (S. 16.) gemeldeten Misbrauche, hingerichtet wurde. Er hielt zur Vertheidigung ſeines Glaubens eine ſchöne Rede an den Senat, die der erſtgedachte Geſchichtſchreiber in ſeine längſt verlorne Sammlung der alten Märtyrergeſchichten eingerückt hatte.

Die

Die chriſtliche Religion hingegen wurde von deſto mehrern, die doch ihre Verehrer heißen wollten, angegriffen. Ein ſolcher war der Syrer **Bardeſanes**, ein in der Sprache ſeines Vaterlandes ſehr beredter und ſcharfſinnig gelehrter Mann. Ihm fehlte es nicht an Eifer für das Chriſtenthum: und als ihn ein heidniſcher Weltweiſer, **Apollonius**, ſelbſt durch Drohungen von demſelben abzuziehen ſuchte, ſo gab er zur Antwort, er fürchtete ſich vor dem Tode nicht; wenn er aber auch aus Furcht vor demſelben die Befehle des Kaiſers erfüllte, ſo würde ihn dieſer vor dem Tode nicht ſicher ſtellen können. Seine vielen Schriften, die von ſeinen Schülern in die griechiſche Sprache überſetzt worden ſind, erwarben ihm groſſen Ruhm. Beſonders ſchätzte man unter ſeinen Geſprächen das **vom Schickſal** hoch, worinne er, wie man glaubt, den Einfluß der Geſtirne in die Begebenheiten der Welt verworfen hatte. Aus demſelben hat **Euſebius** (Praep. Evang. L. VI. c. 10.) eine Stelle aufbehalten. Er hatte auch wider verſchiedene Ketzer geſchrieben, und hundert und funfzig Pſalmen oder geiſtliche Lieder aufgeſetzt, welche ungemein zur Ausbreitung ſeiner Lehrſätze gedient haben.

Anfänglich trat dieſer Mann, der ſich ſchon zu den Zeiten des **Marcus Aurelius** und **Lucius Verus** hervorthat, zu der **Valentinianiſchen** Parthey über. Er verließ ſie zwar nachmals wieder; aber nicht alle irrige Meinungen, die er mit derſelben angenommen hatte. Was ihn dazu bewogen habe, das Chriſtenthum gegen einen ſo ſeltſamen Lehrbegriff zu vertauſchen, darüber kann man nichts als Muthmaaßungen anbringen; und doch möchte man davon hauptſächlich mehr wiſſen. Denn daß in ſeinem Vaterlande die **gnoſtiſchen** Sekten ſich ſchon lange feſtgeſetzt hatten, und daß er über die Religion philoſophirt hat; beydes konnte nur ſchwache Veranlaſſungen dazu hergeben. **Bardeſanes** glaubte, daß alle Din-

ge von zwey Grundweſen herzuleiten wären. Das eine ſollte der höchſte und gute Gott ſeyn, der die Welt und die Menſchen geſchaffen hätte; von dem andern und böſen Grundweſen, (oder dem Teufel,) behauptete er zwar, daß es nicht geſchaffen worden, ſondern ſich ſelbſt hervorgebracht hätte; aber er hielt es doch nicht vor einen Gott. In der Folge iſt die Vorſtellung der Alten von ſeinem Lehrgebäude nicht völlig zuſammenhängend. Es bleibt wenigſtens zweifelhaft, ob **Bardeſanes** auch den jetzigen menſchlichen Leib vor ein Werk Gottes ausgegeben; oder ihn nicht vielmehr, weil derſelbe, nach **gnoſtiſchen** Grundſätzen, aus der böſen Materie zuſammengeſetzt iſt, dem Teufel zugeſchrieben habe; zumal da er überhaupt zugab, der Menſch ſey rein und unſchuldig von Gott hervorgebracht worden. **Chriſtus** hatte nach ſeiner Meinung eben einen ſolchen Leib, als ehemals die Engel, wenn ſie den Menſchen erſchienen, getragen: und er iſt nur **durch** die Jungfrau **Maria**, nicht aber **aus** oder **von** derſelben gekommen. Daher mußte auch **Bardeſanes** leugnen, daß **Chriſtus** würklich geſtorben und auferſtanden ſey; ingleichen daß dieſer ſündliche Leib der Menſchen dereinſt wieder werde auferweckt werden. Zu allem, was ihn den übrigen **Gnoſtikern** unähnlich machte, kam auch dieſes, daß er alle Schriften, welche Juden und Chriſten vor göttlich hielten, davor erkannte.

Er hatte an ſeinem Sohne **Harmonius**, der aus der griechiſchen Philoſophie Zuſätze zu ſeines Vaters Meinungen machte, einen glücklichen Beförderer derſelben; auch durch die angenehmen geiſtlichen Lieder, welche dieſer, wie er, verfertigte. Andere Anhänger des **Bardeſanes** ſah man noch bis ins vierte Jahrhundert. Die zuverläßigſten Nachrichten von ihm, ſeinen Lehren und Schülern, ſind bey folgenden Schriftſtellern (Euſeb. Hiſt. Eccleſ. L. IV. c. 30. Ephraem Syr. in Aſſemani Bibl. Orient. T. I. p. 132. Epiphan. haer. 56. Theodoret. Hiſt.

Hiſt. Eccl. L. IV. c. 29. Haeretic. fabul. L. I. c. 22. Sozomen. Hiſt. Eccl. L. III. c. 16.) vertheilt anzutreffen. Ueber dieſelben verdienen die Erläuterungen des **Beauſobre**, (Hiſt. du Manichéisme, T. II. p. 129. ſq.) **Mosheims**, (Comment. p. 394. ſq.) und Herrn **C. R. Walchs**, (Entwurf einer vollſtänd. Hiſt. der Ketzereyen, Th. I. S. 407. fg.) geleſen zu werden.

Bisher war das allermeiſte, womit Leute, welche ſich vor Chriſten hielten, das Chriſtenthum zu verfälſchen ſuchten, **gnoſtiſchen** Urſprungs geweſen. Aber nun wurde die Philoſophie der Griechen immer bekannter unter den Chriſten: und deſto mehrere alſo derſelben glaubten, daß ſie mit ihrer Hülfe die gemeinen Begriffe von der Religion verbeſſern könnten. Die bekehrten Philoſophen hatten ſie in ihren Schriften nur zur Erläuterung und Befeſtigung des chriſtlichen Glaubens, wenn gleich nicht immer treffend und behutſam genug, angewandt; andere hingegen wollten eben demſelben, vorzüglich in der Lehre von Gott und ſeinem Sohne, dadurch eine größere Richtigkeit verſchaffen. So war gegen das Jahr 192 und noch ſpäter, **Theodotus**, ein Gärber aus Byzantium, zugleich aber ein gelehrter Mann, der erſte Chriſt, welcher die Gottheit **Jeſu** gänzlich verwarf. In einer Verfolgung, worinne verſchiedene ſeiner Mitbrüder ihr Leben für die Religion hingaben, rettete er das ſeinige durch die Verleugnung **Chriſti**. Der Schandflecken, den ihm dieſe Aufführung zu Byzantium zuzog, nöthigte ihn, ſich nach Rom zu begeben; da man ihn aber auch daſelbſt erkannte, und ihm ſchimpfliche Vorwürfe machte, entſchuldigte er ſich damit, er habe nicht Gott, ſondern nur einen Menſchen verläugnet, und erklärte ſich, daß er hierunter **Chriſtum** verſtehe. Daher ſchloß ihn der Römiſche Biſchof **Victor** von der Gemeinſchaft ſeiner Kirche aus.

Ueber die Lehre dieſes Mannes kann gleichwohl nicht völlig entſcheidend geurtheilt werden. Es iſt ungewiß, ob er Jeſum durchaus vor einen bloßen Menſchen gehalten, oder ihm wenigſtens eine übernatürliche Geburt beygelegt habe. Von den Beweiſen, deren er ſich bedient hat, werden verſchiedene Schriftſtellen angeführt, in denen Jeſus ein Menſch genannt, oder mit Menſchen verglichen wird, unter andern auch aus der Evangeliſchen Geſchichte Johannis, (Cap. VIII, 40.); dennoch ſollen ſeine Anhänger dieſe Geſchichte nicht als eine heilige Schrift angenommen haben. Vielleicht iſt Theodotus, (denn dieſe neuere Vermuthung iſt doch werth, gemeldet zu werden,) durch den zu ſpitzfindigen und gekünſtelten Vortrag von der Gottheit Chriſti, den manche chriſtliche Lehrer gebraucht hatten, zu weit auf die entgegenſtehende Seite getrieben, und in der Abſicht, die Einheit Gottes deſto beſſer zu behaupten, zu dem Lehrſatze verführt worden, daß Jeſus nichts mehr als ein Menſch geweſen ſey. Wie er aber denſelben mit ſeinem übrigen Religionsgebäude verbunden habe, und von welcher Art dieſes geweſen ſey, davon hat man keine Nachricht.

Nur ein geringes Licht ertheilt noch die Beſchreibung ſeiner Anhänger, die zahlreich genug zu Rom waren; aber in den folgenden Zeiten bald ſcheinen ausgeſtorben zu ſeyn. Sie gaben vor, daß ihre Lehre von Jeſu die älteſte ſey, welche die Chriſten gehabt hätten, und daß die gegenſeitige erſt unter dem Nachfolger des Victor, dem Biſchof Zephyrinus, der ſeit dem Jahre 202 den Chriſten zu Rom vorſtand, aufgekommen wäre. Einer von denen, welche wider ſie geſtritten haben, verſicherte, ſie verfälſchten die heilige Schrift, ſchafften die alte Regel des Glaubens ab, und kenneten Chriſtum nicht. Sie unterſuchten nicht, ſagt er, was die heilige Schrift lehrte; ſondern was vor eine Art von Vernunftſchlüſſen ſie zur Bekräftigung ihres Irrthums nützen könnten: und wenn man

ihnen

ihnen eine Stelle aus jener vorhielte, ſo forſchten ſie nach, was vor ein Vernunftſchluß daraus könne gezogen werden. Anſtatt der heiligen Schriften läſen ſie den Euklides fleißig, um die Meßkunſt zu erlernen; auch bewunderten ſie den Ariſtoteles und Theophraſtus; einige aber beteten den Galenus an. Da ſie alſo die Wiſſenſchaften der Ungläubigen zur Befeſtigung ihrer Ketzerey gebrauchten, und durch eben derſelben ſchlaue Künſte den Einfaltsvollen Glauben der heiligen Schrift verdärben, ſo ſehe man wohl, wie weit ſie vom Glauben entfernt wären. Daher veränderten ſie auch die göttlichen Bücher ſo verwegen, unter dem Vorwande, ſie zu verbeſſern, und nicht einmal ihre eigenen Abſchriften von denſelben ſtimmten mit einander überein; manche aber unter ihnen verwürfen das Geſetz und die Propheten gänzlich.

Obgleich die Stelle, die Euſebius (Hiſt. Eccl. L. V. c. 28.) aufbehalten hat, ſehr heftig und partheyiſch iſt, auch von der andern Seite nichts damit verglichen werden kann, um ihre Glaubwürdigkeit zu beſtimmen; ſo enthält ſie doch zugleich deutliche Spuren von der eigenthümlichen Denkungsart der Theodotianer, und man möchte wohl dazu ſetzen, des Theodotus ſelbſt. Man merkt, daß ſie den Streit mit den Rechtgläubigen ſo viel als möglich philoſophiſch geführt haben: und dieſe Neigung zu den griechiſchen Weltweiſen, zur Meßkunſt und Vernunftlehre inſonderheit, die ihnen zur Laſt gelegt wird, war vielleicht mehr ungewöhnlich unter den Chriſten, und für ihre Gegner beſchwerlich, als tadelhaft. In Anſehung der andern Anklage iſt es auch nicht ausgemacht, ob man ihnen würkliche Verfälſchungen, oder nur die Wahl gewiſſer ſeltner Leſearten in der heiligen Schrift beylegen könne.

Zu Rom wurde unter den Anhängern des Theodotus, Natalis, ein ſtandhafter Bekenner des Chriſten-

ſtenthums, zum Biſchof dieſer Gemeine mit einer monatlichen Beſoldung beſtellt. Vergebens, ſo ſchreibt ihr erſtgedachter Gegner, erinnerten ihn Träume, dieſe Parthey zu verlaſſen, bis er endlich eine nächtliche Züchtigung mit Ruthen von den Engeln erlitt. Darauf warf er ſich in der Geſtalt eines Büßenden dem Biſchof **Zephyrinus**, den übrigen Lehrern, und ſelbſt den andern Mitgliedern der rechtgläubigen Gemeine zu Füßen, und wurde wieder in dieſelbe aufgenommen. **Natalis** hat vermuthlich ſeine Bekehrung dergeſtalt erzählt; aber der Schriftſteller hätte nicht alles ſo leicht glauben ſollen. Noch berühmter war um gleiche Zeit unter den **Theodotianern** der jüngere **Theodotus**, ein Geldwechsler zu Rom, der den Irrthum ſeines Lehrers durch die Meinung vergrößerte, **Melchiſedek** ſey eine göttliche Kraft, noch erhabner als **Chriſtus**, und ſtehe eben ſo den Engeln durch ſeine Fürbitte im Himmel bey, als dieſer den Menſchen auf der Welt. Daraus ſoll die kleine Sekte der **Melchiſedekiten** erwachſen ſeyn. Außer der angeführten Geſchichte des **Euſebius**, muß man alle dieſe Nachrichten beym **Epiphanius**, (haeres. 54. 55.) beym **Theodoretus**, (haeret. fabul. L. II. c. 5. 6.) und in dem Anhange einer Schrift des **Tertullianus**, (de praeſcript. haeretic. c. 53.) ſuchen. Einige leſenswürdige Anmerkungen haben darüber beſonders **Clericus** (Hiſt. Eccl. Sec. II. p. 801. ſq. 809. ſq.) und Herr D. **Semler** (in der hiſtoriſchen Einleitung in die Geſchichte der Glaubenslehren, im dritten Hauptſtücke des zweyten Abſchnittes, S. 211. fg.) gemacht.

Mit der Geſchichte der **Theodotianer** hängt dasjenige, was man von den **Artemoniten** weiß, ſo genau zuſammen, daß beyde nur eine Parthey auszumachen ſcheinen. Es iſt zwar ſtreitig, zu welcher Zeit der Stifter der letztern, **Artemon** oder **Artemas**, gelebt habe: aber allem Anſehen nach iſt er bald auf den ältern **Theo-**

dotus

dotus gefolgt. Gleich dieſem behauptete er, Chriſtus ſey ein bloßer Menſch geweſen, der von der Jungfrau Maria geboren worden, und an herrlichen Gaben alle Propheten übertroffen habe. Aus der gemeinſchaftlichen Widerlegung, welche der vorhergedachte Schriftſteller beym Euſebius, zugleich wider die Theodotianer und Artemoniten gerichtet hat, kann man beſonders ſchließen, daß beyde ziemlich einerley Vorwürfe getroffen haben. Beyde haben ſich auch ſchwerlich über das dritte Jahrhundert weit hinaus erhalten. Die dunklere Geſchichte des Artemon und ſeiner Schüler, iſt nach den wenigen Umſtänden, die ſich bey den Alten finden, (Euſeb. Hiſt. Eccl. L. V. c. 28. L. VII. 30. Epiphan. haer. 65. Theodoret. haeret. fabul. L. II. c. 4. L. IV. c. 5.) außer den bey den Theodotianern angezeigten Schriftſtellern, noch beſonders von Johann Erhard Kapp (Hiſtoria Artemonis et Artemonitarum, Lipſiae, 1737. 4) und von dem Herrn C. R. Walch (am angf. Orte, S. 558. fg.) gelehrt erläutert worden.

In eben dieſe Zeit und gewiſſermaaßen auch in die vorige Geſellſchaft, wird die ketzeriſche Parthey der Aloger geſetzt. Epiphanius (haer. 51. 54.) iſt der Erfinder dieſer Benennung: ſo wie die Kirchenlehrer überhaupt den Irrgläubigen manche beſchimpfende Nahmen beygelegt haben. Der gegenwärtige faßt eine ſpielende Zweydeutigkeit in ſich. Denn nach der gewöhnlichſten Bedeutung dieſes zuſammengeſetzten Wortes (ἄλογος) würde es unvernünftige Leute anzeigen; allein Epiphanius verſteht ſolche darunter, die ohne das Wort ſind, das heißt, Chriſtum nicht das göttliche Wort (λόγος) genannt wiſſen wollten, und die Evangeliſche Geſchichte nebſt der Offenbarung des Apoſtels Johannes, worinne ihm dieſer Nahme beygelegt wird, verwarfen; beyde ſogar vor Arbeiten des Cerinthus ausgaben. Noch vor ihm hatte bereits Philaſtrius (de haeres. c. 60.)

60.) ſolcher Ketzer gedacht, welche die beyden gedachten Bücher dem Cerinthus zuſchrieben, ohne ihnen doch einen Nahmen zu geben. Spätere, zum Theil aus dieſen gefloſſene Nachrichten ſind keiner Aufmerkſamkeit werth.

Daß die Aloger die Gottheit Jeſu ſelbſt geleugnet haben ſollten, hat in der Beſchreibung der beyden angeführten Schriftſteller keinen Grund. Ihre Einwürfe gegen die gedachten bibliſchen Bücher, waren auch gar nicht von dieſer Lehre hergenommen; ſondern von dem übrigen Inhalte derſelben, in welchem ſie falſche, lächerliche, den übrigen Evangeliſten widerſprechende, dagegen mit den Irrthümern des Cerinthus übereinſtimmende Stellen zu finden glaubten. Und da Johannes allein unter den heiligen Schriftſtellern der Chriſten, den Sohn Gottes das Wort genannt hat: ſo kamen mehrere Umſtände zuſammen, die ihnen dieſen Nahmen verdächtig machen konnten. Er ſchien mehr Platoniſch als chriſtlich zu ſeyn, wie ihn auch würklich einige chriſtliche Lehre, aus deren Schriften man bereits Auszüge geleſen hat, nach der erſtern Bedeutung gemißbraucht hatten: und vielleicht befürchteten auch die Feinde deſſelben, man möchte dadurch verführt werden, Chriſtum bloß vor eine Eigenſchaft oder Handlung Gottes zu halten. Es iſt wahr, daß Epiphanius hinzuſetzt, Theodotus ſey gleichſam ein abgeriſſenes Stück von der Ketzerey der Aloger; allein die Aehnlichkeit zwiſchen beyden braucht nicht weiter, als in der Verwerfung der evangeliſchen Geſchichte Johannis geſucht zu werden. Dieſer Schriftſteller widerlegt ſogar die Aloger: und wiederum bezieht ſich alles, was er bey dieſer Gelegenheit ſagt, lediglich auf ihr hartes Urtheil von den Schriften des oftgenannten Apoſtels. Daher iſt auch der Verdacht von geringer Stärke, den man etwan aus ihren Meinungen ſchöpfen könnte, als wenn dieſe dennoch eine üble Geſinnung gegen die Lehre von der Gottheit Chriſti verriethen. Anſtatt ſolcher gehäßiger

haßiger Folgerungen könnte man vielmehr vermuthen, daß **Epiphanius** und **Philaſtrius**, zween in der Entdeckung von Ketzern ſehr fruchtbare Schriftſteller, eine Anzahl chriſtlicher Gelehrten mit dieſem Nahmen belegt haben möchten, die ſo wie andere zu ihren Zeiten, noch zweifelten, ob gewiſſe Schriften, die einem Apoſtel zugeeignet wurden, auch würklich von ihm herkämen. Dieſes wurde damals noch vor keine Ketzerey angeſehen, wenn man nicht zugleich die Hauptlehren des Chriſtenthums leugnete, die in ſolchen Schriften enthalten waren; aber als die Chriſten mehr über jene Schriften einig waren, kamen ihnen auch dergleichen Bedenklichkeiten gefährlich vor. Nächſt den Anmerkungen des Herrn C. R. **Walch** (am angef. Orte, S. 569. fg.) findet man beſonders in einer Abhandlung des Herrn D. **Körner**, (de auctoritate canonica Apocalypſeos Iohannis, ab Alogis impugnata, et ab Epiphanio defenſa, Lipſ. 1751. 4. p. 23. ſq). leſenswürdige Unterſuchungen über die Nachrichten von den **Alogern**.

Gewiſſer iſt es, daß **Praxeas**, ein Chriſt aus Aſien, vermuthlich bald nach dem Jahr 192, verſucht hat, den gewöhnlichen Glauben der Chriſten von Gott zu verändern. Vorher hatte er ſchon den Nahmen eines eifrigen Chriſten erlangt, indem er um der Religion willen einige Zeit im Gefängniſſe geſchmachtet hatte. Hierauf kam er nach Rom, wo er den Biſchof **Victor**, der von den **Montaniſten** und ihren Weißagungen ſehr günſtig dachte, auch bereits durch Schreiben im Nahmen ſeiner Gemeine den Kirchenfrieden mit ihnen unterhalten hatte, dahin zu bringen wußte, daß er nicht nur eine andere Meinung von ihnen annahm, ſondern auch die ausgefertigten Schreiben widerrief. Allein **Praxeas** ſelbſt verfiel nachmals auf Lehrſätze, die ihn verhaßt machten.

Worinne dieſe beſtanden haben, kann nicht ganz ſicher und zuſammenhängend angegeben werden. **Tertullianus** ſchrieb ein beſonderes Werk wider ihn, das die vornehmſte und gewiſſermaaßen auch die einzige Quelle der angefangenen Erzählung iſt. Aber dieſer überhaupt hitzige Gegner wurde auch von einer perſönlichen Erbitterung wider den **Praxeas** angefeuert, weil ſich derſelbe dem Fortgange der **Montaniſten** nur zu glücklich entgegengeſetzt hatte. Daher bemüht er ſich mehr, ihn grober Irrthümer und ſchädlicher Folgerungen aus ſeiner Vorſtellungsart zu überführen, auch die herrſchende Lehre der Chriſten wider ihn zu vertheidigen, als von ſeinem Lehrgebäude eine genaue und unpartheyiſche Abbildung zu machen. **Praxeas** behauptete nachdrücklich, es ſey nur Ein Gott, und erklärte den Vortrag der Chriſten von drey Perſonen in der Gottheit vor falſch. Könnte man mit Gewißheit ſagen, wodurch ein Mann, der doch dasjenige annahm, was die heilige Schrift von dem höchſten Gott und Vater, von ſeinem Sohne, und von dem Geiſte Gottes lehrt, zum Widerſpruche gegen den gewöhnlichen Lehrbegriff veranlaßt worden ſey: ſo würde man ſeine eigne Meinung weit leichter beurtheilen können. Es iſt nur eine Muthmaaßung, daß **Praxeas**, aus ſtarker Abneigung gegen die **Montaniſten**, auch ihre Lehre von dem Unterſcheide der göttlichen Perſonen angegriffen habe. Unterdeſſen kann doch eine andere Vermuthung nicht ſchlechterdings verworfen werden. Es ſcheinet, daß die Chriſten dieſer Zeit ſich über die oftgedachte Lehre bisweilen auf eine Art ausgedrückt haben, welche den **Praxeas** befürchten ließ, ſie möchten anſtatt des einzigen Gottes, der ſich als Vater, Sohn und Geiſt geoffenbaret hatte, wo nicht in der That drey Götter glauben, doch dieſem Irrthum einigen Vorſchub leiſten. Selbſt die Worte **Perſon** und **drey Perſonen**, die eben damals in dieſen Theil des chriſtlichen Glaubens aufgenommen wurden, ſind vielleicht nicht zum vorſichtigſten

tigſten gewählt worden. So richtig man ſie auch oft erklärte: ſo war es doch weit nützlicher, die einfache Lehrart Jeſu und der Apoſtel ohne Zuſätze beyzubehalten. Man muß freylich die Chriſten entſchuldigen, daß ſie zu einer Zeit, da von der einen Seite mit den chriſtlich gewordenen Philoſophen der Heiden auch ihre Philoſophie in den Vortrag des von ihnen angenommenen Glaubens eindrang; auf der andern aber die Lehre von Chriſto durch ſo manche willkührliche Aenderungen beſonderer Partheyen angefochten wurde, gewiſſe mehr beſtimmte und zum Theil philoſophiſche Begriffe oder Benennungen in dieſelbe eingeführt haben. Wären dieſe weniger in den gemeinnützig faßlichen Unterricht für alle Chriſten eingeflochten worden; ſo würde man ſie wegen ihres Gebrauchs bey Glaubensſtreitigkeiten nicht ſo leicht tadeln können. Tertullianus hatte gleichwohl mit andern chriſtlichen Lehrern das Schickſal gemein, daß er, indem er die Lehre von den drey göttlichen Perſonen aufzuklären, und wider den Praxeas zu beſchützen ſuchte, mehr ſagte, als er wiſſen konnte, auch neben die brauchbarſten Erörterungen andere ſetzte, die einem neuen Mißbrauche unterworfen waren.

Glaubt man ihm, wie er die Meinung des Praxeas gleich im Anfange ſeines Buchs und in andern Stellen beſchreibt, ſo hat derſelbe allen perſönlichen Unterſcheid zwiſchen dem Vater, Sohn und heiligem Geiſt aufgehoben: er hat daher auch gelehrt, daß der Vater gebohren worden ſey, und für die Menſchen gelitten habe. Ob dieſes aber ſeine würklichen Lehrſätze, oder nur Folgen ſind, die ein erhitzter Gegner ihm aufgebürdet hat; wird durch die dunkle unbeſtändige Vorſtellung Tertullians ſchwer zu beantworten. Bald ſcheinet es, wenn man ihn lieſet, daß Praxeas die drey Nahmen, Vater, Sohn und Geiſt, nur vor dreyerley Arten von Handlungen gehalten habe. Bald aber läßt er ihn be-

haupten, der einige höchſte Gott habe ſich mit dem Menſchen Jeſus, nachdem er ihn zu ſeinem Sohne gebildet hatte, in Eine Perſon verbunden, und habe mit ihm gelitten. Dem ohngeachtet kann man nicht zweifeln, daß Praxeas, indem er für die Einheit Gottes ſtritt, die Lehre der heiligen Schrift von dem Sohne und dem Geiſte Gottes irrig ausgelegt habe. Als Beweiſe für ſich nahm er diejenigen Schriftſtellen, in welchen verſichert wird, Gott ſey ein einziger, und außer ihm keiner nicht; Jeſus und der Vater ſeyen Eines; wer Jeſum ſehe, der ſehe auch den Vater; Jeſus ſey in dem Vater, und der Vater in ihm.

Praxeas machte zu Rom den Anfang, ſeine Meinungen auszubreiten. Hierauf that er eben dieſes in Africa; daſelbſt aber fand er ſo ſtarken Widerſtand, und beynahe iſt es glaublich, vom Tertullianus ſelbſt, daß er einen ſchriftlichen Widerruf ablegte; bis er entweder ſelbſt oder ſeine heimlichen Anhänger in dieſer Gegend von neuem in eine Bekanntmachung ihrer Irrthümer ausbrachen. So viel kann man aus einer witzig allegoriſchen Stelle des erſtgedachten Schriftſtellers (adv. Praxeam c. 1.) ſchließen. Die Anhänger des Praxeas wurden theils Patripaßianer genannt, weil ſie das Leiden, welches Jeſus ausgeſtanden hatte, ſeinem göttlichen Vater zuſchrieben; theils Monarchianer, von einem auch unter den rechtgläubigen Chriſten, wie man ſchon geſehen hat, (S. 45.) üblichen Worte, (μοναρχία) mit welchem man die Lehre von einem einzigen höchſten Gott, und deſſen Herrſchaft über alles, bezeichnete: eine Lehre, in welcher Praxeas ſeinen größten Vorzug vor den übrigen Chriſten ſetzte. Im dritten Jahrhunderte kamen andere Partheyen, welche ohngefähr eben ſolche Begriffe damit verbanden: daher verlor ſich die ſeinige nach und nach, und dieſe Nahmen fielen auch auf jene. Zu den Nachrichten vom Praxeas, die in Tertullians Streit-

Streitſchrift ſtehen, kann man noch einige, wiewohl nur unbeträchtliche, aus dem Anhange einer ſeiner Schriften, (de praeſcript. haeret. c. 53.) aus dem **Optatus von Milevi**, (de ſchiſm. Donatiſt. L. I. p. 8. L. V. p. 80. 81. ed. Pin. Antverp.) und aus dem **Philaſtrius** (haer. 41.) ſetzen. Unter den Neuern haben **Clericus** (Hiſt. Eccl. Sec. II. p. 789. ſq.) **Mosheim** (Commentar. de reb. Chriſti. ante Conſtant. M. p. 425. ſq.) und Herr **D. Semler** (Geſchichte der chriſtl. Glaubenslehre, 2 Abſchn. 1 Abtheil. 3 Hauptſtück, S. 226. fg.) ſolche Anmerkungen über ihn vorgetragen, die zu einer lehrreichen Prüfung Gelegenheit geben.

Noch einen Irrlehrer dieſer Zeiten unter den Chriſten, den **Hermogenes**, lernt man auch nur hauptſächlich aus den Schriften des **Tertullianus** kennen. Dieſer hat ihm eine Widerlegungsſchrift entgegengeſetzt, die wiederum ſehr heftig und ſogar mit perſönlichen Schmähreden abgefaßt iſt; außerdem aber gedenkt er deſſelben noch in andern ſeiner Werke, (de anima, c. 1. 4. de praeſcript. haeretic. c. 30.) Da er ein Zeitgenoſſe des **Hermogenes** war: ſo kann ihm wenigſtens darinne mehr als den ſpätern Schriftſtellern, (Philaſtr. de haeres. c. 45. Auguſtin. de haeres. c. 41. Theodoret. haeret. fabul. L. I. c. 19.) geglaubt werden, wenn er demſelben nicht ſo viele falſche Lehren, als einige von dieſen, beylegt. **Hermogenes** war ein Mahler in Africa; zugleich aber ein beredter und ſcharfſinniger Mann, der ſich mit der griechiſchen Philoſophie bekannt gemacht hatte. Verſchiedene harte Vorwürfe, die ihm **Tertullianus** macht, ſcheinen faſt nur Würkungen ſeiner Abneigung gegen ihn zu ſeyn: und von dieſer findet man unter andern Urſachen auch darinne eine beſonders wahrſcheinliche, weil **Hermogenes** mehrmals geheyrathet hatte; welches für ſeinen **Montaniſtiſchen** Gegner ſehr anſtößig war. Dieſer tadelt auch die Gemählde deſ-

ſelben; ohne daß man ſehen kann, ob ſie frech oder abgöttiſch geweſen ſind: ja es bleibt ſogar zweifelhaft, ob er nicht das Wort Mahlen, wie gleich in der folgenden Stelle, vor kühne Erdichtungen und Verfälſchungen geſetzt habe; und das letzte Wort in ſeinem Buche iſt ein ähnliches Wortſpiel.

Die ſtoiſche Philoſophie, der ſich Hermogenes vorzüglich ergeben hatte, verleitete ihn zu lehren, daß die Materie ewig ſey, aus welcher Gott alles geſchaffen habe. Sein Beweis war, wie ihn Tertullianus vorträgt, folgender: Gott hat entweder aus ſich ſelbſt, oder aus nichts, oder aus etwas, alles hervorgebracht. Nicht aus ſich ſelbſt: denn er iſt untheilbar und unveränderlich. Eben ſo wenig aus nichts: denn da er ſelbſt gut iſt, ſo würde er auch alles gut geſchaffen haben. Gleichwohl findet man Böſes genug in der Welt: dieſes muß alſo nicht von dem freyen Willen Gottes herrühren; ſondern aus der Materie, die an ſich böſe iſt. Da nun dieſe nicht von Gott geſchaffen ſeyn kann: ſo muß ſie eben ſo ewig als er ſelbſt ſeyn. Er ſetzt jedoch hinzu, daß Gott von Ewigkeit her über die Materie Herr geweſen ſey. Auch die Seele des Menſchen und die Teufel ließ Hermogenes wegen des Böſen, wovon beyde durchdrungen ſind, aus der Materie entſtehen, und die letztern auch wieder, wie man erzählt, in dieſelbe aufgelöſet werden.

Weder dieſer Abriß, noch die Widerlegung Tertullians, belehrt uns, wie Hermogenes ſeine Meinungen mit den Grundſätzen der jüdiſchen und chriſtlichen Religion habe vereinigen können. Der eben genannte Schriftſteller ſetzt zwar denſelben einige Gründe entgegen; beſchäftigt ſich aber mehr damit, die ungereimten Folgen, welche daraus fließen, aufzuſuchen. Was vor eine ganz andere Quelle das Böſe in der Welt habe, als die Materie, zeigt er dem Hermogenes nicht. Er hatte noch

ein

ein Buch wider ihn (de censu animae) geschrieben; das aber untergegangen ist. Die Anhänger desselben nannte er, wegen ihrer Lehre von der Ewigkeit der Materie, **Materialisten**, (materiarios); allein wer sie gewesen sind, und wie lange sie fortgedauert haben, dieses nebst andern Nachrichten, die zur Geschichte des **Hermogenes** zu gehören scheinen, ist alles sehr ungewiß. **Mosheim** hat (Comment. p. 432. sq.) einige Anmerkungen über das Lehrgebäude dieses Mannes gemacht; seine Schlüße jedoch etwas anders als **Tertullianus** vorgestellt.

Anstalten der Christen für den Unterricht in der Religion, besonders in der Schule zu Alexandrien.

So viele Christen entfernten sich zu dieser Zeit von den Lehren ihrer Religion; allein das Unheil, welches sie dadurch stifteten, war noch unbeträchtlich. Ihre Anhänger machten meistentheils nur sehr kleine Haufen aus; wenigstens immer sehr geringe, wenn man sie gegen die große, vermuthlich schon in allen Ländern des Römischen Reichs ausgebreitete Gemeine der Christen hielt, die ihrem ersten Glauben getreu blieb, die überall durch einerley Band, durch die Schriften der Apostel, an denselben befestigt wurde, und daher bald den Nahmen der **katholischen** oder **allgemeinen** Kirche, (das heißt, einer solchen, welche durchgehends in der Religion übereinstimmt,) mit Recht erhielt. Wenn einige Lehrer derselben

ben neue Erläuterungen über das Chriſtenthum wagten, die nicht eben die ſchicklichſten waren, wie man geſehen hat; ſo hüteten ſie ſich doch vor einem offenbaren Widerſpruche gegen die Lehre Jeſu und der Apoſtel, und ihre Einfälle vermiſchten ſich ſchwerlich mit dem öffentlichen Unterrichte der gemeinen Chriſten. Die allermeiſten chriſtlichen Lehrer hatten noch keine andere Gelehrſamkeit, als die feſtige Wiſſenſchaft ihrer Religion. In die Sittenlehre der Chriſten waren einige Flecken gekommen, die, weil ſie aus gutgeſinnten, und übrigens reinen Gemüthern, entſtanden, auch noch nicht ſehr ſchädlich oder unauslöſchlich waren. Zwar giebt es keine ausführliche Nachrichten von dem Leben der Chriſten in dieſem Zeitraum, oder von den Würkungen überhaupt, welche ihre Religion bey ſo vielen Gelegenheiten und verſchiedenen Arten von Menſchen hinterlaſſen hat. Allein nach der bekanntern Aufführung zu urtheilen, welche die Chriſten damals bey ihrem äußerlichen Dienſte Gottes, gegen ihre Mitbrüder, unter den Verfolgungen gegen ihre Feinde ſelbſt, bey der Annäherung des Todes, auch in ihren Schriften, beobachtet haben: hat man Urſache genug, die Religion zu bewundern, welche augenſcheinlich das Triebwerk von dieſem allem war, und die Chriſten im Ganzen hochzuſchätzen.

Sie ſorgten unter andern auch ſehr eifrig dafür, daß dieſe Religion zu einem mannichfaltigen Gebrauche möchte gelehrt werden; für ſie ſelbſt, zur beſtändigen Uebung und Ermunterung; für diejenigen unter ihnen, welche dereinſt wieder öffentliche Lehrer derſelben abgeben wollten; für ihre Kinder; für Heiden und Juden, welche eine Neigung bezeigt hatten, ſie anzunehmen; und für eben dieſe Religionsverwandten, wenn ſie dieſelbe noch verachteten, oder gar verfolgten. Von dieſen Bemühungen enthält zum Theil ſchon das vorhergehende Zeitalter Spuren; oder das gegenwärtige, welches ſich dem Jahre

200 der chriſtlichen Zeitrechnung nähert, macht dieſelben zuerſt kenntlicher. Daß beſonders die Kinder der erſten Chriſten von ihren Eltern ſelbſt in der Religion unterwieſen worden ſind, leidet keinen Zweifel. Bald aber wurden Schulen für dieſelben angelegt, in denen ein Aelteſter, bisweilen wohl ſelbſt ein Biſchof lehrte.

Von dieſen waren diejenigen Schulen oder Anſtalten unterſchieden, welche zum Beſten der Catechumenen oder Lehrlinge im Chriſtenthum waren errichtet worden. Als noch die Apoſtel und ihre erſten Schüler das Evangelium, von göttlichen Gaben unterſtützt, verkündigten, und in ſehr kurzer Zeit große Schaaren von Juden und Heiden bewogen, daſſelbe anzunehmen; da wurden alle ſogleich getauft, die ſich erklärten, daß ſie ihr Leben beſſern, und an Jeſum glauben wollten. Man rechnete vermuthlich darauf, daß die Rührung, welche der Anblick ſo vieler und ausnehmender Wunder, überhaupt aber die erſte Kraft der Religion bey ihnen erzeugte, ernſtlich und aufrichtig ſeyn müſſe: zumal bey der Verachtung und den Gefahren, denen ſie ſich durch ihren Entſchluß ausſetzten. Ihre Menge ſelbſt war ein Hinderniß, daß man ihnen keinen längern Unterricht gönnen konnte: die Vorurtheile alſo und falſchen Meinungen, welche bey vielen derſelben mögen übrig geblieben ſeyn, mußten ihnen erſt nach und nach, da ſie bereits getauft waren, benommen werden. Es würde auch den allererſten Chriſten überaus ſchwer gefallen ſeyn, eine etwas ſtarke und feſte Gemeine zu ſtiften, wenn ſie ihre Mitglieder erſt nach einer langen Vorbereitung angenommen hätten. Allein die folgenden Chriſten erkannten zeitig, wie nothwendig es ſey, diejenigen eine Zeitlang zu prüfen, und belehren zu laſſen, welche ein Verlangen äußerten, in ihre Gemeine zu treten. Es war ihnen viel daran gelegen, ſolche Leute darein aufzunehmen, welche die Grundſätze ihrer Religion richtig einſahen, und mehr als eine

vorübergehende Luſt zu dieſer wichtigen Veränderung bey ſich ſpürten. Vielleicht waren ſie auch durch ſchlimme Beyſpiele dieſer Art gewarnet worden. Es iſt glaublich, daß manche ſolcher neuen Chriſten geſchwind wieder zu ihrer alten Religion abgefallen ſind, indem ſie der chriſtlichen noch nicht ihr ganzes Herz ergeben, ſie nicht einmal völlig gefaßt hatten; oder daß es darunter neugierige, boshafte Kundſchafter gegeben hat, welche nur den Glauben und die Verfaſſung der Chriſten erfahren wollten, um ſie verlachen, oder ihnen ſchaden zu können.

Genug daß man mit vieler Wahrſcheinlichkeit glauben kann, es ſey gleich nach den Zeiten der Apoſtel mehr Behutſamkeit hierinne eingeführt worden. Man ließ diejenigen, welche vorgaben, daß ſie Chriſten werden wollten, noch eine geraume Zeit in einiger Entfernung von den Chriſten ſtehen: in dieſem Stande hieſſen ſie **Lehrlinge**, (κατηχούμενοι) **Hörende** oder **Zuhörer**, (audientes, auditores,) weil ſie nur den Vortrag der Religion anhören, aber keine Rechte der eigentlichen Chriſten ausüben durften. Dieſe Zeit, in welcher man die Redlichkeit ihrer Geſinnungen erforſchte, ihnen einen faßlichen Unterricht gab, und die Religion auf alle Art ehrwürdig machte, dauerte nicht bey allen gleich lang. Das Betragen und die zunehmenden Kenntniſſe des Lehrlings, erſt in ſpätern Zeiten Kirchengeſetze, beſtimmten dieſelbe. Eben ſo haben auch verſchiedene Gebräuche, welche man gegen die **Catechumenen** beobachtet hat, inſonderheit die Eintheilung derſelben in gewiſſe Gattungen und Stufen, allem Anſehen nach einen weit jüngern Urſprung. Ueberhaupt wurden ſie den getauften Chriſten, welche man **Gläubige** (πιστοὶ, fideles) nannte, entgegengeſetzt: und daher kam auch der Unterſcheid zwiſchen **vollkommenen** und **unvollkommenen** Chriſten (τελειοι, ἀτελέστεροι) auf. Derjenige, welcher dieſe Neulinge in der chriſtlichen Religion unterrichtete, führte den Nah-

men

men eines **Catecheten** oder **Catechiſten**, in gleichen eines **Lehrers der Hörenden**, (doctor audientium.) Allein er wurde nicht bloß aus den öffentlich beſtellten Lehrern oder Dienern der Kirche genommen: auch andere geſchickte Chriſten unterzogen ſich manchmal dieſer Bemühung. Man kann von den **Catechumenen** der Chriſten, deren erſtes Aufkommen hier beſchrieben worden iſt, Sammlungen und Anmerkungen aus den Alten bey vielen neuern Schriftſtellern, vorzüglich auch beym **Gabr. Aubeſpine**, (Albaſpinaei Obſervat. de veter. Eccleſiae ritibus, an ſehr vielen Orten,) und in einer Schrift des **Tobias Pfanner**, (Libro de Catechumenis antiquae Eccleſiae, Vinar. 1688. 12.) beyſammen antreffen.

Die Aehnlichkeit des Nahmens mit einer andern Anſtalt der Chriſten, welche gegen das Jahr 180 berühmt zu werden anfieng, mit der **Schule zu Alexandrien**, die von vielen Neuern vorzüglich die **catechetiſche** genannt wird, hat die ziemlich herrſchende Meinung veranlaßt, daß auch in dieſer bloß eine Unterweiſung für die **Catechumenen** ertheilt worden ſey. Allein bey einer ſchärfern Aufmerkſamkeit entdeckt man wohl, daß in derſelben hauptſächlich künftige Lehrer der Chriſten gebildet worden ſind. Eine ſolche Fürſorge war zur Erhaltung des reinen Chriſtenthums ungemein nützlich. Sobald die Wundergaben des apoſtoliſchen Zeitalters aufgehört hatten, oder doch eine Seltenheit geworden waren, mußte man deſto mehr auf die ordentlichen Fähigkeiten, und eine durch Fleiß erworbene Geſchicklichkeit bauen, wenn der chriſtliche Glaube richtig und mit Nachdruck vorgetragen werden ſollte. Eben derſelbe wurde ſchon von ſo vielen verunſtaltet, daß junge Chriſten ſehr nothwendig eine Anweiſung brauchten, ſich zum Dienſte der Kirche auf einem ſicherern Wege tüchtig zu machen. Man hat bereits in einem Schreiben des Apoſtels **Pau-**

lus

Lus (2 Brief an den Timoth. C. 2.) eine Spur zu finden vermeint, daß derſelbe nicht allein ſelbſt junge Geiſtliche unterrichtet, ſondern dieſe Sorgfalt auch ſeinem Schüler empfohlen habe. Dieſe Stelle beweiſet zwar eben ſo deutlich nicht, daß ſolche Pflanzſchulen von beyden aufgerichtet worden ſind; allein die Sache an ſich in einer gewiſſen Einſchränkung braucht keines Beweiſes. Den Apoſtel Johannes läßt Irenäus, (adv. haeres. L. II. c. 22. ed. Maſſ) und beym Euſebius, (Hiſt. Eccl. III. 23.) nur den würklichen Lehrern der Chriſten in Klein Aſien Unterricht geben; unterdeſſen kann man auch daraus weiter ſchließen: und eben dieſes läßt ſich auch von ſeinem Schüler Polycarpus, nach einer Erzählung des Euſebius, (Hiſt. Eccl. L. V. c. 20) ſagen. Es ſind alſo vermuthlich gar bald, von Biſchöfen beſonders, welche Fähigkeit genug dazu beſaßen, Schulen dieſer Art angelegt worden, in denen ſie oder ein Aelteſter, diejenigen Jünglinge, welche dereinſt in der Gemeine zu lehren wünſchten, dazu vorbereiteten.

Eine darunter aber hat alle übrige durch den Ruhm ihrer Lehrer ſo ſehr verdunkelt, daß wir nur ihre Geſchichte etwas genauer kennen. Ihr Siz war zu Alexandrien, der Hauptſtadt Egyptens, und damals wegen ihrer vortheilhaften Lage an der See, der vornehmſten Handelsſtadt in der Welt, die daher auch den Zufluß auswärtiger Chriſten ungemein beförderte. So alt ſie auch war; ſo hat doch das frühzeitig ausgeſtreuete Vorgeben, das Hieronymus (Catal. ſcript. eccleſ. c. 36.) aufbehalten hat, als wenn ſie der Evangeliſt Marcus geſtiftet hätte, keinen hinlänglichen Grund. Die beyden erſten Lehrer, die ſich durch Gelehrſamkeit und Beredſamkeit in derſelben hervorthaten, waren, wie Euſebius (Hiſt. Eccl. L. V. c. 10. 11.) berichtet, Pantänus, und nach ihm ſein Schüler, Clemens von Alexandrien. Ihm widerſpricht zwar ein chriſtlicher Schriftſteller

ſteller des fünften Jahrhunderts, **Philippus Sidetes**, oder von Sida in Pamphylien gebürtig, der ſelbſt an dieſer Schule gelehrt hat, in einem vom **Heinrich Dodwell**, (Diſſertat. in Irenaeum, p. 488. ſq. Oxon. 1689. 8.) zuerſt ans Licht geſtelltem und erläutertem kleinem Stücke ſeiner großen allgemeinen Geſchichte. Darinne macht er den **Athenagoras**, jenen verdienten Schutzredner der Chriſten, zum erſten Vorſteher der oftgedachten Schule; auf ihn läßt er den **Clemens**, der ſein Schüler geweſen ſeyn ſoll, und auf dieſen den **Pantänus** folgen, der vom **Clemens** ſoll unterrichtet worden ſeyn. Aber um das Zeugniß des **Euſebius**, das auch mit andern Umſtänden wohl vereinigt werden kann, umzuſtoßen, wird mehr erfordert, als die Erzählung eines Schriftſtellers, den die Alten ſelbſt ſo ſehr verachten; deſſen eigene Worte nicht einmal genau mehr vorhanden ſind; der den **Athenagoras** in die Zeiten des **Adrianus** ſetzt, und deſſen Herausgeber, außer vieler Gelehrſamkeit, noch mehr gezwungene Muthmaaßungen und partheyiſche Erklärungen anwenden muß, um ſeine Glaubwürdigkeit zu retten.

Aus der ganzen Beſchreibung, die **Euſebius** von dieſer Anſtalt zu Alexandrien macht, begreift man leicht, daß ſie nicht bloß denen gewiedmet geweſen ſey, welche erſt die Anfangsgründe des Chriſtenthums lernten. Er nennt ſie eine **Schule der Gläubigen und der heiligen Wiſſenſchaft**; und an einem andern Orte (H. E. L. VI. c. 26.) giebt er es ebenfals zu verſtehen, daß getaufte Chriſten daran Antheil genommen haben. Was **Pantänus** zur Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Ungläubigen gethan hat, unterſcheidet er deutlich von dieſem Lehramte deſſelben. Seine und ſeiner Nachfolger gelehrte Gaben und Arbeiten, dieſe lange Reihe von Philoſophen und Rednern, welche Vorſteher der Alexandriniſchen Schule abgegeben haben, iſt ein neuer Beweis

weis ihrer Beſtimmung. Man hat auch nicht unwahrſcheinlich gemuthmaaßet, daß die ſo berühmte Geſellſchaft heidniſcher Gelehrten in dem **Muſeum** zu Alexandrien, welche bisher ſeit den Zeiten der **Ptolemäer** geblüht, und alle Theile der Gelehrſamkeit mit dem größten Nutzen unzähliger, die ſich dahin verfügten, bearbeitet und vorgetragen hatte, daß dieſelbe den Chriſten bald zu einem Muſter der Nachahmung gedienet habe, ſo weit ſolches für ihre künftigen Lehrer brauchbar geweſen ſey. Die neuere Bedeutung des Worts **catechetiſch**, nach welcher es einen Unterricht anzeigt, der an Kinder oder andere Unwiſſende durch Fragen und Antworten ertheilt wird, findet hier keine Statt: jeder mündliche Unterricht hieß zu dieſen Zeiten mit dieſem Nahmen, (Κατήχησις.) Ein **Catechet** alſo zu Alexandrien war ein gelehrter Kenner der Religion, oder ein Theologe, ohne daß er darum nothwendig ein geiſtliches Amt bekleidete. Selbſt Männer, die mit dem chriſtlichen Alterthum ſehr wohl bekannt waren, (unter andern **Valeſius** ad Euſeb. H. E. L. VI. c. 19. und **Dodwell**, Diſſert. Cyprianic. VI. de presbyteris doctoribus, §. 11.) haben gleichwohl, wie es ſcheint, in dieſem **Catecheten** bloß einen Lehrer der **Catechumenen** geſucht.

Pantänus, welcher die theologiſche Pflanzſchule zu Alexandrien zuerſt in einen ausnehmenden Ruf brachte, hatte ſich anfänglich in der **ſtoiſchen** Philoſophie ſehr fleißig geübt. Nachmals aber nahm ihn der Eifer für die chriſtliche Religion gänzlich ein. Gleich vielen andern alſo, welche ſie zu dieſer Zeit fortzupflanzen ſuchten, ſoll er bis nach Indien gegangen ſeyn, und daſelbſt bey einigen Chriſten die Evangeliſche Geſchichte **Matthäi** gefunden haben, welche der Apoſtel **Bartholomäus**, als er daſelbſt das Chriſtenthum verkündigte, in hebräiſcher Sprache ſollte zurückgelaſſen haben. Dieſe Nachricht, deren Umſtände **Euſebius** etwas zweifelhaft angiebt,

giebt, vermehrt Hieronymus noch mit folgenden, daß Pantänus, auf Verlangen der Indianer, von seinem Bischoff Demetrius, zu ihnen geschickt worden sey, und das gedachte Evangelium bey seiner Zurückkunft nach Alexandrien gebracht habe. So wenig man zweifeln darf, daß Pantänus diese Reise unternommen habe: so ungewiß ist das übrige, was man von dem Lande, und von der Geschichte des Matthäus hinzusetzt; aber beydes ist schon an einem andern Orte, (Th. II. S. 137. 138. 189. 190.) berührt worden.

Hierauf bekleidete Pantänus die gedachte Lehrstelle zu Alexandrien. Er flößte daselbst zuerst der christlichen Jugend eine ungemeine Liebe zur heidnischen Philosophie und Gelehrsamkeit ein, und lehrte besonders die erstere mit dem Christenthum verbinden, wie man aus einem Schreiben des Origenes (beym Eusebius Hist Eccl. L. VI. c. 19.) schließen kann. Justin der Märtyrer, und andere seit seinen Zeiten, hatten zwar einigen Gebrauch von der griechischen Philosophie gemacht; sonst aber sie mehr getadelt als empfohlen. Dem Pantänus hingegen und seinen Nachfolgern zu Alexandrien hat dieselbe hauptsächlich so viel Freunde unter den Christen zu danken gehabt. Der Mißbrauch, welcher bald mit dieser Philosophie bey der Erklärung der heiligen Schrift, und bey der Erläuterung oder Bestätigung des christlichen Glaubens begangen wurde, hat Gelegenheit gegeben, zu fragen, ob die Alexandrinische Schule, von der die Christen dieses philosophische Geschenk annahmen, ihnen mehr genützt oder geschadet habe? Allein sie scheinet doch der christlichen Kirche große und ununterbrochene Dienste geleistet zu haben; ohngeachtet einige ihrer Lehrer sich beträchtlicher Schwachheiten schuldig machten, und auch andere zu denselben verleiteten. Von den Auslegungen des Pantänus über die heilige Schrift, (einer Beschäftigung, in der ihm unter den ersten christlichen Lehrern eine der vorzüglich-

züglichſten Stellen gebühren mag,) iſt zwar nichts mehr vorhanden, als eine Stelle beym **Clemens von Alexandrien**, (in Eelogis ex Prophetar. ſcripturis, p. 1002. ſq. ed. Potteri,) worinne er die Anmerkung vorträgt, daß die Propheten öfters die gegenwärtige Zeit anſtatt der künftigen, oder auch der vergangenen, in ihren Schriften gebrauchten. Aus dieſen abgeriſſenen Worten aber, die gehörig beſtimmt eben ſo wohl eine geſunde Erklärungsregel enthalten, als ſie Uebel angewandt worden ſind, darf noch kein ſchlimmes Vorurtheil gegen ſeine bibliſchen Arbeiten gezogen werden.

Leben
und
Schriften des Irenäus,
Biſchofs zu Lugdunum.

Alle berühmte Schriftſteller, welche die Chriſten bisher gehabt hatten, waren in den morgenländiſchen und griechiſchen Gemeinen aufgeſtanden: zu einem Merkmale, daß dieſe weit blühender geweſen ſind, als die in den mehr abendländiſchen Provinzen des Römiſchen Reichs gelegenen, wohin das Chriſtenthum, wenn man Italien ausnimmt, noch nicht ſehr lange gedrungen war. Zu eben dieſer Zeit, zwiſchen den Jahren 170 und 200, bekam zwar die neugeſtiftete Gemeine zu Lugdunum in Gallien am **Irenäus** einen durch Gottſeeligkeit und Schriften verdienten Lehrer; allein er war ebenfals aus Aſien dahin gekommen. In ſeiner erſten Jugend hatte er noch des Unterrichts und Umgangs einiger Schüler der Apoſtel genoſſen, beſonders des **Polycarpus**, Biſchofs

zu Smyrna: daher man ihm auch ſelbſt den Beynamen eines Apoſtoliſchen Lehrers ertheilt hat. Neben der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft hatte er die Lehrgebäude aller philoſophiſchen und ketzeriſchen Sekten überaus ſorgfältig unterſucht. Aus Klein Aſien gieng Irenäus nach Lugdunum (oder Lyon): der dortige Biſchof Pothinus ernannte ihn zum Aelteſten der Gemeine, und nach dem oben beſchriebenen Tode deſſelben, im Jahr 177, wurde er zu ſeinem Nachfolger gewählt. Einige Zeit vorher war er von den Chriſten in Gallien an den Biſchof zu Rom geſandt worden, damit der durch die Montaniſtiſchen Händel geſtörte Kirchenfriede erhalten werden möchte. Als Biſchof ſorgte er mit vielem Eifer für die Verwahrung der chriſtlichen Lehre vor allen Irrthümern dieſer Zeiten, auch, wie es das Anſehen hat, ſehr glücklich für die Bekehrung der Heiden in jener Gegend. Er ſtarb im Jahr 202, oder etwas ſpäter; aber man hat keinen tüchtigen Beweis, daß er um der Religion willen ſollte hingerichtet worden ſeyn.

Verſchiedene ſeiner Schriften ſind uns größtentheils nur dem Nahmen nach, aus dem Euſebius, (Hiſt. Eccl. L. V. c. 20. 26.) noch bekannt. Zween Aelteſten zu Rom, die eine Spaltung in der Gemeine ſtifteten, widerlegte er in zwey Schreiben: den Blaſtus, weil er behauptete, man dürfe das Paſcha zu keiner andern Zeit, als mit den Juden, feyern; und den Florinus, welcher Gott zum Urheber des Böſen machte, nachher aber auf die Seite des Valentinus trat. Er ſetzte daher dieſem noch eine beſondere Schrift von den acht vornehmſten Aeonen der Valentinianer entgegen. Irenäus hatte auch eine kurze Rede wider die Heiden, einen Beweis der Apoſtoliſchen Predigt, und eine Sammlung vermiſchter Abhandlungen aufgeſetzt, von welchen allen wir den Inhalt noch weit weniger wiſſen. Die Irrlehren des Marcion waren von ihm gleichfals in ei-

nem eignen Werke beſtritten worden. Daß er das Schreiben der Gemeinen zu Lugdunum und Vienna, welches ſchon im Auszuge mitgetheilt worden iſt, verfertigt habe, iſt eine nicht ganz verwerfliche Muthmaaßung.

Doch das wichtigſte ſeiner Bücher iſt gewiſſermaaſſen noch vorhanden. Auf Verlangen eines Freundes, vermuthlich eines griechiſchen Lehrers, der die dunkeln und geheimnißvollen Lehrſätze der **Valentinianer** kennen wollte, damit er ſie deſto leichter zur Wahrheit zurückbringen, und hindern möchte, andere zu verführen; außerdem aber, um ſelbſt ihren Fortgang in Gallien zu hemmen, entwickelte und widerlegte **Irenäus** das Lehrgebäude der **Valentinianer**, zugleich auch aller übrigen **Gnoſtiker**, in einem Werke von fünf Büchern. Dieſem gab er die Aufſchrift einer **Entdeckung und Zerſtörung der fälſchlich ſogenannten Wiſſenſchaft**, (ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδωνύμου γνώσεως.) In den folgenden Zeiten hat man ſich der Kürze wegen angewöhnt, es ſein **Werk wider die Ketzer** zu nennen; wiewohl es keineswegs gegen alle Ketzer gerichtet iſt, die bis auf ſeine Zeiten unter den Chriſten aufgekommen waren. Unterdeſſen, da die Gnoſtiker den allergröſſten und ſchädlichſten Theil derſelben ausmachten, kann man es als das allererſte faſt vollſtändige hiſtoriſche und polemiſche Werk über die Ketzereyen unter den älteſten Chriſten betrachten: zumal da **Irenäus**, vom **Simon Magus** an, bis auf den **Tatianus**, alle Irrlehrer, die eine Aehnlichkeit mit den **Gnoſtikern** hatten, beſchrieben hat.

Wenn man den gröſten Theil des erſten Buchs ausnimmt, den man noch griechiſch leſen kann, ſo haben ſich von der Urſchrift der übrigen Bücher nur wenige Abſätze und kleine Stücke erhalten. Man hat alle dieſe Ueberbleibſale hauptſächlich dem **Euſebius** und **Epiphanius**,

nius, die ſie in ihren Schriften aufbewahrt haben, zu danken. Dagegen kann man bloß eine alte lateiniſche Ueberſetzung des ganzen Werks gebrauchen. Sie ſcheint ſehr zeitig, etwan in den Galliſchen oder Afrikaniſchen Gemeinen, wo die griechiſche Sprache nicht ſo üblich war, aufgeſetzt worden zu ſeyn: denn es giebt Spuren, daß Tertullianus bereits ſich ihrer bedient habe; wenigſtens iſt es gewiß, daß er zuweilen mit derſelben gefehlt hat. Dieſe Ueberſetzung aber iſt ſo undeutlich, barbariſch und elend abgefaßt, daß ihr Urheber weder die griechiſche noch die lateiniſche Sprache, noch den Inhalt des Buchs ſelbſt, genugſam muß verſtanden haben. Irenäus ſelbſt iſt zwar oft ein dunkler Schriftſteller: er ſchreibt inſonderheit mehr gedrungen als zierlich; allein die verworrenen und düſtern Materien, welche er abhandelt, und in deren Aufklärung er keinen Vorgänger hatte, dienen zu ſeiner Entſchuldigung. Man findet auch endlich wohl einen zuſammenhängenden Verſtand in der Urſprache des erſten Buchs, das von dieſem Vorwurfe am meiſten getroffen wird; der Ueberſetzer hingegen hat das Werk an vielen Stellen unbrauchbar gemacht. Wenn man ihm Treue beylegt, ſo iſt dieſes eigentlich ein buchſtäbliches Uebertragen der griechiſchen Wörter in gleichlautende lateiniſche, die es öfters ſichtbar machen, was in der Urſchrift geſtanden habe. Einen zufälligen Nutzen leiſtet jedoch ſeine Arbeit. Man lernt daraus eine von den lateiniſchen Bibelüberſetzungen ſeiner Zeiten kennen, deren er ſich bey vorkommenden Stellen der heiligen Schrift bedient hat.

Es iſt zwar in den neueſten Zeiten der Zweifel erregt worden, ob dieſes Werk überhaupt ſich vom Irenäus herſchreibe. Herr D. Semler hat (in der Geſchichte der chriſtl. Glaubenslehre, vor dem zweyten Bande von Baumgartens Unterſ. theol. Streitigk. S. 131. fg.) einige Gründe vorgetragen, warum er vermuthe, daß es entweder nach und nach Zuſäze bekommen, oder daß es

ein anderer unter dem Nahmen des Irenäus geſchrieben habe, der beſonders die Rechte des Römiſchen Biſchofs zu erheben ſuchte. Er fand nemlich manches darinne, das ſich für einen abendländiſchen Verfaſſer nicht ſchicke, griechiſche und hebräiſche Kenntniſſe, zu deren Erlangung nur in den Morgenländern Gelegenheit vorhanden geweſen ſey, und ſogar ein anſehnliches Stück, welches Clemens von Alexandrien (Stromat. L. VII.) abgeſchrieben habe, ohne den Irenäus zu nennen. Am Ende des ſechsten Jahrhunderts, ſetzt er hinzu, ſey ſogar dieſes Werk in den Abendländern weder griechiſch noch lateiniſch zu finden geweſen; ob es gleich Gregorius, Biſchof von Rom, auf das ſorgfältigſte geſucht habe. Alles dieſes hat den Hn. D. Semler bewogen, in einer andern Schrift (de cavenda moleſta ſedulitate ſacra) noch einen Schritt weiter zu gehen, und zu behaupten, das Werk ſey von einer Geſellſchaft gelehrter Betrüger geſchmiedet worden. Man kann jedoch auf dieſe ſämmtliche Bedenklichkeiten antworten. Da Irenäus würklich aus den Morgenländern gebürtig war, und daſelbſt ſeine Wiſſenſchaft erlernt hatte: ſo iſt an den Spuren derſelben gar nichts befremdliches. Er hatte die römiſche Gemeine ſelbſt geſehen, und alſo verehren gelernt. Nichts iſt natürlicher zu denken, als daß Clemens aus einerley Quelle mit ihm geſchöpft habe. In den barbariſchen Zeiten des Gregorius mögen mehrere Schriften abendländiſcher Verfaſſer bereits ſelten oder gar unſichtbar geworden ſeyn: und wenn dieſe hauptſächlich zum Vortheil der Römiſchen Biſchöfe aufgeſetzt worden wäre, ſo würde ſie gewiß in der Römiſchen Gemeine am erſten anzutreffen geweſen ſeyn. Aber eine ſolche eigentliche Hauptabſicht des Werks merkt man auch demſelben gar nicht an. Endlich iſt es entſcheidend für die ächte Beſchaffenheit deſſelben, daß es nicht bloß überhaupt, ſondern auch in der noch übrigen Geſtalt, nach einer beträchtlichen Anzahl Stellen, vom Euſebius und andern alten chriſtlichen Schriftſtellern, welche ſie anführen, dem

Ire-

Irenäus beygelegt wird. Die meiſten dieſer Anmerkungen hat der Hr. C. R. Walch in einem noch ungedruckten Aufſatze, deſſen Auszug man aber an zwey Orten (in den Götting. Gelehrten Anzeigen, J. 1774. St. 100. und in Hn. Röslers Bibliothek der Kirchenväter, Th. I. S. 267. fg.) leſen kann, genauer entwickelt.

In dem erſten Buche ſeines Werks alſo beſchreibt Irenäus, nach einem Vorberichte von der Veranlaſſung deſſelben, die Lehrſätze der Gnoſtiker, vorzüglich aber der Valentinianer, und wiederum unter dieſen beſonders der Anhänger des Ptolemäus. Sehr weitläuftig werden gleich anfänglich die ausſchweifenden Meinungen der Valentinianer von den Aeonen, ihrem Geſchlechtsregiſter, der Schöpfung der Welt, und allem andern, was ſie eigenes hatten, vorgeſtellt. Auch werden die Stellen der heiligen Schrift beygebracht, die ſie zum Beweiſe ihrer Einfälle verdrehten: und der Verfaſſer beweiſet an dem Anfange der evangeliſchen Geſchichte des Johannes, wie grob dieſer ihr Mißbrauch ſey. Nun zeigt er, daß die Erfinder dieſer Fabeln ſelbſt unter einander uneins ſind, und eben dadurch ein Zeugniß für die Wahrheit des Lehrbegriffs der allgemeinen chriſtlichen Kirche ablegen.

Um dieſen zuerſt abzubilden, ſagt er, „es ſey der von „den Apoſteln und ihren Schülern hinterlaſſene Glaube „an Einen Gott, den allmächtigen Vater, der alles ge„ſchaffen hat; an Einen Jeſum Chriſtum, den Sohn „Gottes, der, um uns zu erlöſen, ein Menſch geworden „iſt; und an den heiligen Geiſt, welcher durch die Pro„pheten die göttlichen Anſtalten, die Geburt, das Lei„den, die Auferſtehung und Himmelfahrt unſers gelieb„ten Herrn Jeſu Chriſti, auch ſeine Zukunft vom Him„mel, in der Herrlichkeit des Vaters, zur Auferweckung „aller Menſchen vom Tode, verkündigt hat, damit vor „Jeſu Chriſto, unſerm Herrn, und Gott, und Erlö„ſer, und Könige, ſich alle Kniee im Himmel, auf Er-

„den und unter der Erde beugen, und alle Zungen ihn „bekennen, er aber ein gerechtes Gericht an allen ausüben „möge; ſo daß er die abgefallenen Engel und die gottloſen „Menſchen zum ewigen Feuer verdamme, den Gerechten „aber und Frommen Leben, Unverweslichkeit und eine „ewige Herrlichkeit ſchenke.„

Hier ſieht man das erſte kurz und deutlich zuſammengefaßte Glaubensbekenntniß der alten Chriſten, in welchem vielleicht einzele Ausdrücke vom Irenäus herrühren; das Ganze aber von allen ſeinen Mitbrüdern bekannt wurde, und wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, auch von allen denen feyerlich angenommen werden mußte, welche in die chriſtliche Gemeine traten. „Weder die in Germanien „geſtifteten Gemeinen, ſo fährt der Verfaſſer fort, noch die in Spanien und Gallien, in den Morgenländern, in Egypten, in Libyen, oder die mitten in der Welt befindlichen, (er verſteht unter dieſen vermuthlich die Gemeinen, welche mehr in der Mitte des römiſchen Reichs lagen,) glauben oder lehren anders.„ Dieſes iſt abermals die älteſte Nachricht, die man von dem Urſprunge chriſtlicher Gemeinen in Deutſchland und Spanien hat; es iſt aber auch alles, was man davon zuverläßig ſagen kann, nemlich, daß ſie ſchon zu dieſen Zeiten vorhanden geweſen ſind. Viele europäiſche Kirchen haben in den folgenden Jahrhunderten eben ſowohl den Vorzug behaupten wollen, Apoſtel und Schüler derſelben, oder Jeſu ſelbſt, zu Stiftern zu haben, als diejenigen, welche ſie in Aſien, Griechenland und einigen andern Gegenden angelegt hatten. Muthmaaßungen oder Erdichtungen von dieſer Art ſind, weil man ſie gern und ſehr lange geglaubt hat, nur mit großer Mühe in den neuern Zeiten aufgehoben worden. Es iſt zwar ſchwer zu glauben, daß die chriſtliche Religion von Rom aus, wo ſie zeitig genug eine Geſellſchaft von Anhängern gefunden hatte, nicht auch bald in Gallien und Spanien, ingleichen

gleichen in dem Bezirke von Deutſchland gegen die Donau und den Rhein zu, wo die Römer Pflanzſtädte und Feſtungen beſaßen, wenigſtens bekannt ſollte geworden ſeyn, und bey einzelen Perſonen Beyfall erlangt haben. Schiffahrt und Seehandel konnten dieſes auch an den Küſten von Gallien, Spanien und Britannien erleichtern. Allein man hat erzählt, daß **Paulus**, weil er nach Spanien zu reiſen Willens war, dieſes auch würklich gethan, und daſelbſt ſowohl, als bey ſeiner Durchreiſe, in Gallien das Evangelium geprediget habe; daß in Spanien auch der ältere **Jakobus**, und in Gallien **Philippus** nebſt vielen Schülern der Apoſtel gelehrt haben, unter welchen **Dionyſius**, der Beyſitzer des Areopagus, der Stifter der Gemeine zu Paris geweſen ſey. Von dieſem allem kann nichts erwieſen werden. Die erſten chriſtlichen Gemeinen in Gallien kommen, wie man bereits oben (S. 153.) geſehen hat, in der Geſchichte erſt unter dem **Marcus Aurelius** vor, und außerhalb Lugdunum und Vienna ſcheint es zu dieſen Zeiten kaum andere in dieſem Lande gegeben zu haben. Lehrer aus Gallien haben vermuthlich um gleiche Zeit einige Gemeinen in dem Römiſchen Deutſchland geſtiftet. Denndaß ſchon einige von des Apoſtels **Petrus** Schülern, **Eucharius**, **Valerius** und **Maternus**, in den Städten Cöln, Trier, Lüttich, und andern mehr, das Chriſtenthum feſt gegründet haben ſollten, iſt ebenfals nur eine fabelhafte Sage. **Irenäus** ſagt zwar nichts von Gemeinen in Britannien; aber dasjenige bey Seite geſetzt, was man von der Ausbreitung der chriſtlichen Religion in dieſem Reiche durch den **Joſeph von Arimathia** und einige Schüler der Apoſtel erſonnen hat; auch was alte Nachrichten von einem Könige in Britannien, **Lucius**, meldeten, der den Römiſchen Biſchof **Eleutherus** um Lehrer des Chriſtenthums erſucht haben ſoll, die würklich gekommen ſeyn, und daſelbſt ihrer Religion viele Anhänger erworben haben ſollen: ſo könnte unter dieſer unwahrſcheinlichen Erzählung wohl ein wahrer Grund verborgen

liegen. Das benachbarte Gallien hat vielleicht um dieſe Zeit auch Britannien Chriſten zugeſandt, die ihren Glauben darinne mit gutem Erfolge fortpflanzten. Bey allen dieſen Unterſuchungen, aus welchen ſo wenig Gewißheit entſpringt, länger ſtehen zu bleiben, oder die übrigens gelehrten Schriften des **Launoi**, **de Marca**, **von Hontheim**, **Uſſerius**, und anderer mehr, in denen ſie angeſtellt worden ſind, zu nennen, würde eben nicht lehrreich ſeyn. **Mosheim** hat (Commentar. p. 207-216.) beydes auf eine in der Kürze brauchbare Weiſe geleiſtet, und noch andere Vermuthungen beygefügt. Ein zum Theil nicht übel gerathenes Buch des **Johann Heinrich Urſinus**; über die älteſte Kirchengeſchichte Deutſchlandes, de Eccleſiarum Germanicarum origine et progreſſu, Noriberg. 1664. 8) dient noch mehr dazu, den Wunſch rege zu machen, daß dieſe Geſchichte in einem beſondern Buche, hauptſächlich für diejenigen Chriſten in unſerm Vaterlande, beſchrieben werden möchte, welche die erſte Freyheit und Unabhängigkeit der deutſchen Kirche am wenigſten kennen.

Nachdem **Irenäus** den allgemeinen Glauben der Chriſten entworfen hat, ſetzt er noch hinzu, der Unterſcheid zwiſchen den Chriſten, daß einer gelehrter und beredter ſey, als der andere, hebe dieſe Uebereinſtimmung im Glauben nicht auf; ſondern bringe nur eine größere Geſchicklichkeit in der Erklärung deſſelben hervor. Dieſe ſeine ganze Stelle iſt ungemein merkwürdig. An dem Glaubensbekenntniſſe, welches er mittheilt, erkennt man eine der erſten Grundlagen des nachmals ſogenannten **apoſtoliſchen**. Man findet es ungekünſtelt, größtentheils in Worten der Apoſtel ſelbſt verfaſſet, durch keine Beſtimmungen der folgenden Lehrer erweitert und ſchwerer gemacht, in den Hauptlehren des Chriſtenthums ſo fruchtbar, daß alle bisher entſtandene Verfälſchungen dieſer Religion dadurch vermieden wurden, und auch alles, wozu

die

die Chriſten noch verbunden zu ſeyn glaubten, als die Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, die Beobachtung der von Jeſu eingeführten Cärimonien, und die chriſtliche Gottſeeligkeit überhaupt, ungezwungen daraus herfloß. Zugleich wird offenbar den Lehrern das Recht abgeſprochen, den Chriſten noch andere Glaubensmeinungen als nothwendig aufzudringen. Aber es wird ihnen auch die Freyheit zugeſtanden, die Abſichten und Urſachen der göttlichen Einrichtungen bey den Menſchen, zu ihrer eigenen Uebung, zu unterſuchen; Wie unter andern, warum das Wort Gottes Menſch geworden ſey? und warum erſt in den lezten Zeiten? und dergleichen mehr.

Mit dieſer durchgängigen Uebereinſtimmung der Chriſten im Glauben, vergleicht nun Irenäus die groſſe Uneinigkeit der Valentinianer, indem er zeigt, daß Valentinus ſelbſt, und ſeine Anhänger, Secundus, Epiphanes, Ptolemäus, Colarbaſus, und Marcus, ſehr weit von einander abgehen. Von dem lezten, ſeinen Zauberkünſten, oder vielleicht nur Gaukeleyen, bey dem Nachtmal Jeſu; von der laſterhaften Lebensart deſſelben und ſeiner Schüler; von den räthſelhaften Erklärungen der Buchſtaben und Zahlen, die er vornahm; von den gewaltſamen Verdrehungen der heiligen Schrift, die bey dieſer Parthey, welche man die Marcoſianer nannte, üblich war; von ihrer ſeltſamen Cärimonie unter dem Nahmen der Erlöſung, ihrer Vermiſchung des Taufwaſſers mit Oele, und vielen andern Dingen, welche ſie betreffen, giebt der Verfaſſer ſehr umſtändliche Nachrichten, und ſtreuet auch zuweilen eine kurze Abfertigung ein. Gelegentlich führt er (c. 13.) Beyſpiele von der öffentlichen Büßung grober Verbrechen an, die um dieſe Zeit in den chriſtlichen Gemeinen, gleichſam als eine Genugthuung für das Aergerniß und die Beleidigung, die ihnen ein laſterhaftes Mitglied zugefügt hatte, beobachtet wur-

de. Sie äußerte ſich in Thränen, Klagen, und vielen andern Zeichen des Schmerzens und der Reue: auch wurde ſie oft, wie man hier findet, bis zum Ende des Lebens fortgeſetzt. Dieſe **Büßung**, (μετάνοια, poenitentia) die von der **Buße**, (oder Beßerung) welche die Proteſtanten nach den Grundſätzen **Chriſti** und der Apoſtel, aber mit einem unbequemen Worte, lehren, ſo ſehr unterſchieden iſt, heißt bey dieſem Schriftſteller **das Bekenntniß**, (ἐξομολόγησις) ein nachmals allgemeiner Nahme derſelben in der griechiſchen Kirche, weil ſie ſich mit einem öffentlichen Bekenntniſſe anfieng, und alle jene Merkmale die Aufrichtigkeit deſſelben bekräftigten. Um aber inſonderheit zu beweiſen, daß die ungeheuren Einfälle der **Valentinianer** aus den Irrlehren aller ältern Ketzer erwachſen ſind, beſchreibt **Irenäus** dieſe, vom **Simon** bis auf den **Marcion**, nachdem er vorher die chriſtliche Lehre von Gott und der Schöpfung, welche alle Ketzer verlaſſen haben, vorgetragen hatte, bis zum Ende dieſes Buchs.

Bey der Widerlegung ſelbſt, zu welcher er nunmehr übergeht, bedient er ſich zuerſt im **zweyten Buche** ſolcher Gründe, die aus der Natur der Sache und der **Valentinianiſchen** Irrlehren gezogen ſind. So beweiſet er, daß nur Ein Gott ſey, der weder über noch unter ſich einen andern Gott, ein anderes Grundweſen, oder etwas dergleichen, nach der Meinung der **Gnoſtiker** habe, daraus, weil, wenn man das letztere glaubt, Gott nicht alles in ſich enthalten, noch unendlich ſeyn könnte; ſondern vielmehr ein Fortgang ins Unendliche zugegeben werden müßte. Daß die Engel keineswegs die Welt wider den Willen des höchſten Vaters geſchaffen haben; daß ihnen und dem vermeinten beſondern Weltſchöpfer Gott nicht habe unbekannt bleiben können; und daß ſo viele andere Lehren der **Valentinianer** falſch ſind, thut er eben ſo leicht dar. Er wirft ihnen vor, daß ſie ihre Grundſätze mit veränderten Nahmen von den Heiden geborgt hätten. Manche ihrer

rer Einwürfe und Mißdeutungen bibliſcher Stellen beantwortet er zugleich. Da er unter andern zeigt, das dreyſſigſte Jahr, in welchem Jeſus getauft worden, ſey kein Sinnbild von dreyßig Aeonen geweſen, verfällt er in die Uebereilung, aus ſehr ſchlechten Gründen, (wie unter andern aus einer Mißdeutung der Stelle Joh. VIII, 56.) zu behaupten, Jeſus ſey in einem Alter von faſt funfzig Jahren geſtorben.

In eben dieſer Stelle, (c. 22. ed. Maſſuet.) ſagt Irenäus von dem Heilande der Welt, er ſey gekommen, alle durch ſich ſelbſt zu erlöſen: „alle,„ fährt er fort, „welche durch ihn in Gott wiedergeboren wer„den; die kleinern und die größern Kinder, die „Knaben, die Jünglinge, und die Männer; daher iſt „er durch jedes Alter gekommen, und den Kindern ein „Kind geworden, um die Kinder zu heiligen.„ Man betrachtet dieſe Worte mit Recht als die erſte wo nicht ganz deutliche, doch überaus wahrſcheinliche Spur in den Schriften der Kirchenlehrer, von der Gewonheit der alten Chriſten, ihre Kinder zu taufen. Es iſt wahr, daß ſich Irenäus eines figürlichen Worts bedient, aus welchem man ſolches ſchließt. Allein dieſes Wort, Neugebären, oder Wiedergebären, (ἀναγέννησις, παλιγγενεσία, regeneratio,) hatten die Chriſten als ein Bild der Taufe, ſelbſt von Jeſu (Evang. Geſch. Johan. C. 3.) und dem Apoſtel Paulus (Brief an den Titum, C. 3.) bekommen. Daher gebraucht es Juſtin der Märtyrer, wie in dem Auszuge ſeiner Schriften, (S. 27.) bemerkt worden iſt, und Irenäus ſelbſt in andern Stellen, (L. I. c. 21. L. III. c. 17. L. V. c. 15.) in gleichem Verſtande. Hiſtoriſch iſt eigentlich die beygebrachte Stelle nicht vollkommen; unterdeſſen fällt doch durch die vorhergehende Anmerkung der Einwurf weg, als wenn Irenäus wohl von einer andern Art der Wiedergeburt, welche den Kindern durch Chriſtum zu Theil würde, reden möch-

möchte. An einen Unterricht in der chriſtlichen Religion bey den kleinſten Kindern läßt ſich in der That nicht denken, wenn man wahre Begriffe dabey vorausſetzen will: und da gleich nach dieſen Zeiten **Tertullianus** ausdrücklich von der Kindertaufe, als von einer üblichen Sache, ſpricht, ſo hat man deſto weniger nöthig, den Mangel frühherer Beyſpiele dieſer Art hier entſcheiden zu laſſen. Eine andere Bedenklichkeit, die man dagegen angeführt hat, daß **Irenäus** den **Valentinianern** und andern **Gnoſtikern** ſelbſt wider ſich Waffen in die Hände geben würde, wenn er behauptete, alle Kinder wären ihrer Natur nach ſo ſehr verdorben, daß ſie ohne Taufe keine Vergebung ihrer Sünden erlangen könnten; indem dieſes den Irrthum jener Ketzer begünſtige, als wenn die Menſchen von einem böſen Grundweſen geſchaffen wären, und daher ihre Natur ganz und gar ſündlich ſey: dieſes kann zwar auch aus dem Wege geräumt werden, wenn man die gewöhnlichen Erklärungen der Chriſten von einem angebohrnen ſittlichen Verderben des Menſchen zu Hülfe nimmt. Ob aber auch **Irenäus** ſolche Begriffe davon gehabt habe, darauf kann nur im folgenden aus ſeinem Werke ſelbſt geantwortet werden. Es bleibt immer ſehr glaublich, wenn gleich nicht unwiderſprechlich gewiß, daß die Chriſten von den erſten Zeiten an, auch Kinder getauft haben. Dieſe Einweihung zu dem Glauben, den Pflichten und Rechten des Chriſtenthums, konnte den Kindern, wenn man auch nicht mehr ſagen will, noch weniger verſagt werden, als Erwachſenen, welche aufrichtig darum anhielten. Schon ihre Geburt gab ihnen ein Recht dazu, wenn ſie chriſtliche Eltern hatten: und die Schickſale der Chriſten zu dieſen Zeiten, da ſo viele Kinder frühzeitig ihrer Eltern durch Verfolgungen beraubt wurden, ſo viel verführendes in den Reizungen des Heidenthums war, konnten ebenfalls dieſen Rath mit Nachdrucke ertheilen. Der Mangel an Nachrichten von der Kindertaufe bis gegen das Ende des zweyten chriſtlichen Jahrhunderts,

bringt

bringt nur einen ſchwachen Zweifel hervor. Außerdem daß in dem erſten Zeitalter der Kirche mehr erwachſene Juden und Heiden mögen getauft worden ſeyn, als Kinder, und alſo auch nur von der Taufe der erſtern häufig gehandelt werden konnte; zumal in Schutzſchriften gegen die Feinde des Chriſtenthums: ſo iſt es auch gewiß, daß ungleich mehrere Schriften der älteſten chriſtlichen Lehrer untergegangen als übrig geblieben ſind; vermuthlich alſo zugleich manche Stellen mit denſelben, worinne dieſes Umſtandes gedacht wurde.

Irenäus ergreift übrigens die Gelegenheit, einige allgemeine gute Erinnerungen über die Unterſuchungen in der Religion und Erklärungen der heiligen Schrift anzubringen. Er empfiehlt den Valentinianern, anſtatt ihrer vorwitzigen Fragen und eingebildeten Kenntniß von Gott und allem, was er gethan hat, eine weiſe Unwiſſenheit. Wenn man, ſagt er, Gott glaubt, ihn liebt, und gewiß weiß, daß Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, gekreuzigt worden ſey: ſo iſt dieſes beſſer, als ſich wegen einer eiteln Spitzfindigkeit aufzublähen. Ein geſunder, vorſichtiger und Wahrheitliebender Verſtand iſt nur bereit, ſolche Dinge zu betrachten, und ſich durch tägliche Uebung recht geläufig zu machen, welche Gott ſeinen Kräften völlig angemeſſen hat. Dergleichen ſind Dinge, welche in die Augen fallen, welche offenbar und ohne alle Zweydeutigkeit in den göttlichen Schriften ausgedruckt ſind. Nach ſolchen muß man alſo auch die Gleichniſſe erklären; nicht aber die Dunkelheit derſelben mißbrauchen, um deutliche Stellen und Lehren in Verwirrung zu ſetzen. Wir verſtehen ſogar von natürlichen Dingen manches nicht: kann es uns alſo wohl ſchwer fallen, in der heiligen Schrift, welche ganz geiſtig iſt, einiges Gott zu überlaſſen, ſowohl in dieſer Welt, als in jener, damit Gott ſtets lehre; der Menſch aber immer von Gott lerne? Fragt jemand, (um ein Beyſpiel zu geben,) was Gott gethan

habe,

Wunder von ihrer Seite entgegen; aber es fehlte gar viel daran, daß ſie nach obrigkeitlichen Unterſuchungen, von Freunden und Feinden zugleich, unter wichtigen und immerdauernden Würkungen, die ſie hinterlaſſen hätten, wären angenommen worden. In dem übrigen Theil dieſes Buchs iſt noch die Stelle (c. 34.) merkwürdig, worinne **Irenäus** mit andern chriſtlichen Kirchenlehrern behauptet, die Seelen der Menſchen wären nicht ihrer Natur nach unſterblich; ſondern ſie lebten nur ſo lange fort, als Gott wollte. Er leitet dieſes aus dem Grundſatze her, der Wille Gottes müſſe über alles unumſchränkt herrſchen, und alles müſſe ihm unterthänig ſeyn.

Auf eine andere Art ſtreitet er im **dritten Buche** mit den **gnoſtiſchen Ketzern**: nämlich aus der heiligen Schrift, beſonders den Lehren der Apoſtel, und ihrer mündlichen Fortpflanzung unter den Chriſten. Zuerſt merkt er an, daß dieſe Schriftſteller den chriſtlichen Glauben nicht eher aufgezeichnet haben, als bis ſie eine genaue und ſogar außerordentlich von Gott beförderte Kenntniß deſſelben erlangt hatten: daher komme ihre Zuverläßigkeit, und wer ihnen, (er beſchreibt inſonderheit die vier Verfaſſer der Lebensgeſchichte **Jeſu**,) nicht Beyfall gebe, verachte **Chriſtum** und ſeinen Vater ſelbſt. Wenn man nun, ſetzt er hinzu, die Ketzer aus dieſen Schriften widerlegt, ſo klagen ſie ſolche ſelbſt an, als wenn ſie nicht richtig ausgedrückt wären, noch Anſehen genug hätten; als wenn ihr Vortrag veränderlich wäre, und die Wahrheit von ſolchen nicht darinne gefunden werden könne, denen die **fortgepflanzte Lehre** (traditio) unbekannt ſey. Denn dieſe ſey nicht ſchriftlich, ſondern durch laute Worte vorgetragen worden. Daher habe auch **Paulus** geſagt: Wir reden die Weisheit unter den Vollkommenen; aber nicht die Weisheit dieſer Welt. Und dieſe Weisheit nennt ein jeder unter ihnen dasjenige, was er ſelbſt erſonnen hat; ſo daß die Wahrheit bald beym **Valentinus**, bald beym

Mar-

Marcion und andern zu ſuchen ſeyn würde. Wenn wir ſie aber wiederum auf die fortgepflanzte Lehre verweiſen, die von den Apoſteln herrührt, und durch die auf einander folgenden Aelteſten in der Kirche aufbewahrt wird: ſo widerſprechen ſie auch derſelben, indem ſie ſagen, ſie hätten allein, weiſer als die Aelteſten, ja ſelbſt als die Apoſtel, die reine Wahrheit entdeckt.

Man hat bey dieſer Stelle ſehr wohl angemerkt, daß die ketzeriſchen Partheyen die allererſten unter den Chriſten geweſen ſind, welche glaubten, die heilige Schrift ſey nicht deutlich und vollſtändig genug; ſondern man müſſe noch manche mündliche Erklärungen der Stifter des Chriſtenthums zu Hülfe nehmen, um dieſes vollkommen einzuſehen. Eine der gefährlichſten Meinungen, durch welche das ganze Gebäude dieſer Religion verändert und erſchüttert werden muß. Eben dieſes war der Hauptnutzen von der ſchriftlichen Aufzeichnung der Lehren Jeſu, daß die Chriſten ſtets gewiß ſeyn konnten, was zu denſelben gehöre. Hielten ſie noch Ergänzungen derſelben vor nothwendig, die von einem Lehrer auf den andern ſeit den Zeiten der Apoſtel fortgepflanzt ſeyn ſollten: ſo waren ſie täglich der Gefahr ausgeſetzt, ſich unter dieſem Vorwande neuerdachte Lehrſätze oder auch Erzählungen von Gott und ſeiner Art zu handeln, aufdringen zu laſſen. Nicht als wenn der mündliche Unterricht der Apoſtel und ihrer Schüler einen geringen Werth gehabt hätte. Allein wie alle Nachrichten, welche bloß durch alte Sagen erhalten werden, zu leicht Verfälſchungen leiden, die ſie endlich ganz unkenntlich machen: ſo mußte es gar bald auch dieſen ergehen. Lange ſchon hatte Papias, wie an einem andern Orte (Th. II. S. 346. fg.) angezeigt worden iſt, eine Sammlung ſolcher Berichte verfertigt: und ihm war ſie bereits mißlungen. Je weiter ſich alſo die Chriſten von dem Zeitalter der Apoſtel entfernten, deſto eher konnten vergrößerte, falſch verſtandene, oder gänzlich erdichtete

möchte. An einen Unterricht in der chriſtlichen Religion bey den kleinſten Kindern läßt ſich in der That nicht denken, wenn man wahre Begriffe dabey vorausſetzen will: und da gleich nach dieſen Zeiten **Tertullianus** ausdrücklich von der Kindertaufe, als von einer üblichen Sache, ſpricht, ſo hat man deſto weniger nöthig, den Mangel frühherer Beyſpiele dieſer Art hier entſcheiden zu laſſen. Eine andere Bedenklichkeit, die man dagegen angeführt hat, daß **Irenäus** den **Valentinianern** und andern **Gnoſtikern** ſelbſt wider ſich Waffen in die Hände geben würde, wenn er behauptete, alle Kinder wären ihrer Natur nach ſo ſehr verdorben, daß ſie ohne Taufe keine Vergebung ihrer Sünden erlangen könnten; indem dieſes den Irrthum jener Ketzer begünſtige, als wenn die Menſchen von einem böſen Grundweſen geſchaffen wären, und daher ihre Natur ganz und gar ſündlich ſey: dieſes kann zwar auch aus dem Wege geräumt werden, wenn man die gewöhnlichen Erklärungen der Chriſten von einem angebohrnen ſittlichen Verderben des Menſchen zu Hülfe nimmt. Ob aber auch **Irenäus** ſolche Begriffe davon gehabt habe, darauf kann nur im folgenden aus ſeinem Werke ſelbſt geantwortet werden. Es bleibt immer ſehr glaublich, wenn gleich nicht unwiderſprechlich gewiß, daß die Chriſten von den erſten Zeiten an, auch Kinder getauft haben. Dieſe Einweihung zu dem Glauben, den Pflichten und Rechten des Chriſtenthums, konnte den Kindern, wenn man auch nicht mehr ſagen will, noch weniger verſagt werden, als Erwachſenen, welche aufrichtig darum anhielten. Schon ihre Geburt gab ihnen ein Recht dazu, wenn ſie chriſtliche Eltern hatten: und die Schickſale der Chriſten zu dieſen Zeiten, da ſo viele Kinder frühzeitig ihrer Eltern durch Verfolgungen beraubt wurden, ſo viel verführendes in den Reizungen des Heidenthums war, konnten ebenfalls dieſen Rath mit Nachdrucke ertheilen. Der Mangel an Nachrichten von der Kindertaufe bis gegen das Ende des zweyten chriſtlichen Jahrhunderts,

bringt

bringt nur einen ſchwachen Zweifel hervor. Außerdem daß in dem erſten Zeitalter der Kirche mehr erwachſene Juden und Heiden mögen getauft worden ſeyn, als Kinder, und alſo auch nur von der Taufe der erſtern häufig gehandelt werden konnte; zumal in Schutzſchriften gegen die Feinde des Chriſtenthums: ſo iſt es auch gewiß, daß ungleich mehrere Schriften der älteſten chriſtlichen Lehrer untergegangen als übrig geblieben ſind; vermuthlich alſo zugleich manche Stellen mit denſelben, worinne dieſes Umſtandes gedacht wurde.

Irenäus ergreift übrigens die Gelegenheit, einige allgemeine gute Erinnerungen über die Unterſuchungen in der Religion und Erklärungen der heiligen Schrift anzubringen. Er empfiehlt den **Valentinianern**, anſtatt ihrer vorwitzigen Fragen und eingebildeten Kenntniß von Gott und allem, was er gethan hat, eine weiſe Unwiſſenheit. Wenn man, ſagt er, Gott glaubt, ihn liebt, und gewiß weiß, daß **Jeſus Chriſtus**, der Sohn Gottes, gekreuzigt worden ſey: ſo iſt dieſes beſſer, als ſich wegen einer eiteln Spitzfindigkeit aufzublähen. Ein geſunder, vorſichtiger und Wahrheitliebender Verſtand iſt nur bereit, ſolche Dinge zu betrachten, und ſich durch tägliche Uebung recht geläufig zu machen, welche Gott ſeinen Kräften völlig angemeſſen hat. Dergleichen ſind Dinge, welche in die Augen fallen, welche offenbar und ohne alle Zweydeutigkeit in den göttlichen Schriften ausgedruckt ſind. Nach ſolchen muß man alſo auch die Gleichniſſe erklären; nicht aber die Dunkelheit derſelben mißbrauchen, um deutliche Stellen und Lehren in Verwirrung zu ſetzen. Wir verſtehen ſogar von natürlichen Dingen manches nicht: kann es uns alſo wohl ſchwer fallen, in der heiligen Schrift, welche ganz geiſtig iſt, einiges Gott zu überlaſſen, ſowohl in dieſer Welt, als in jener, damit Gott ſtets lehre; der Menſch aber immer von Gott lerne? Fragt jemand, (um ein Beyſpiel zu geben,) was Gott gethan

habe,

habe, ehe er die Welt ſchuf? ſo antworten wir, dieſe Frage könne Gott allein beantworten, und die heilige Schrift melde nichts davon. Eben weil die Ketzer Gott gar nichts überlaſſen wollten, ſind ſie auf ſo thörichte Meinungen gerathen. Und da ſie das Wort Gottes und deſſen Hervorbringung, eben ſo erklärten als dasjenige, was Menſchen hervorbringen: ſo haben ſie aus Gott ein zuſammengeſetztes Weſen gemacht. Denn Gott iſt ganz Verſtand und ganz Wort: was er denkt, das redet er, und was er redet, das denkt er.

Dabey bleibt **Irenäus** noch etwas länger ſtehen. Mit unvernünftigem Stolze, ſo redet er die **Valentinianer** an, gebt ihr verwegen vor, daß ihr die unausſprechlichen Geheimniſſe Gottes wiſſet; da doch der Herr ſelbſt, der Sohn Gottes, geſtanden hat, der Vater wiſſe allein den Tag und die Stunde des Gerichts. Daher dürfen wir uns auch nicht ſchämen, Fragen, die über uns erhaben ſind, für Gott aufzubehalten. Wenn uns jemand frägt, wie der Sohn von dem Vater hervorgebracht worden ſey: ſo antworten wir, dieſe Hervorbringung, oder Zeugung, oder Benennung, oder Eröffnung, oder wie man ſonſt ſeine unausſprechliche Zeugung nennt, kennt niemand, als der Vater und der Sohn allein. Auch der menſchliche Begriff einer Herauslaſſung iſt nicht hinlänglich zu erklären. Eben ſo wenig können wir ſagen, wie Gott die Materie hervorgebracht habe, und warum einiges, was er geſchaffen hat, von ihm abgefallen ſey. Davon unterdeſſen, daß der Vater, der alles mit dem Sohne gemein hat, gleichwohl allein die Zeit des Gerichtes weiß, läßt ſich keine ſchicklichere und ſichere Urſache angeben, als dieſe, daß wir von dem Sohne lernen ſollen, der Vater ſey über alles, indem er ſelbſt geſagt hat, der Vater ſey größer als er. Der Verfaſſer ſagt nicht ausdrücklich, wie die Neuern, daß dieſes von der menſchlichen Natur **Chriſti** zu verſtehen ſey.

Am Ende dieſer Widerlegung der **Valentinianer**, bemerkt **Irenäus**, daß dieſelbe auch gegen die übrigen **gnoſtiſchen** Ketzer gelte. Er wirft dieſen Partheyen vor, daß keine wahren Wunder bey ihnen geſchehen, und ſo wenig Todte von ihnen auferweckt würden, wie nicht allein **Chriſtus** und die Apoſtel gethan hätten, ſondern auch jetzt noch öfters unter den Brüdern, auf Faſten und Gebet der rechtgläubigen Kirche erfolgte, daß ſie vielmehr die Möglichkeit der Sache gar leugneten, und nur die Erkenntniß der von ihnen ſo genannten Wahrheit mit dem Nahmen einer Auferſtehung der Todten belegten. Noch einmal verſichert er bald darauf, daß die Schüler **Jeſu** in ſeinem Nahmen noch immer Wunder verrichteten. Einige, ſchreibt er, vertreiben die böſen Geiſter völlig aus den Körpern; ſo daß diejenigen, welche von denſelben gereinigt worden ſind, oft glauben, und Mitglieder der Gemeine werden. Andere wiſſen künftige Dinge voraus; ſie empfangen Geſichter und prophetiſche Reden. Noch andere heilen die Kranken durch Auflegung der Hände. Von den auferweckten Todten, welche nachmals viele Jahre mit uns gelebt haben, iſt ſchon geredet worden. Kurz, man kann die wunderbaren Hülfleiſtungen nicht zählen, welche die Kirche in der ganzen Welt, der Gott die Gaben dazu verliehen hat, im Nahmen **Chriſti** ausübt, ohne jemanden zu betrügen, oder ihn um Geld zu bringen. Denn wie ſie ſolches umſonſt von Gott erhalten hat, ſo theilt ſie es auch umſonſt aus. — Dieſem ſo deutlichen und ausführlich beſtimmten Zeugniſſe von der Fortdauer der Wundergaben unter den Chriſten noch um dieſe Zeit, das ſo zuverſichtlich gegen die irrgläubigen Gemeinen, und mit einer Art von Aufforderung an dieſelben, abgelegt wird, fehlt vielleicht nichts weiter, um vollkommen überzeugend zu ſeyn, als die Anführung einiger Beyſpiele von Perſonen, an denen ſich dieſe wundervollen Kräfte, nicht nur von den Chriſten, ſondern auch von ihren Feinden, erkannt, gezeigt hatten. Denn die Heyden ſezten den Chriſten, ebenfals

Wun-

Wunder von ihrer Seite entgegen; aber es fehlte gar viel daran, daß ſie nach obrigkeitlichen Unterſuchungen, von Freunden und Feinden zugleich, unter wichtigen und immerdauernden Würkungen, die ſie hinterlaſſen hätten, wären angenommen worden. In dem übrigen Theil dieſes Buchs iſt noch die Stelle (c. 34.) merkwürdig, worinne **Irenäus** mit andern chriſtlichen Kirchenlehrern behauptet, die Seelen der Menſchen wären nicht ihrer Natur nach unſterblich; ſondern ſie lebten nur ſo lange fort, als Gott wollte. Er leitet dieſes aus dem Grundſatze her, der Wille Gottes müſſe über alles unumſchränkt herrſchen, und alles müſſe ihm unterthänig ſeyn.

Auf eine andere Art ſtreitet er im **dritten Buche** mit den **gnoſtiſchen Ketzern**: nämlich aus der heiligen Schrift, beſonders den Lehren der Apoſtel, und ihrer mündlichen Fortpflanzung unter den Chriſten. Zuerſt merkt er an, daß dieſe Schriftſteller den chriſtlichen Glauben nicht eher aufgezeichnet haben, als bis ſie eine genaue und ſogar außerordentlich von Gott beförderte Kenntniß deſſelben erlangt hatten: daher komme ihre Zuverläßigkeit, und wer ihnen, (er beſchreibt inſonderheit die vier Verfaſſer der Lebensgeſchichte **Jeſu**,) nicht Beyfall gebe, verachte **Chriſtum** und ſeinen Vater ſelbſt. Wenn man nun, ſetzt er hinzu, die Ketzer aus dieſen Schriften widerlegt, ſo klagen ſie ſolche ſelbſt an, als wenn ſie nicht richtig ausgedrückt wären, noch Anſehen genug hätten; als wenn ihr Vortrag veränderlich wäre, und die Wahrheit von ſolchen nicht darinne gefunden werden könne, denen die **fortgepflanzte Lehre** (traditio) unbekannt ſey. Denn dieſe ſey nicht ſchriftlich, ſondern durch laute Worte vorgetragen worden. Daher habe auch **Paulus** geſagt: Wir reden die Weisheit unter den Vollkommenen; aber nicht die Weisheit dieſer Welt. Und dieſe Weisheit nennt ein jeder unter ihnen dasjenige, was er ſelbſt erſonnen hat; ſo daß die Wahrheit bald beym **Valentinus**, bald beym

Mar-

Marcion und andern zu ſuchen ſeyn würde. Wenn wir ſie aber wiederum auf die fortgepflanzte Lehre verweiſen, die von den Apoſteln herrührt, und durch die auf einander folgenden Aelteſten in der Kirche aufbewahrt wird: ſo widerſprechen ſie auch derſelben, indem ſie ſagen, ſie hätten allein, weiſer als die Aelteſten, ja ſelbſt als die Apoſtel, die reine Wahrheit entdeckt.

Man hat bey dieſer Stelle ſehr wohl angemerkt, daß die ketzeriſchen Partheyen die allererſten unter den Chriſten geweſen ſind, welche glaubten, die heilige Schrift ſey nicht deutlich und vollſtändig genug; ſondern man müſſe noch manche mündliche Erklärungen der Stifter des Chriſtenthums zu Hülfe nehmen, um dieſes vollkommen einzuſehen. Eine der gefährlichſten Meinungen, durch welche das ganze Gebäude dieſer Religion verändert und erſchüttert werden muß. Eben dieſes war der Hauptnutzen von der ſchriftlichen Aufzeichnung der Lehren Jeſu, daß die Chriſten ſtets gewiß ſeyn konnten, was zu denſelben gehöre. Hielten ſie noch Ergänzungen derſelben vor nothwendig, die von einem Lehrer auf den andern ſeit den Zeiten der Apoſtel fortgepflanzt ſeyn ſollten: ſo waren ſie täglich der Gefahr ausgeſetzt, ſich unter dieſem Vorwande neuerdachte Lehrſätze oder auch Erzählungen von Gott und ſeiner Art zu handeln, aufdringen zu laſſen. Nicht als wenn der mündliche Unterricht der Apoſtel und ihrer Schüler einen geringen Werth gehabt hätte. Allein wie alle Nachrichten, welche bloß durch alte Sagen erhalten werden, zu leicht Verfälſchungen leiden, die ſie endlich ganz unkenntlich machen: ſo mußte es gar bald auch dieſen ergehen. Lange ſchon hatte Papias, wie an einem andern Orte (Th. II. S. 346. fg.) angezeigt worden iſt, eine Sammlung ſolcher Berichte verfertigt: und ihm war ſie bereits mißlungen. Je weiter ſich alſo die Chriſten von dem Zeitalter der Apoſtel entfernten, deſto eher konnten vergrößerte, falſch verſtandene, oder gänzlich erdichtete

Umſtände und Gedanken, die einer dem andern mittheilte, auch wohl gutmeinend ausſchmückte, ſich unter jenen ehrwürdigen Nahmen einſchleichen. Wenn die Chriſten bis auf dieſe Zeit von dergleichen Ueberbleibſalen, die wenigſtens davor gehalten wurden, einen Gebrauch machten: ſo geſchah es nur bey äußerlichen Anſtalten und Einrichtungen ihrer Gemeinen, oder bey Meinungen, die nicht zu dem allgemeinen unentbehrlichen Glauben gerechnet wurden. So wollte man die Zeit der Feyerung des **Paſcha** aus einer ungeſchriebenen Verordnung der Apoſtel gelernet haben: und man war nicht einmal darinne mit einander einig, was ſie hierüber verordnet hätten. Aber freylich konnten die Chriſten dem Vergnügen nicht entſagen, Gebräuche, welche ſie nach und nach zu ihrer Religion hinzuſetzten, vor ein Werk der Apoſtel anzuſehen. Daraus hat man bereits die ſogenannten **Apoſtoliſchen Kirchenverordnungen** und **Kirchengeſetze** entſpringen geſehen. Gleichergeſtalt hatten ehemals die Phariſäer unzählige Zuſätze zu dem göttlichen Geſetze gemacht, und der Ehre genoſſen, ſie eben ſo heilig als dieſes beobachtet zu ſehen. Die chriſtlichen Lehrer verabſcheueten noch einen ſolchen Mißbrauch und ſie waren vor demſelben durch Beſcheidenheit und Mäßigung eben ſowohl geſichert, als durch den Grundſatz, daß die heilige Schrift alles kurz und verſtändlich geoffenbaret habe, was ein jeder Chriſt glauben müſſe. Vorſchriften ſolcher Art, die aus dem Munde der Apoſtel gekommen ſeyn, und, ohne aufgeſchrieben zu werden, ſich bey den chriſtlichen Gemeinen erhalten haben ſollten, begriff man zwar mit einem eigenen Nahmen, (παράδοσις, traditio) und das ſelbſt in unſere Sprache aufgenommene Wort **Tradition** iſt in dieſer Bedeutung gewöhnlich worden. Allein die Schriftſteller der Chriſten bedienten ſich jenes Ausdrucks noch in einem ſo vielfachen und weitläuftigen Verſtande, den er auch Kraft ſeiner Abſtammung leicht faſſen konnte, daß man in dieſen erſten Zeiten ſelten an den eben angegebenen denken darf. Oft

heißt

heißt die Tradition bey ihnen nichts anders, als die Lehre Jeſu und der Apoſtel, wie ſie in der heiligen Schrift aufbehalten worden iſt. Im Irenäus ſelbſt (L. I. c. 10. III. c. 3.) ſtehen Beyſpiele von dieſem Gebrauche. Eben derſelbe aber belegt mit gleichem Worte in der letztern Stelle die nur gedachten Lehren des chriſtlichen Glaubens, ſo fern ſie auch mündlich fortgepflanzt worden ſind. Eine vortreffliche Anleitung zur Kenntnis und Beurtheilung dieſer mancherley Bedeutungen des Nahmens Tradition, hat längſt ein großer Mann (Mart. Chemnitius, Exam. Concil. Trident. P. I. p. 60-87. Genevae, 1641. fol.) nebſt hiſtoriſchen Anmerkungen über die im engern Verſtande ſogenannte Tradition, (welche alte von einem Menſchengeſchlechte zum andern überlieferte Sagen und Lehren der chriſtlichen Religion enthalten ſoll,) mitgetheilt. Was nachmals Jacob Basnage (Hiſt. de l'Egliſe, T. I. p. 472. ſq.) über den Urſprung und die Geſchichte der letztern geſammelt hat, iſt auch nicht zu verachten.

Es fällt in die Augen, daß Irenäus bloß gezwungen dieſes Mittel ergreift, neben der heiligen Schrift ſich noch darauf zu berufen, daß die Lehren des Chriſtenthums auch durch einen mündlichen Vortrag in den Gemeinen erhalten worden wären. Die Gnoſtiker nöthigten ihn dazu, indem ſie außer jener erſten und einzigen Quelle des Glaubens, eine andere weniger reine in der geheimen Tradition lebender Chriſten von den Apoſteln her, ſuchten, weil ſie es ſonſt unmöglich fanden, ihre Irrthümer zu beſchönigen. Daher beweiſet er auch aus der mündlichen Tradition der rechtgläubigen Kirche nichts mehr, als die Gewißheit eben derjenigen Lehren, welche die Ketzer ſchon in den Schriften der Apoſtel antreffen konnten. Die letztern ſind ihm ein hinlänglicher Beweis für die Wahrheit des oben angeführten chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes; aber um ſeiner Gegner willen zeigt er noch beſonders,

woran man die von den Apoſteln würklich herſtammende mündliche Fortpflanzung der Religion erkennen müſſe. „Alle, die das Wahre ſehen wollen, ſagt er, können in je„der Gemeine die noch erhaltene und in der ganzen Welt „bekanntgemachte Lehre der Apoſtel erblicken. Wir kön„nen die von den Apoſteln eingeſetzten Biſchöfe, und ihre „Nachfolger, bis auf unſere Zeit her zählen: alle dieſe „haben nichts von ſolchem Unſinn gelehrt oder gekannt, „als die Ketzer vorbringen. Hätten die Apoſtel verſteck„te Geheimniſſe gewußt, welche ſie beſonders und insge„heim nur den vollkommnern vorgetragen hätten: ſo wür„den ſie ſolche gewiß vorzüglich denen beygebracht haben, „welchen ſie die Gemeinen ſelbſt anvertraueten.„ Dieſe Methode, mit den **Gnoſtikern** zu ſtreiten, war unverbeſſerlich: denn die von den Apoſteln ſelbſt erbaueten, bis auf dieſe Zeit von ihren Schülern befeſtigten Gemeinen, die auch allein die apoſtoliſchen Schriften ohne Verfälſchungen annahmen, hatten das größte Recht, zu behaupten, daß auch ihr mündlicher Vortrag des Chriſtenthums allein apoſtoliſch ſey. Warum aber eben dieſer von einer ſolchen **Tradition** hergenommene **Beweis** in weit ſpätern Zeiten der Chriſten ohne eine Vergleichung mit der heiligen Schrift keine Kraft haben könne; davon hat man die Urſachen bereits geleſen.

„Da es jedoch, ſchreibt **Irenäus** weiter, für ein „ſolches Werk zu weitläufig ausfallen würde, die Folge „der Lehrer in allen Gemeinen herzurechnen: ſo nennen „wir bloß diejenige **Tradition**, welche die größte, älte„ſte und allen bekannte, von den beyden ruhmwürdigſten „Apoſteln **Petrus** und **Paulus** zu Rom geſtiftete Ge„meine, von den Apoſteln empfangen hat, den Glauben, „welcher den Menſchen verkündigt worden, und durch die „auf einander folgenden Biſchöfe bis auf uns gekommen „iſt. Dadurch beſchämen wir alle, welche auf irgend ei„ne Art, entweder aus Eigenliebe, oder aus eitler Ehrbe„gier-

„gierde, oder aus Blindheit und ſchlimmen Grundſätzen, „ungebührliche Verſammlungen anſtellen, (praeter quam „oportet colligunt.) Denn zu dieſer Gemeine muß „ſich wegen des vorzüglichern (oder mächtigern) „Anſehens (potiorem oder potentiorem principalitatem) die ganze Kirche, das heißt, die Gläubigen aus allen Gegenden, verſammeln, weil „darinne ſtets von den überall her zuſammenkommenden Chriſten (ab his qui ſunt undique) die „Apoſtoliſche Tradition erhalten worden iſt.„

Nichts hat in dem Werke des Irenäus heftigere Streitigkeiten veranlaßt, als dieſe Stelle, weil ein Theil der neuern Chriſten aus derſelben diejenigen Rechte herleitet, welche die Römiſche Kirche, nach ihrer Meinung, über alle chriſtliche Gemeinen ſeit den Zeiten der Apoſtel beſitzen ſoll. So viel iſt wohl außer Streit geſetzt, daß in Anſehung des Beweiſes, den hier der Verfaſſer führt, alle chriſtliche Gemeinen von ihm einander gleich geſchätzt werden. Sie haben alle noch, ſagt er, die mündlich fortgepflanzte Lehre der Apoſtel. Er würde alſo die Ketzer gleich nachdrücklich widerlegt haben, wenn er ſie nach Antiochien, Epheſus oder Smyrna verwieſen hätte. Aber er ſetzt ihnen nur die Lehre der vornehmſten abendländiſchen Gemeine entgegen: vermuthlich weil dieſes das natürlichſte für einen Mann war, der in Gallien ſchrieb. Darinne alſo, worauf die Ehre der chriſtlichen Gemeinen hauptſächlich ankam, in der Beybehaltung des unverfälſchten Glaubens der Apoſtel, hatte die Römiſche Gemeine keinen Vorzug vor den übrigen. Aber es kann doch nicht geläugnet werden, daß ihr Irenäus andere Vorzüge vor denſelben beylege.

Sollten dieſe mit aller Zuverläßigkeit beurtheilt werden, ſo müßte man ſchlechterdings die Worte ſelbſt wiſſen, deren ſich dieſer Schriftſteller bedient hat. Es iſt ſonderbar, daß man auf eine Stelle ſo viel zu bauen verſucht,

die nur in einer ſehr ſchlechten, und eben in den Hauptworten (potiorem principalitatem) höchſt undeutlichen und barbariſchen Ueberſetzung vorhanden iſt. Man könnte unpartheyiſch ſeyn, und dennoch ſich weigern, dieſe Stelle, welche ſo vieler Vermuthungen bedarf, um einen geſchickten Verſtand zu erlangen, zu einer mühſamen Unterſuchung, geſchweige denn zu einem Beweiſe zuzulaſſen. Andere Leſer könnten ſogar, weil ſie in der Geſchichte und den Schriftſtellern dieſer und der vorhergehenden Zeit nichts ähnliches von der Römiſchen Kirche finden, auf den Argwohn fallen, die gegenwärtige Stelle möchte von einem Verehrer dieſer Gemeine entweder eingerückt oder doch verfälſcht worden ſeyn. Allein man kann ſie immer nehmen, wie wir ſie jetzt vor uns haben: der Zuſammenhang, in deſſen Mitte ſie ſteht, iſt klar genug, um ſie von mehr als Einer Seite nützen zu können.

Was **Irenäus** zuerſt an der Römiſchen Gemeine rühmt, hat keine Schwierigkeiten. Der Beynahme **der älteſten**, den er ihr ertheilt, kann ſich nur auf ihr Alter unter den abendländiſchen Gemeinen beziehen: denn ſo viele Gemeinen in den Morgenländern waren gewiß früher, als die zu Rom geſtiftet worden. Dieſe Bemerkung ſcheint uns zugleich zu erinnern, in der ganzen Stelle nur an das Verhältniß der abendländiſchen Chriſten gegen die Gemeine zu Rom, nicht aller Chriſten in der Welt zu denken. Ein Galliſcher Biſchof einer ſehr jungen, vor kurzem erſt durch die Verfolgung faſt zu Grunde gerichteten Gemeine, konnte leicht von der Römiſchen, die er ſelbſt beſucht hatte, in den ehrerbietigſten allgemeinen Ausdrücken reden. Die übrigen Gemeinen in Italien, Gallien und andern Europäiſchen Ländern, ſahen auch mit Recht die zu Rom als eine Führerinn an, bey welcher ſie, als bey einer Tochter der Apoſtel, ſich über Zweifel in der Religion belehren laſſen konnten. Geſetzt aber, **Irenäus** verlange, daß alle chriſtliche Gemeinen der Welt ſich in gleicher Abſicht

an

an die Römiſche wenden ſollten, (und dieſes iſt beym erſten Anblicke der Sinn ſeiner Worte:) ſo ſind die Gründe dieſer Forderung ganz und gar unverſtändlich. Er ſelbſt verſichert, daß ſo viele andere Gemeinen den apoſtoliſchen Glauben eben ſo rein aufbewahrt, eben ſowohl von den Apoſteln Unterricht und Lehrer empfangen haben, als die Römiſche; gleichwohl ſollte dieſe allein der Sammelplatz der ganzen Kirche ſeyn. Die Urſache, welche er angiebt, vermehrt dieſe Ungewißheit. Man weiß nicht, ob das **vorzüglichere Anſehen** (potior principalitas, wie ſein unlateiniſcher Ueberſetzer redet,) nur von der Größe, dem Alter, dem Ruhm und der apoſtoliſchen Stiftung der Römiſchen Gemeine entſpringen ſoll: eine wahrſcheinliche Erklärung, aus der aber, wenn man etwan die Größe ausnimmt, keine dieſer Gemeine eigenthümlichen Vorzüge, noch weniger aber Rechte derſelben über die andern Chriſten, folgen würden. Oder ſoll man ſagen, daß die angeführten Worte auf das Anſehen der Stadt Rom gehen, der Hauptſtadt des Reichs, und die jährlich unzählige Chriſten aus allen Provinzen wegen ihrer Angelegenheiten an ſich zog? Der Verfaſſer ſcheint zwar nicht von der Stadt, ſondern von der Gemeine zu reden, zu welcher er alle Gläubige kommen läßt; allein der Zuſatz ſelbſt, daß die Chriſten aus allen Gegenden daſelbſt die apoſtoliſche Lehre erhalten hätten, ſteht in einer Verbindung mit Roms bürgerlichen Vortheilen. Es iſt noch eine andere Muthmaaßung vorgebracht worden, für welche ſich vieles ſagen läßt; der Ueberſetzer hat vielleicht ein Wort, das man vom **Alterthum** und auch vom **Anſehen** verſtehen konnte, (ἀρχαιότητα) und das er in der erſtern Bedeutung hätte nehmen ſollen, in die letztere übergetragen. Hingegen hat diejenige Erklärung, welche in dieſen Worten eine Herrſchaft und Geſetzgebende Gewalt der Römiſchen Gemeine über die ganze chriſtliche Kirche findet, nicht einen Schein von Beweiſen in allem, was wir aus dieſem und vielen folgenden Jahrhunderten von der Verfaſſung der chriſtlichen Kirche wiſ-

ſen. Auch ſieht man nicht einmal, wozu dieſe Herrſchaft der Gemeine zu Rom hätte dienen ſollen, da die Chriſten ſich weder im Glauben, noch weit weniger in Anſehung der äußerlichen Kirchenanſtalten, andern Befehlen würden unterworfen haben, als welche Jeſus und die Apoſtel hinterlaſſen hätten. Noch mehr: wenn würklich Irenäus der Römiſchen Gemeine ein ſo hohes Anſehen zugeſchrieben hätte, ſo würde ſie durch dieſe Neigung eines einzelen Lehrers nichts gewonnen haben; die Stimme der ganzen Kirche mußte ihr daſſelbe zugeſtehen. Sogar wenn dieſe es ausdrücklich gethan hätte, ſo würde ſie nur die Römiſche Gemeine ihrer Zeit ſo ſehr geehrt haben, an der man noch den unveränderten Glauben der Apoſtel bemerkte; aber auf die folgenden Zeiten dieſer Gemeine, deren Zuſtand ſie nicht vorausſah, könnte ſich ihr Ausſpruch nicht erſtrecken. Es iſt der Mühe werth, die Verſuche, welche der Benediktiner Maßüet (Diſſert. III. in Irenaeum, Artic. 4. p. 120. ſq.) angewandt hat, dieſe Stelle nach den neuern Forderungen der Römiſchen Kirche auszulegen, mit demjenigen, was la Placette, (in veteris Eccleſiae ſententia circa auctoritatem Rom. Pontif. in rebus fidei definiendis, p. 303. ſq.) Clericus, (Hiſt. Eccl. p. 742. 764. ſp) und Mosheim, (Commentar. p. 260-263.) über dieſelbe angemerkt haben, zu vergleichen.

Selbſt die fernere Beſtätigung, welche Irenäus dem vorgedachten Beweiſe wider die Ketzer ertheilt, iſt ein ſicheres Merkmal, daß er bey der Römiſchen Gemeine hauptſächlich nur auf die gewiſſe Erhaltung der apoſtoliſchen Lehren in derſelben geſehen habe. Er führt deswegen ihre Biſchöfe an, welche dafür geſorgt haben, vom Linus her, welchem Petrus und Paulus zuerſt dieſe Würde anvertrauet haben ſollen, bis auf den Eleutherius, der ſie damals, (zwiſchen den Jahren 180 und 190,) bekleidete. Aber eben dieſes, ſetzt er hinzu, iſt auch

in

in den Gemeinen zu Smyrna und Epheſus geſchehen, welche gleichfals von Apoſteln errichtet, und von ihren Schülern ausgebauet worden ſind. Von dem Biſchof der erſtern, dem **Polycarpus**, erzählt er verſchiedenes von dieſer Art; aber auch, daß einige von ihm gehört haben ſollten, der Apoſtel **Johannes** ſey aus einem Bade, in welchem ſich **Cerinthus** nebſt ihm befand, eilfertig weggegangen, ohne ſich zu waſchen, aus Furcht, das Gebäude, worinne dieſer Feind der Wahrheit ſich aufhielt, möchte einſtürzen. Vielleicht hatte **Irenäus** dieſe Nachricht, die dem Geiſte eines Apoſtels nicht ſehr anſtändig iſt, von dem Sammler ſolcher kleiner Geſchichten, dem **Papias**, bekommen. Er vermehrt ſie noch mit einer harten Anrede des **Polycarpus** an den **Marcion**, und ſagt, dieſes Betragen überhaupt ſey in der Erinnerung des Apoſtels **Paulus** gegründet, nach welcher man einen ketzeriſchen Menſchen, wenn man ihn einmal oder zweymal beſtraft hätte, meiden müſſe. Ohne Zweifel verſtand der Apoſtel nur diejenigen Irrenden, welche, gleich den **Gnoſtikern**, die heilige Schrift und die wichtigſten Lehren des Chriſtenthums hartnäckig verwarfen.

Aus dieſem allen zieht **Irenäus** den Schluß, daß man die Wahrheit nicht bey neuern Sekten, ſondern in den Gemeinen ſuchen müſſe, in welchen die Apoſtel gelebt haben. Hätten dieſe, ſagt er, keine Schriften hinterlaſſen, ſo würde man ſich bloß an den mündlich durch ihre Schüler fortgepflanzten Glauben halten müſſen, wie es auch manche barbariſche Völker gethan hätten, die ſich keiner Schriften bedienten. Aber eben deswegen, weil der Verfaſſer dieſes Mittels der Widerlegung nicht benöthigt iſt, führt er die **Gnoſtiker** auf die heilige Schrift zurück. Er beweiſet, daß die Apoſtel nur Einen Gott, von dem alles geſchaffen worden, gelehrt, und ſich nicht, wie die Ketzer vorgaben, nach den Irrthümern ihrer Zuhörer voll Verſtellung gerichtet haben; daß dieſes auch die

re der jüdiſchen Propheten geweſen ſey, und daß die Einwendungen, die aus den Worten, **Gott der Welt**, und **Mammon**, hergenommen werden, ohne Stärke ſind. Nachdem er alle vier Evangeliſche Geſchichten zu ſeinem Beweiſe gebraucht hat, ſucht er etwas ſpielend zu zeigen, daß eben ſo, wie es vier Gegenden der Welt und vier Hauptwinde giebt, auch nur vier ſolche Geſchichten ſeyn können; ingleichen, daß dieſe Zahl auch durch die vier Thiere in der Offenbarung **Johannis** abgebildet werde. Die ähnliche Lehre der übrigen heiligen Schriftſteller entwickelt er gleichfals, und thut dar, daß das Alte Teſtament dem neuern nicht widerſpreche. Auf den Einwurf, die Apoſtel hätten die Juden keinen andern Gott, als den ſie ſchon kannten, lehren können, antwortet er, eben darum ſey **Chriſtus** gekommen, um die herrſchenden Begriffe von Gott zu verbeßern, und er habe auch in härtern Dingen gar nicht nach ihrer Meinung geredet, wie von der Kreuzigung des Sohnes Gottes, ihres ewigen Königs. Weiter widerlegt er ſowohl diejenigen, welche behaupteten, **Paulus** habe allein unter den Apoſteln die Wahrheit erkannt: wobey er bemerkt, daß **Lucas**, ſein Gefährte, dieſes hätte erfahren müſſen, wenn es gegründet geweſen wäre; als auch die Verächter des gedachten Apoſtels. Er beweiſet auch aus den Schriften der Apoſtel, daß **Jeſus Chriſtus** nur eine einzige Perſon, der Sohn Gottes und ein wahrer Menſch geweſen ſey; daß nicht **Chriſtus** oder der Erlöſer, ſondern der heilige Geiſt, (den **Irenäus den Thau Gottes** nennt, und Anſpielungen dieſer Art in der heiligen Schrift auf denſelben findet,) auf **Jeſum** herabgekommen ſey. **Chriſtus** war kein bloßer Menſch: wir hätten ſonſt, nach der Meinung des Verfaſſers, die Unſterblichkeit nicht erlangen können. Er war ein Menſch, und auch das Wort; das Wort aber ruhte, damit er verſucht und gekreuzigt werden könnte. An der göttlichen Zulaſſung des Sün-

den-

denfalls erkennt **Irenäus** die Geduld, Gnade, Barmherzigkeit und Macht Gottes. Den **Theodotion** und den **Aquila** tadelt er, daß ſie in ihrer Ueberſetzung der Stelle des **Jeſaias** von einer ſchwangern **Jungfrau**, eine **junge Frau** (νεανις) geſetzt hätten. Darüber verfällt er auf das Lob der **alexandriniſchen** Ueberſetzung des Alten Teſtaments, deren Geſchichte er nach der fabelhaften jüdiſchen Sage erzählt. Mit **Juſtin dem Märtyrer** und andern Kirchenlehrern glaubt er, ſie wäre ihren Verfaſſern von Gott eingegeben worden, welches deſto weniger zu verwundern ſey, ſagt er, da Gott auch dem **Eſra** das Geſetz **Moſis** eingegeben habe, damit er es wieder ins Andenken bringen möchte. Gegen die **Doketen** zeigt er, daß **Chriſtus** einen wahren Leib gehabt habe: und gegen den **Tatianus**, daß **Adam** durch **Chriſtum** ſeelig geworden ſey. Zu gekünſtelte Betrachtungen ſtellt er über den Fall der Menſchen und über die Menſchwerdung **Chriſti** an. Das ewige Feuer ſoll nicht hauptſächlich für die Menſchen, ſondern für den Verführer derſelben zubereitet worden ſeyn.

Bis hieher hatte **Irenäus** die **Gnoſtiker** beſonders aus den Schriften der Apoſtel beſtritten; jetzt verſpricht er im **vierten Buche**, eben dieſes aus den Reden **Chriſti** zu thun. Allein da er vorausſetzt, daß die Reden **Moſis** und der übrigen Propheten, Reden **Chriſti** ſind: ſo bedienet er ſich auch jener. Den Einwurf, daß der Himmel, welcher Gottes Thron heißt, und die Erde, ſein Fußſchemel, vergehen, und daß alſo Gott auch vergehen müſſe, beantwortet er hinlänglich. Beſonders fleißig erkläret er die Lehre von dem einzigen wahren Gott, und von deſſen Sohne, oder dem göttlichen Worte. Gott, ſagt er, kann nicht geſehen werden; das Wort aber hat ſich den Patriarchen und Juden gezeigt. Durch dieſes allein kann man den Vater erkennen; ſo wie man auch ohne Wohlgefallen des Vaters den Sohn

nicht

nicht erkennen kann; beyde aber ſind Eines. Der Vater war bey der Schöpfung der Engel nicht benöthigt; ſondern er hatte eine reichliche und unausſprechliche Bedienung, (miniſterium.) „Denn ſein Sohn und ſeine Ge„ſtalt, (progenies et figuratio ſua,) das heißt, der „Sohn und der heilige Geiſt, das Wort und die Weis„heit, dienen ihm bey allen Dingen; ihnen aber dienen „alle Engel, und ſind ihnen unterworfen.„ Dieſe etwas ungeſchickte Erklärung bringt **Irenäus** noch an mehrern Stellen bey. Der Menſch ſoll nach ſeinen Ausdrücken im Eingange dieſes Buchs, **durch die Hand Gottes, das iſt, durch den Sohn und Geiſt gebildet** worden ſeyn, zu welchen Gott geſagt habe: Laßt uns Menſchen machen! Und gegen das Ende des Buchs behauptet er, der Menſch ſey nach dem Wohlgefallen und **Befehl des Vaters**, durch die **Arbeit** und Schöpfung **des Sohnes**, und vom **Geiſte** genährt und vermehrt, hervorgebracht worden. So wenig wußte ſich ſelbſt ein Schriftſteller, der die vermeinte tiefe Einſicht der **Gnoſtiker** in die Natur und die Werke Gottes mit Recht getadelt hatte, vor anſtößigen Vorſtellungen dieſer Lehre ganz zu hüten; wiewohl er nur Ausdrücke der heiligen Schrift zu erläutern glaubte. Unter ſeinen nächſten Abhandlungen iſt der Beweis, daß das Alte und Neue Teſtament einerley Urheber und Endzweck haben; daß auch **Chriſtus** nicht **das natürliche, in den zehn Geboten enthaltene**, ſondern nur das **Moſaiſche** Geſetz aufgehoben habe, damit die Menſchen Gott mit mehrerer Freyheit und Zuverſicht ihren Vater nennen könnten, wohlgerathen.

Dieſe Unterſuchung gegen die **Gnoſtiker**, welche das Alte Teſtament nicht dem höchſten Gott zuſchrieben, weil, ihren Gedanken nach, die darinne verordneten Cärimonien deſſelben unwürdig wären, führt den Verfaſſer beſonders auf die Opfer. Gott, ſagte er, und beweiſet es,

es, forderte dieſelben eigentlich von den Iſraeliten nicht zu ſeinem Dienſte; ſondern vielmehr Glauben, Gehorſam und Gerechtigkeit: und Jeſus hat dieſes gleichfals beſtätigt. „Er gab aber auch ſeinen Jüngern den Rath, „Gott die Erſtlinge ſeiner Geſchöpfe darzubringen: nicht als „wenn er derſelben bedürfe; ſondern damit ſie weder un„fruchtbar noch undankbar ſeyn möchten. Daher nahm „er das geſchaffene Brodt, dankte und ſagte: Dieſes iſt „mein Leib. Gleichergeſtalt bekannte er, daß der Kelch, „der aus einem irdiſchen Geſchöpfe beſteht, (qui eſt ex ea „creatura quae eſt ſecundum nos,) ſein Blut ſey, und „lehrte eine neue Darbringung oder Opferung (oblatio„nem) des Neuen Teſtaments, welche die Kirche von den „Apoſteln empfangen hat, die auch in der ganzen Welt „Gotte, der uns Nahrungsmittel verleihet, die Erſtlin„ge ſeiner Geſchenke im Neuen Teſtamente darbringt.„ Der Prophet Malachias hat dieſes ſchon vorhergeſagt, fährt Irenäus fort, indem er (C. I. v. 10. 11.) im Nahmen Gottes verſichert, die Juden würden aufhören, zu opfern, und dagegen würde man Gott an allen Orten Räucherwerk und reines Opfer darbringen; ſein Nahme werde auch bey allen Völkern verherrlicht werden. Dieſer Nahme ſey kein anderer, als der Nahme Jeſu Chriſti, und das Räucherwerk erkläre Johannes in der Offenbarung durch die Gebete der Heiligen. Wir müſſen, ſagt Irenäus weiter, Gott etwas darbringen oder opfern, (oblationem facere) und Gott unſerm Schöpfer in allen Dingen uns dankbar bezeigen, indem wir ihm in reiner Lehre, in unverſtelltem Glauben, in feſter Hoffnung und brennender Liebe die Erſtlinge ſeiner Geſchöpfe darbringen. Dieſes Opfer bringt die Kirche allein auf eine reine Art dem Schöpfer dar; die Juden aber können es nicht thun, weil ſie blutige Hände haben, und das Wort nicht annehmen, durch welches Gott geopfert wird. Auch die Ketzer können ſolches nicht darbringen, weil ſie von Gott und ſeinem Sohne irrig lehren, und die Auferſtehung der Todten

ten leugnen. „Wir aber bringen Gott dar, was ihm ei„gen iſt, indem wir auf eine ſchickliche Art ſowohl die „Gemeinſchaft und Einigkeit des Vaters und Sohnes „lehren, als auch die Auferſtehung des Leibes und Gei„ſtes bekennen. Denn gleichwie das irdiſche Brodt, wenn „die Anrufung Gottes dazu kommt, nicht mehr gemeines „Brodt, ſondern das **Dankſagungsmahl** (εὐχαριστία) „iſt, und aus zwey Dingen beſteht, aus dem Irdiſchen „und Himmliſchen: ſo ſind auch unſere Körper, wenn ſie „das Dankſagungsmahl genießen, nicht mehr verweslich; „ſondern haben die Hoffnung einer Auferſtehung zur Ewig„keit. — Der Altar iſt im Himmel, (ſo beſchließt der Verfaſſer dieſe Abhandlung:) „denn dahin iſt unſer Ge„bet, und was wir darbringen, gerichtet.„

Betrachtet man die Abſicht und den Zuſammenhang dieſer ganzen Stelle, ſo hat ſie kaum eine beſondere Auslegung nöthig. Aber weil jede von den neuern Hauptgemeinen der Chriſten ihren Lehrbegriff von dem Abendmahl **Jeſu** darinne geſucht hat, iſt es dienlich, einiges zur Erläuterung derſelben beyzufügen. **Irenäus** ſpricht von einem Darbringen oder Opfern (προσφορά, oblatio) der Chriſten beym heiligen Abendmahl. Die Apoſtel und **Jeſus** ſelbſt hatten dieſer Handlung gar nicht gedacht. Ein eigentliches Opfer kann hier am wenigſten verſtanden werden: denn **Jeſus** hat ſich einmal nur durch ſeinen Todt für die Menſchen Gott geopfert, und die Chriſten, welche aller jüdiſchen Verbindlichkeit zu opfern entlaſſen worden ſind, ſollten vielmehr ſelbſt im Abendmahl den Leib und das Blut **Chriſti** dargereicht bekommen, als daß ſie Gott etwas darinne opfern müßten. Aber offenbar hat **Irenäus** unter dieſem Worte bloß das Gebet begriffen, mit welchem die Chriſten Gott für das Brodt und den Wein, welche zum Genuß des Abendmahls abgeſondert wurden, dankten, ihm dieſe Gaben beſonders wiedmeten, und ihn baten, daß er ſie zu dem beſtimm-

ten

ten Gebrauche heiligen möchte. Hat gleich Irenäus dieſe Gewohnheit zu gezwungen in einer Stelle des Malachias geſucht; ſo iſt doch übrigens an derſelben nichts zu tadeln. So wie die freywilligen Beyträge der Gläubigen zum Unterhalte der Armen, und zum Theil auch der Lehrer, ein Darbringen oder Opfern in dieſen Zeiten der Kirche hießen: ſo konnte auch die Hinlegung des Brods und Weins, von welchem das heilige Abendmahl gehalten werden ſollte, zumal mit Gebete begleitet, gar wohl dieſen Nahmen führen. Dieſer Gebrauch war, wie es ſcheint, eine Nachahmung von jüdiſchen Gewohnheiten, deren Spuren ſelbſt in der Einſetzungsgeſchichte des heiligen Abendmahls vorkommen: und er iſt alſo wohl zeitig durch die bekehrten Juden in den chriſtlichen Gemeinen eingeführt worden. Man kann dieſe Erklärung des Darbringens oder Opferns, von welchem Irenäus redet, auch durch eine völlig ähnliche Stelle Juſtins in ſeiner großen Schutzſchrift, die bereits (S. 28.) angeführt worden iſt, beſtätigen. Alles aber ſtreitet dagegen, wenn man glauben wollte, daß er ein Opfern des Leibes und Blutes Jeſu ſelbſt beſchreibe. Die würkliche Gegenwart von beyden im heiligen Abendmahl lehrt er deſto deutlicher: und ſein Schluß, daß dadurch auch der Leib des Menſchen genährt, und alſo unverweslich werde, iſt zwar nicht gegründet; man ſieht aber auch hieraus, daß er keine Verwandlung des Brodtes und Weines in den Leib und das Blut Jeſu Chriſti habe vorausſetzen können. Ueber dieſe mehr beſtrittene als ſtreitige Meinungen des Irenäus, hat Maßüet (Diſſert. III. in Iren. Artic. 7. p. 139. ſq.) mühſam und mit vieler Geſchicklichkeit, dem Lehrbegriff ſeiner Kirche einen Anſtrich zu geben; mit überwiegender Gründlichkeit hingegen, und vielen ſchätzbaren Anmerkungen Chriſtoph Matthäus Pfaff, (Not. in Irenaei Fragmenta anecdota, p. 39. ſq. Hagae 1715. 8. et Diſſert. de oblatione Euchariſtiae in primitiva Eccleſia uſitata, ibid. p. 161. ſq.) geſchrieben.

Nach

Nach dieſer Abhandlung fährt Irenäus wieder fort zu beweiſen, daß man außer dem einzigen Gotte keinen andern mit den Gnoſtikern ſuchen dürfe. Obgleich derſelbe unſichtbar und unbegreiflich iſt; ſo erkennt man ihn doch genugſam aus ſeinen Werken: und ſein Wort, das, ſo wie die Weisheit oder der Geiſt, ſtets bey ihm war; hat ſich den Menſchen auf mancherley Art gezeigt. So iſt Gott durch den Geiſt der Weißagung, und durch den Sohn nach einer Annehmung an Kindes-Statt geſehen worden: und er wird im Himmelreich väterlich geſehen werden, indem der Geiſt den Menſchen in dem Sohne Gottes vorbereitet, der Sohn ihn zum Vater führt, der Vater aber ihm Unverweslichkeit zum ewigen Leben ſchenkt, welches einem jeden dadurch zu Theil wird, daß er Gott ſieht. Denn gleichwie diejenigen, welche das Licht ſehen, innerhalb des Lichts ſind, und an der Klarheit deſſelben Theil nehmen: ſo gilt ſolches auch von denen, welche Gott ſehen; ſeine Klarheit macht ſie lebendig. Indem der Verfaſſer die verſchiedenen Geſichter, Reden und Würkungen durchgeht, Kraft deren die Propheten Gott geſehen haben, bringt er auch allegoriſche Erklärungen der heiligen Schrift bey, worunter diejenige die abgeſchmackteſte iſt, welche ihn in den drey Kundſchaftern (ſo vergröſſert er die Zahl der Geſchichte,) die von der Hure Rahab aufgenommen wurden, den Vater, Sohn und heiligen Geiſt finden läßt. Er führt auch mit den Worten: „Die „Schrift ſpricht alſo wohl, welche ſagt„, eine Stelle aus dem Hirten des Hermas, und gleich darauf andere aus den heiligen Schriftſtellern von der Einheit Gottes an: ohne daß man ſagen könnte, er habe jene mit dieſen völlig in Eine Klaſſe geſetzt. Das Buch des Hermas wurde von vielen mit Beyfall geleſen: auch ſonſt rückt Irenäus oft Stellen eines ungenannten ältern Lehrers, zur Erläuterung oder Widerlegung der Ketzer, ein.

Er zeigt darauf, daß der Glaube Abrahams mit dem chriſtlichen einerley geweſen ſey, und ſucht wieder in verſchie-

verſchiedenen jüdiſchen Begebenheiten Vorbilder von Chriſto und ſeiner Kirche. Chriſtus iſt nicht bloß um derer Willen gekommen, (dieſes ſind ſeine Worte,) welche zu den Zeiten des Kaiſers Tiberius ihm geglaubt haben: auch hat der Vater nicht bloß für die jetztlebenden Menſchen Sorge getragen; ſondern für alle Menſchen, welche vom Anfange her wegen ihrer Tugend in ihrem Geſchlechte Gott gefürchtet und geliebt haben, mit ihrem Nächſten gerecht und fromm umgegangen, und begierig geweſen ſind, Chriſtum zu ſehen, und ſeine Stimme zu hören. Die Lehren der Propheten haben den Apoſteln ihren Unterricht bey den Juden ſehr erleichtert; wiewohl dieſen immer ihr Geſetz einer Fabel ähnlich zu ſeyn ſcheint, weil ihnen die Erklärung von der Zukunft des Sohnes Gottes in die Welt mangelt. Um dieſe richtigen Auslegungen muß man nur diejenigen Biſchöfe fragen, welche von den Apoſteln her unverrückt auf einander gefolgt ſind. Während des fortgeführten Beweiſes, daß Ein Gott und Ein Glaube im Alten und im Neuen Teſtamente ſey, bemerkt der Verfaſſer auch, (c. 27.) der Herr ſey unter die Erde (in ea quae ſunt ſub terra) hinabgefahren, und habe auch daſelbſt denen, die an ihn glaubten, ſeine Zukunft verkündigt, mit beygefügter Vergebung der Sünden, nemlich denen, die bisher auf ihn gehofft hatten. Im Neuen Teſtamente, ſagt er eben daſelbſt, iſt nicht allein der Glaube der Menſchen an Gott vermehrt worden, indem der Sohn Gottes zu demſelben hinzugekommen iſt; ſondern auch das Sorgfältige in ihrer Aufführung, weil ſie ſich nicht bloß böſer Werke, ſondern auch böſer Gedanken und Reden enthalten ſollen; aber auch die Strafe derer die Gottes Wort nicht glauben, als welche aus einer zeitlichen eine ewige geworden iſt. Ferner beantwortet er die Gründe aus der bibliſchen Geſchichte, mit welchen die Marcioniten darthun wollten, daß Gott der Urheber des Böſen ſey, wie unter andern aus der Beraubung der Egyptier durch die Iſraeliten, wobey er, unter richtigen

Anmerkungen, auch dieſe ſonderbare und unverſtändliche macht: „Haben nicht auch die Gläubigen, welche ſich an dem kaiſerlichen Hofe befinden, ihre Geräthſchaften vom dem Eigenthum des Kaiſers? Die Heiden ſind gewiſſermaaßen unſere Schuldner: was ſie durch Arbeit erwerben, genießen wir, weil wir im Glauben ſind, ohne Arbeit.„ Aus der Erfüllung der Weißagungen der Propheten, wird noch beſonders erwieſen, daß ſie von eben dem Gott begeiſtert worden ſind, der **Chriſtum** geſandt habe.

Aber die Meinung der Ketzer, daß einige Menſchen von Natur gut, andere böſe wären, greift **Irenäus** mit vorzüglichem Eifer an. Er behauptet dagegen, daß Gott dem Menſchen, ſo wie den Engeln, die auch vernünftig wären, das Vermögen zu wählen ertheilt habe; ſo daß diejenigen, welche ihm gehorcht hätten, mit Recht Beſitzer des Guten wären, das ihnen Gott zwar gegeben, ſie aber ſich ſelbſt erhalten haben; die ungehorſamen aber hätten mit Recht am Guten einen Mangel und verdienten Strafe, weil ſie es nicht ſorgfältig genug bewahrt hätten. **Alle Menſchen wären von einerley Natur, gar wohl fähig, das Gute zu behalten und zu würken; aber auch fähig, es wieder zu verlieren, und nicht zu thun.** Daher würden auch von wohlgeſinnten Menſchen, wie viel mehr denn von Gott, manche gelobt, und empfiengen ein würdiges Zeugniß, daß ſie das Gute gewählt hätten, und dabey geblieben wären; andere hingegen würden angeklagt, und litten einen verdienten Schaden, weil ſie das Gute verworfen hätten. Eben deswegen hätten die Propheten die Menſchen ermahnt, gerecht zu leben, und Gutes zu würken, weil dieſes an uns liege, und wir durch viele Nachläßigkeit vergeßlich geworden wären, und alſo guten Rath nöthig hätten, den uns auch der gute Gott durch die Propheten gegeben hätte. Aus den Ermahnungen **Chriſti** könne man ſehen, daß der Menſch ſeinen freyen Willen

habe:

habe: ſonſt hätten auch **Chriſtus** und die Apoſtel den Menſchen nicht rathen können, manches zu thun, manches aber zu unterlaſſen. Dieſe Freyheit vergrößere ſelbſt die Ehre des Sieges, welche wir über alle Hinderniſſe des Chriſtenthums erhielten. Wollte man ſagen, warum Gott nicht vom Anfange her den Menſchen habe vollkommen ſchaffen können? ſo müſſe zwar geſtanden werden, daß Gott alles möglich ſey; allein Geſchöpfe wären der Vollkommenheit nicht fähig. Unterdeſſen ſey es die Schuld der Menſchen, daß ſie ſich durch einen guten Gebrauch ihrer Freyheit zu wählen, der Vollkommenheit nicht näherten. — Dieſer geſammte Vortrag des **Irenäus**, mit dem man noch eine andere Stelle (c. 28.) vergleichen kann, ſtimmt mit demjenigen, welchen man in den folgenden Zeiten die Lehre von der Erbſünde, und von dem verlornen freyen Willen des Menſchen genannt hat, eben nicht überein. Doch darf auch dieſes nicht verſchwiegen werden, daß einige Stellen in ſeinem Werke vorkommen, (unter andern L. V. c. 1. 19.) welche ſich einigermaaßen auf den Sinn der erſtgedachten Lehre ziehen laſſen.

Endlich beſtimmt **Irenäus** das **fünfte Buch** ſeines Werks dazu, die **Gnoſtiker** durch die noch übrigen Lehrſtellen **Chriſti** und der Apoſtel zu widerlegen. Gegen die **Valentinianer** und **Ebioniten** beweiſet er zuerſt, daß uns **Chriſtus** allein über göttliche Dinge habe belehren können, und daß er nicht bloß dem Scheine nach ein Menſch geworden ſey. Gleichwie, ſchreibt er, im Anfange unſerer Bildung (plasmationis) in **Adam**, der göttliche Hauch des Lebens, mit dem Körper vereinigt, den Menſchen beſeelet, und ein vernünftiges Thier gezeugt hat: ſo hat am Ende das Wort des Vaters, und der mit dem alten Weſen der Bildung **Adams** verbundene Geiſt Gottes einen lebendigen und vollkommenen Menſchen hervorgebracht, der den vollkommenen Vater faſſen kann. Wider die **gnoſtiſchen** Ketzer behauptet er hierauf die Auferſtehung des menſchlichen

Leibes aus dem Grunde, weil, wenn dieſe nicht Statt finden ſollte, uns auch **Chriſtus** nicht mit ſeinem Blute erlöſet hätte, und weder der Kelch im heiligen Abendmahl eine Gemeinſchaft ſeines Blutes, noch das Brodt, welches wir brechen, eine Gemeinſchaft ſeines Leibes ſeyn würde. Die ganze weitläuftigere Stelle iſt zwar einer ſchon angeführten ſehr ähnlich: aber in der Betrachtung noch merkwürdig, weil ſie dasjenige deutlicher beſtätigen hilft, was von dem Verſtande der erſtern angemerkt worden iſt. Der Verfaſſer führt den Beweis für die Auferſtehung auch aus der Allmacht und Weisheit Gottes, und bedienet ſich außerdem, um ſie deſto wahrſcheinlicher zu machen, des langen Lebens der Patriarchen, der Verſetzung des **Henoch** und **Elias** mit ihren Körpern in den Himmel, und der Erhaltung der drey Männer im feurigen Ofen. Es wird aber, ſetzt er hinzu, der ganze Menſch ſeelig werden, nicht bloß die Seele und der Geiſt. Denn der vollkommene Menſch beſteht aus einer Vermiſchung und Vereinigung der **Seele**, welche den **Geiſt** des Vaters annimmt, und iſt mit jenem **Fleiſche** vermiſcht, welches nach Gottes Bilde geſchaffen worden iſt. Er glaubt alſo, daß der Menſch aus drey Theilen zuſammengeſetzt ſey, und beruft ſich auf den Apoſtel **Paulus**, der (1 Br. an die Chriſten zu Theßalonich, C. 5.) eben dieſes gelehrt haben ſollte. Daraus, daß **Chriſtus** im menſchlichen Körper auferſtanden iſt, zieht er die Folge, daß dieſem auch an uns, nicht aber unſern übrigen Theilen, eine Auferſtehung bevorſtehe; und die Mittheilung der Gaben des heiligen Geiſtes ſieht er als eine Vorbereitung zu unſerer Unſterblichkeit an. Er beantwortet den Einwurf, welchen die Ketzer gegen dieſe Lehre aus einer Stelle Pauli (1 Br. an die Chriſten zu Corinth, C. 15, v. 50.) nahmen, zulänglich, und erkläret auch ſonſt die gedachte Lehre nicht ungeſchickt, wenn er gleich bisweilen auf unerweisliche Spitzfindigkeiten verfällt. Die von **Chriſto** geheilten Kranken und auferweckten Todten ſtellt

er

er auch als einen ſinnbildlichen Beweis der künftigen Auferſtehung vor.

Immer kommt er wieder auf die Einheit Gottes und des Schöpfers aller Dinge, ſeines Sohnes und Geiſtes zurück, um ſolche gegen die gnoſtiſchen Irrlehren feſtzuſetzen. Seine Erklärungen ſind ſehr wortreich, oft deutlich, und der heiligen Schrift gemäß; manchmal aber auch zu verwickelt, und ihm ganz eigenthümlich. So ſagt er unter andern, es ſey Ein Gott und Vater, über alles, durch alles, und in allem: der Vater ſey über alles, und das Haupt Chriſti; das Wort ſey durch alles, und das Haupt der Kirche; in uns allen aber ſey der Geiſt, von welchem er wieder, theils den Hauch des leiblichen Lebens, theils die geiſtliche Lebendigmachung, herleitet: der Weltſchöpfer ſey wahrhaftig das Wort Gottes, und unſer Herr, der in den letzten Zeiten ein Menſch in der Welt geworden, nach ſeiner Unſichtbarkeit alles Geſchaffene enthalte, und der ganzen Schöpfung eingeprägt ſey, (in univerſa conditione infixus.) In einer Vergleichung der Eva mit der Jungfrau Maria, nennt Irenäus dieſe eine Tröſterinn oder einen Beyſtand der erſtern; (denn das Wort advocata in der Ueberſetzung hat vermuthlich in der Urſchrift den Nahmen παράκλητος ausgedrückt.) Man mag eine Bedeutung wählen, welche man will, ſo iſt die Meinung des Schriftſtellers aus dem Gegenſatze klar, den er zwiſchen dem Ungehorſam der Eva und dem Gehorſam der Maria gegen Gottes Befehle, zum Heil der Menſchen, aufſtellt. An eine Fürſprache, welche die letztere den Menſchen, oder auch nur der Eva, bey Gott ſollte geleiſtet haben, zu denken, giebt er uns eben ſo wenig Veranlaſſung, als irgend ein anderer chriſtlicher Lehrer der erſten Zeiten.

Irenäus breitet ſich nach und nach über mehrere Theile des Lehrbegriffs der Chriſten aus, ſo weit derſelbe den Gnoſtikern entgegenſteht, bis er auch ihre Mei-

nung vom Antichriſt vorträgt, unter welchem er auf eine etwas verſteckte Art das Römiſche Reich, und beſonders einen der künftigen Kaiſer deſſelben, anzeigt. Nächſt der Weißagung Daniels von dem Untergange dieſes Reichs, beruft er ſich auch auf die Offenbarung Johannis, und ſeine Stellen von dieſem Buche ſind bereits an einem andern Orte dieſer Geſchichte, (Th. II. S. 288. fg.) angeführt worden. Es iſt wahr, daß Irenäus bey hiſtoriſchen Dingen ein zu leichtgläubiger Schriftſteller iſt, als daß er überhaupt einen glaubwürdigen Zeugen von denſelben abgeben könnte: er, der außer manchen ſchon beygebrachten und noch übrigen Beyſpielen, ſich überreden laſſen konnte, (L. IV. c. 31. ed. Maſſ.) daß die vermeinte Salzſäule, in welche Loths Weib verwandelt worden ſey, noch immer ihre monatlichen Reinigungen ausſtehe. Was ein ſolcher Mann, könnte man ſagen, von der Offenbarung Johannis erzählt, deren Verfaſſer er nicht perſönlich gekannt hatte, von dem er auch andere nicht ſehr wahrſcheinliche Nachrichten aufzeichnete, das entſcheidet nichts in der Frage über das gedachte Buch, wenn nicht ältere Zeugniſſe, und ein mehr ſichtbarer Beyfall der Chriſten hinzukommen. Euſebius wirft ihm auch (Hiſt. Eccl. L. III. c. 39.) vor, daß er ſich vom Papias habe verführen laſſen, die Meinung von einem künftigen tauſendjährigen Reiche Chriſti anzunehmen: und der Sitz dieſes Irrthums iſt eben die Auslegung einer Stelle in der Offenbarung Johannis. Unterdeſſen iſt es nicht weniger gewiß, daß ein Verfaſſer, der bey ältern Begebenheiten große Fehler begeht, dennoch ſolche, die ſeinem Zeitalter nahe ſind, richtiger vorzuſtellen im Stande ſey; daß Irenäus von der Offenbarung Johannis zuverſichtlicher und umſtändlicher rede, als bey ſeinen meiſten andern Erzählungen; und daß es ihm die Chriſten, die ſich noch ſo vorſichtig zweifelnd gegen manche den Apoſteln zugeſchriebene Bücher verhielten, leichter würden vergeben haben, einige ungewiſſe Nachrichten von den Apoſtelen andern

dern nachzusagen, als denselben mit so vielem Vertrauen Schriften beyzulegen, welche nicht die deutlichsten Kennzeichen eines solchen Ursprungs an sich hatten. Alles überlegt, ist freylich Irenäus kein so sehr wichtiger Zeuge für das oftgenannte Buch; aber wohl auch kein ganz verwerflicher. Er beruft sich übrigens auf die besten alten Abschriften von der Offenbarung Johannis, und meldet, daß die Zahl 666, die darinne vorkommt, durch griechische Buchstaben, nicht durch Worte, ausgedrückt werde; worauf sich auch seine Vermuthungen über dieselbe gründen. Aber er hält es doch immer vor das sicherste, und am wenigsten gefährliche, lieber die Erfüllung der Weißagungen dieses Buchs zu erwarten, als viele Muthmaaßungen darüber anzubringen.

Gleich andern Christen seiner Zeit glaubte Irenäus, daß die Erscheinung und die Stürzung des Widerchrists durch die Zukunft Christi, nebst dem darauf folgenden Ende der Welt, nicht weit mehr entfernet wären. Daher beschäftigt er sich mit diesen Lehren bis zum Ausgange seines Werks. Nach seiner Meinung ist es augenscheinlich, daß die Welt sechs tausend Jahre stehen wird, weil sie in sechs Tagen geschaffen worden, und ein Tag des Herrn wie tausend Jahre ist. Die Gottlosen werden ewig leiden: denn da das Gute, welches Gott schenkt, ewig und ohne Ende ist, so muß auch der Verlust desselben von gleicher Beschaffenheit seyn. Weil Christus erst nach drey Tagen auferstanden ist, schließt Irenäus daraus, daß auch die Seelen seiner verstorbenen Schüler nicht sogleich nach ihrem Tode zur Gemeinschaft Gottes; sondern vielmehr an einen unsichtbaren, von Gott angewiesenen Ort kommen, wo sie bis zur Auferstehung verbleiben sollten; nachdem sie aber ihre Körper wieder erhalten hätten, und vollkommen, das heißt leiblich, wie Christus, auferstanden wären, sollten sie erst zum Anschauen Gottes gelangen. Aber gleich

nach der Auferſtehung, ſagt Irenäus, wird Chriſtus ein Reich für die Gläubigen auf der Welt errichten, (deſſen Dauer er jedoch nicht beſtimmt,) in welchem ſie, nach ſeinem Verſprechen, Wein mit ihm trinken, und einen hundertfachen Lohn ihrer Frömmigkeit bekommen werden. Er beweiſet ſolches auch aus dem Seegen, den Iſaac ſeinem Sohne Jacob ertheilt hat, und aus andern Stellen der Propheten, Chriſtus ſoll ſelbſt die ungeheure Fruchtbarkeit der Weinſtöcke jener Zeit verkündigt haben, wie ſolches, nach dem Zeugniſſe alter Lehrer, und beſonders des Papias, der Apoſtel Johannes von ihm gehört hätte. Die vorgegebenen Worte Chriſti, welche er anführt, fallen ſo ſehr ins Ungereimte, daß man die Leichtgläubigkeit des Verfaſſers nicht genug bewundern kann. Er aber giebt ſich deſto mehr Mühe, darzuthun, daß die prophetiſchen Beſchreibungen von dem Reiche Chriſti, das dereinſt zu Jeruſalem geſtiftet werden ſoll, nicht in einem geiſtlichen, ſondern ganz im buchſtäblichen Verſtande genommen werden müſſen. Zuletzt verſichert er, und beruft ſich abermals auf die Beyſtimmung der Schüler der Apoſtel, daß alsdenn diejenigen, welche es verdienen, in den Himmel werden aufgenommen, andere der Freuden des Paradieſes genießen, und noch andere die ſchöne Stadt (das neue Jeruſalem) beſitzen werden; überall aber werde man Gott ſehen.

Von dieſem Beſchluß des Buchs geht man in der That mit einer ſchlechten Meinung von dem Verfaſſer weg, der die heilige Schrift ſo ſehr wider die Natur und Abſicht des Chriſtenthums erklären konnte. Aber damit einzele Stellen oder ein allgemeines Urtheil nicht zu einer ungerechten Geſinnung gegen ihn verleiten möchten, iſt eben der bisherige Auszug von ſeiner Lehrart und Streitkunſt mitgetheilt worden. Außer dem, was derſelbe von ſelbſt über die größere Geſchicklichkeit des Irenäus in der Widerlegung der Ketzer, als in der genauern Erklärung des

Chri-

Chriſtenthums: über ſeine unzählige allegoriſche und typiſche Spielwerke bey der Auslegung der heiligen Schrift, von welcher er doch übrigens viele gute Begriffe hat; und über andere bald rühmliche bald ſchwache Seiten dieſes Lehrers ſagt, kann ein aufmerkſamer Leſer ſeines Werks noch einige lehrreiche Anmerkungen bey demſelben machen. Die chriſtliche Religion wird von dieſem Manne nicht muthwillig verfälſcht; er ſtellt ſie vielmehr oft in ihrer erſten Lauterkeit dar, wenn er ihre Hauptlehren gegen die Irrgläubigen zuſammenfaßt. Aber die Begierde, alle Lehren des Chriſtenthums bis auf ihre kleinſten Theile zu entwickeln, jedes Wort und Bild derſelben, jede Schriftſtelle, Aehnlichkeit und Verbindung, die zu denſelben gehört, nicht eher aus den Händen zu laſſen, bevor er alles darüber geſagt und gemuthmaaßt hat, was ſie nach ſeinen Gedanken deutlich machen kann; dieſer Trieb verurſacht es oft genug, daß er auf eine unnütze Art gezwungen oder verworren wird, auch wohl leere Töne anſtatt einer wichtigen Wahrheit herauspreßt. Man merkt ihm überdieß an, daß er ſich gerne daran begnügt, eine nach den Grundſätzen der Religion richtige Lehre aus einer bibliſchen Stelle herzuleiten, wenn gleich dieſe zu ſolchem Endzweck ſehr gewaltſam gedreht werden muß. Auf der andern Seite ſcheinen ihn die falſchen Geheimniſſe der **Gnoſtiker**, und ſeine Bemühung, den chriſtlichen Glauben, welchen ſie verunſtalteten, deſto verehrungswürdiger und herrlicher abzubilden, zu ſo vielen geheimen Deutungen verleitet zu haben, mit welchen er die Bibel beſchwerte. Sein heftiger Widerſpruch gegen die Lehre dieſer Ketzer von dem Zuſtande nach dem Tode, hat die groben Vorſtellungen, von dem Reiche **Chriſti** auf der Welt, ans Licht bringen helfen. Zu manchen Fehlern hat ihn ein übereiltes Zutrauen auf ältere Lehrer gebracht, bey welchen er vorausſetzte, daß der Nahme eines Schülers der Apoſtel ungegründeten Schriftauslegungen, erdichteten Nachrichten und Träumen keinen Platz übrig laſſe. Als ein Gegner

der gnoſtiſchen Ketzer inſonderheit betrachtet, hat Irenäus einen nicht gemeinen Ruhm erlangt. Sie ſind von ihm faſt immer glücklich bekämpft, und aus allen ihren Zufluchtsorten vertrieben worden. Dennoch wäre es zu wünſchen, daß er theils mehr, theils weniger gethan hätte. Faſt überall zeigt er ſie bloß als die unſinnigſten Schwärmer; aber ihre vernünftigern Meinungen und Gründe hätten mehr mit den Irrlehren ſelbſt in ein zuſammenhängendes Lehrgebäude vereinigt werden ſollen. Da es ihm meiſtentheils eine ſehr geringe Bemühung koſtet, die Einfälle derſelben über den Haufen zu werfen: ſo hätte er auch weniger mühſam, weitſchweifig, unordentlich und wiederholend ſchreiben ſollen. Manche Ausſchweifungen und armſeelige Erklärungen, die den Chriſten anſtößig ſind, hätten noch mehr den Gnoſtikern erſpart werden können. Kurz, dieſes Werk, das immer viele Brauchbarkeit hat, würde, von einer Menge Auswüchſen gereinigt, und, auf die Hälfte herabgeſetzt, noch ſchätzbarer ſeyn.

Es iſt oft gedruckt worden, und die erträglichſte unter den ältern Ausgaben hatte der Franziſcaner Franz Feuardent mit ſeinen zum Theil für die Römiſche Kirche höchſt partheyiſchen Erläuterungen, (zu Paris 1639. Fol.) veranſtaltet. Zwo neuere hingegen haben alle vorhergehende verdunkelt, und ſich ſelbſt den Preis ſtreitig gemacht. Die erſtere und prächtigſte darunter iſt zu Oxford im Jahr 1702 herausgekommen. In derſelben hat Johann Ernſt Grabe beträchtliche Verbeſſerungen bey dem Texte des Irenäus angebracht, andere kleine Ueberbleibſale dieſes Schriftſtellers geſammelt, einen Auszug von den Anmerkungen der vorigen Herausgeber, und ſelbſt viele beygefügt, welche von Gelehrſamkeit und Scharfſinn zeugen. Dagegen hat der Benediktinermönch, Dom Renatus Maßüet, dieſen Schriftſteller zu Paris im Jahr 1710 dergeſtalt bearbeitet, daß man ſeiner Ausga-

be

be bey genauen Unterſuchungen noch weniger als jener entbehren kann. Er hat durch den Gebrauch neuer Handſchriften dem Texte noch mehrere Richtigkeit ertheilt, auch denſelben noch geſchickter abzutheilen verſucht. Seine Sammlung kleiner Stücke aus den verlornen Schriften des Irenäus iſt ebenfals reichlicher geworden; doch ſind auch Stellen darunter, welche würklich aus dem vorhandenen Werke Auszugsweiſe mögen geſchöpft worden ſeyn. Außer ſeinen kritiſchen und erklärenden Anmerkungen, die nicht ſelten eines fruchtbaren Inhalts ſind, hat Maßüet am Ende der Ausgabe auch die von andern Gelehrten herrührenden ganz, oder mit einer Auswahl beydrucken laſſen. Der wichtigſte ſeiner Zuſätze ſind drey große vorläufige Abhandlungen. In der erſten iſt eine leſenswürdige Einleitung zur Kenntniß aller Ketzer, welche Irenäus widerlegt hat, enthalten. Das Lehrgebäude des Valentinus wird auch auf einer beſondern Kupfertafel abgebildet. Die zweyte Abhandlung beſchäftigt ſich mit dem Leben und den Schriften des Irenäus. Einen vorzüglichen Fleiß aber hat der Verfaſſer in der dritten angewandt, um den Lehrbegriff dieſes Schriftſtellers, gegen welchen er eine zu hohe Verehrung bezeigt, zu beſchreiben und zu vertheidigen. Er geſteht zwar und entſchuldigt auch einige Fehler deſſelben; aber bey allen Unterſcheidungslehren der neuern Römiſchen Kirche, ſieht Maßüet eine offenbare Uebereinſtimmung des Irenäus mit derſelben. Die Künſte und ängſtlichen Wendungen, deren er ſich zu dieſer Abſicht bedient, erregen Mitleiden und Verwunderung gegen einen gelehrten Mann, der ſeiner Parthey auf dieſe Art Freunde erzwingen muß, und ſich doch immer ein ſiegreiches Anſehen giebt.

Vier andere kleine Stücke, denen der Nahme des Irenäus vorgeſetzt war, entdeckte um eben dieſe Zeit, da Maßüets Ausgabe zum Vorſchein kam, Chriſtoph Matthäus Pfaff in den Handſchriften der Königli-

niglichen Bibliothek zu Turin. Sie wurden darauf, mit deſſen Anmerkungen, zwo Abhandlungen vom Darbringen oder Opfern (oblatio) der erſten Chriſten beym heiligen Abendmahl, ingleichen von ihrer Einſeegnung (conſecratio) deſſelben; weiter mit den von **Graben** nach dem Muſter alter und neuer Gemeinen, zuſammengeſetzten griechiſchen Gebetsformeln, die bey jener geheiligten Cärimonie gebraucht worden ſind; endlich mit **Pfaffens** Schrift von den theologiſchen Vorurtheilen, (unter der Aufſchrift, Irenaei fragmenta anecdota, Haag, 1715. 8. und zum zweytenmal im Jahr 1743.) ans Licht geſtellt. Man hat ſie auch in den Venetianiſchen Nachdruck der Ausgabe **Maßüets** vom Jahr 1734, und in andere Werke eingerückt. Das erſte dieſer kleinen abgeriſſenen Stücke lehrt die wahre Erkenntniß **Chriſti** in einem gottſeeligen Leben ſetzen, und iſt merklich gegen die **Gnoſtiker** gerichtet. Im zweyten wird vom Darbringen oder Opfern der Chriſten beym Abendmahl **Jeſu** gehandelt. Das dritte giebt denen einen Verweis, welche über die Beobachtung jüdiſcher Cärimonien Streitigkeiten unter den Chriſten ſtiften: und das vierte ſagt einiges wenige von der doppelten Zukunft **Chriſti**. In der Schreibart dieſer Aufſätze und in den Lehren, welche ſie vortragen, findet ſich ſo wenig etwas, woraus man ſchließen müßte, **Irenäus** ſey nicht Verfaſſer derſelben; daß vielmehr die Aehnlichkeit zwiſchen beyden hin und wieder in die Augen fällt. Da jedoch dieſer Umſtand allein kein zuverläßiger Beweis iſt: ſo haben die Zweifel der Gelehrten über dieſelben noch nicht aufgehört; zumal da man auch die Handſchriften, aus welchen ſie gezogen worden ſind, nicht näher kennt, als daß es verſchiedene Auszüge aus den Schriften der Kirchenlehrer waren. Unterdeſſen beſtätigt eben dieſe Beſchaffenheit der Handſchriften das Urtheil des Herausgebers von dieſen Stücken, es ſind allem Anſehen nach freyere Auszüge aus dem **Irenäus**: denn die beyden erſten kommen faſt mit eben denſelben

ſelben Worten in dem vorhandenen Werke deſſelben vor. Sie belehren uns alſo im Grunde nichts anders, als was man längſt bey dieſem Schriftſteller geleſen hatte: und ihr wichtigſter Nutzen ſind die vortrefflichen Abhandlungen geworden, mit welchen ſie Pfaff begleitet hat. Ohngefähr auf gleiche Art haben die Geſchichte und die Schriften des Irenäus dem Heinrich Dodwell Gelegenheit gegeben, ein gelehrtes, zur Schärfung der Beurtheilung in dieſer Gegend der Geſchichte ſehr dienliches, aber auch mit harten Muthmaaßungen angefülltes, und gegen das chriſtliche Alterthum zuweilen faſt abergläubiſch ehrerbietiges Buch, (Diſſertationes in Irenaeum, Oxoniae, 1689. 8.) zu ſchreiben. Außerdem haben Clericus, (Hiſt. Eccl. p. 758-783.) Herr D. Semler, (Geſch. der chriſtl. Glaubenslehre, Zweyter Abſchnitt, Viertes Hauptſtück, S. 86-133.) und zuletzt Herr Rösler, (Biblioth. der Kirchenväter, Erſter Theil, S. 271. fg.) Auszüge und Beurtheilungen der Lehren des Irenäus, auch darunter Muthmaaßungen mitgetheilt, deren Prüfung die anzuwendende Mühe belohnet.

Zweyte Streitigkeit über das Paſcha, und Aufkommen der Kirchenverſammlungen unter den Chriſten.

Weit liebenswürdiger noch als durch alles, was bisher vom Irenäus erzählt worden iſt, zeigte ſich dieſer Lehrer bey einer wieder aufgeweckten Zwiſtigkeit der Chriſten. Der alte Unterſcheid in Anſehung der Feyer des Paſcha, von welchem an einem andern Orte dieſes Theils, (S. 51. fg.) Nachricht gegeben worden iſt, hatte bis auf dieſe Zeit immer ruhig fortgedauert. Ein Biſchof der Römiſchen Gemeine, Victor, entzündete ihn gegen das Jahr 196 zu einem heftigen Feuer. Zwar wird der Ausbruch dieſer Händel, welche Euſebius, (Hiſt. Eccl. L. V. c. 23. 24. 25.) und beyläufig auch Socrates (Hiſt. Eccl. L. V. c. 22.) beſchreibt, nicht genau angegeben; allein man hat alle Urſache, denſelben vom Victor herzuleiten.

Dieſer ſtolze und ungeſtüme Biſchof konnte es nicht vertragen, daß eine Anzahl Gemeinen in Aſien, wiewohl darunter verſchiedene der älteſten und anſehnlichſten waren, das Paſcha auf eine andere Art begiengen, als alle übrige Chriſten. Er ſchrieb daher an den Polycrates, Biſchof zu Epheſus, und verlangte, daß derſelbe ſich mit den andern Biſchöfen Klein Aſiens darüber berathſchlagen möchte;

möchte; zugleich drohte er, die Kirchengemeinschaft mit ihnen aufzuheben, wenn sie ihre besondere Gewohnheit künftig noch beybehalten würden. Polycrates versammlete diese Bischöfe: und sie faßten gemeinschaftlich den Schluß, bey ihrem alten Gebrauche zu bleiben. In einem Schreiben an den Victor und seine Gemeine, rechtfertigte ihr Vorsteher diese Gesinnung frey und muthig. Er berief sich auf die Apostel Philippus und Johannes, auf den Polycarpus und viele andere Bischöfe, von denen sie ihre Weise, das Pascha zu feyern, empfangen hätten. „Was mich anlangt, meine Brüder, so schrieb Polycrates, der ich fünf und sechszig Jahre in dem Herrn alt bin, der ich mich mit Brüdern aus der ganzen Welt unterredet, und die heilige Schrift völlig durchgelesen habe, mich beunruhigt dasjenige nicht, wodurch man uns hat schröcken wollen. Denn größere Personen, als ich, haben gesagt, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen.„ Er setzt hinzu, die versammleten Bischöfe, deren eine große Menge gewesen sey, hätten sein Schreiben gebilligt, indem sie wüßten, daß er seine grauen Haare nicht umsonst trage, und stets nach den Lehren des Herrn Jesu gelebt habe.

Zur Antwort auf die Vorstellungen dieses ehrwürdigen Mannes, schloß Victor ihn und alle andere Bischöfe und Gemeinen in Asien, die mit ihm gleicher Meinung waren, von der Gemeinschaft der Römischen Kirche aus. Eine solche Ausschließung (deren feyerliche Nahmen und in der Folge ἀφορισμὸς, excommunicatio, wurden,) war ohne Zweifel vom Anfange der christlichen Gemeine her, unter ihnen üblich gewesen. Wenn sie auch nicht das Beyspiel der jüdischen Kirche, aus welcher so viele Christen kamen, vor sich gehabt hätten; so würden sie die Warnungen der Apostel dazu berechtigt haben, nach denen sie den genauen brüderlichen Umgang mit muthwilligen öffentlichen Verächtern ihrer Religion meiden sollten.

Aber

Aber das natürlichſte Recht, welches ſie dazu hatten, war eben dasjenige, welches eine jede Geſellſchaft beſitzt, kein Mitglied in ihrem Umfange zu dulden, das die Geſetze, auf welche ſie gegründet worden iſt, auf eine frevelhafte Art übertritt. Die Chriſten waren in der Abſicht in Gemeinen zuſammengetreten, um Gott nach den Lehren Jeſu Chriſti zu dienen. Sie waren es alſo ihrem größten Ruhm, der Erfüllung jener Abſicht, ſchuldig, ſich von denen abzuſondern, welche die gedachten Lehren verfälſchten, oder denſelben in ihrem Leben nicht gehorchten. Dieſes ſtrengere Betragen war überaus nützlich. Den Feinden der Chriſten benahm es die Gelegenheit, ihnen laſterhafte Sitten oder Uneinigkeit im Glauben vorzuwerfen. Schwache Mitglieder der Gemeinen wurden dadurch von einem gefährlichen Falle zurückgehalten: und Ruchloſen ward der Weg in dieſelben verſpert. Auch brachten es die Chriſten durch dieſes Mittel dahin, daß man ſie mit den Irrgläubigen nicht vermiſchen konnte. Ueberhaupt aber machte die heidniſche Regierung, unter welcher ſie ſtanden, dieſe Kirchenzucht deſto nothwendiger. Die Chriſten verſagten alſo ihren unwürdigen Mitbrüdern entweder den Genuß des Abendmahls Jeſu, welches das ſtärkſte Siegel und Merkmal ihrer Einigkeit war; oder ſie beraubten dieſelben auch bisweilen alles Antheils am öffentlichen Gottesdienſte. Aber nicht jedes geringe Verſehen wurde ſo beſtraft; nur die groben und ärgerlichen Sünden, die Irrthümer, welche das Chriſtenthum ganz umkehrten, zogen ihren Urhebern eine ſolche Entfernung von den Gläubigen zu. Chriſten, welche in gewiſſen mit der Religion verbundenen Cärimonien mit andern Gemeinen nicht übereinkamen, bloß darum von dieſen zu trennen, war noch eine ungewöhnliche Härte. Doch war es freylich etwas anders, einzelne Chriſten von der Kirchengemeinſchaft ausſchließen, und ſie mit ganzen Gemeinen aufheben. Den letztern konnte man faſt nur die genauere Verbindung und das gute Vernehmen, in welchem

chen man mit ihnen gestanden hatte, versagen; wenn gleich ihre Mitglieder im Grunde auch von dem gemeinschaftlichen Gebete und von dem heiligen Abendmahl ausgeschlossen waren.

Mann kann hier nichts zur Entschuldigung des Victor sagen. Er ist, so viel wir wissen, der erste christliche Lehrer, und besonders der erste Bischof der Römischen Gemeine, der Uebermuth und Herrschsucht über andere Christen so kühn an den Tag gelegt hat. Obgleich ein jeder Bischof dieses Recht, zumal auch in den allerersten Zeiten mit Bewilligung seiner Gemeine, ausüben konnte, die kirchliche Verbindung mit irrig denkenden Christen aufzuheben; so war er doch nicht befugt, die christliche Freyheit bis auf unschuldige Gebräuche, in Ansehung welcher die Apostel selbst sie stehen gelassen hatten, zu vertilgen. Eine so gebieterische Unverträglichkeit mußte nach und nach bey dem Glauben selbst die schädlichsten Folgen haben. Victor entzog zwar den asiatischen Gemeinen nur die brüderliche Einigkeit mit der Römischen: es konnte nicht sein Vorsatz seyn, weil es nach der damaligen Kirchenverfassung unmöglich war, durch seinen Ausspruch allein sie zugleich von der Gemeinschaft aller übrigen Kirchen auszuschließen. Aber er versuchte dieses durch das in jenen Zeiten gewöhnliche Mittel. Er gab den andern Gemeinen von seinem Unternehmen Nachricht, und erwartete ihren Beytritt dazu: denn wer von Einer Gemeine ausgeschlossen war, den traf eben dieses Schicksal auch in den gesammten andern, sobald sie davon benachrichtiget wurden, und fanden, daß es aus wichtigen Ursachen geschehen sey. Ohne eine solche Einrichtung würde diese Kirchenstrafe gar nicht fürchterlich gewesen seyn. Sie war auch deswegen bey den immer fester im ganzen Reiche sich verbindenden Gemeinen, unausbleiblich, weil die billigen Gründe, welche Eine Gemeine zu der oftgenannten Ausschließung hatte, eigentlich allen zugehörten.

Victor betrog ſich in ſeiner Hoffnung: ſo knechtiſch dachten die Chriſten noch nicht, daß ſie dieſelbe erfüllt hätten. Während dieſer Streitigkeiten zwiſchen der Römiſchen und einem Theil der Aſiatiſchen Gemeinen, zum Theil auf Veranlaſſung derſelben, verſammleten ſich auch die Biſchöfe in Paläſtina, Pontus, Osrhoene und Gallien. Sie beſtätigten alle ihre bisherige Gewohnheit, das Andenken der Auferſtehung Jeſu allemal an einem Sonntage, und ſeinen Todt am Freytage vorher zu feyern. Dieſes empfohlen ſie den Gemeinen in beſondern Schreiben: die Biſchöfe in Paläſtina drückten ſich ſogar etwas hart über die Chriſten von der andern Parthey aus. Allein viele dieſer Biſchöfe waren mit dem Betragen des Victor nicht zufrieden; ob ſie gleich über die Feyer des Paſcha mit ihm gleichſtimmig dachten. Sie gaben ihm ſcharfe Verweiſe in ihren Schreiben, wobey ſie ihn zur Beförderung der Liebe und Einigkeit ermahnten. Unter ihnen that ſich Irenäus, friedfertig wie ſein Nahme und Leben waren, beſonders hervor. Er erinnerte den Römiſchen Biſchof, nicht ganze Gemeinen der Kirchengemeinſchaft zu berauben, weil ſie Gewohnheiten beobachteten, die ſie von ihren Vorfahren bekommen hätten. Hierauf bemerkte er, daß der Streit nicht bloß den Tag, ſondern auch die Art des Faſtens betreffe, welches vor dem Auferſtehungsfeſte hergienge. „Einige, ſchreibt er, glauben, ſie müßten nur Einen Tag faſten; andere faſten zween, oder mehrere Tage; noch andere meſſen ihren Tag nach vierzig zuſammengerechneten Stunden des Tags und der Nacht ab. Dieſer Unterſcheid in Anſehung des Faſtens hat ſich ſchon lange unter unſern Vorfahren erhoben, welche darauf, wie es ſcheint, wenig Acht hatten, und eine aus Einfalt und geringer Kenntniß eingeführte Gewohnheit den Nachkommen hinterließen. Democh haben ſie hierüber Friede unter ſich erhalten, und wir erhalten ihn auch unter einander.„ Wenn Irenäus hier

die

die Schuld von der Uneinigkeit beym Fasten auf das sorgloſe Verhalten der ältern Lehrer wirft: ſo kann man gar wohl darneben vermuthen, daß ſie in der That geglaubt haben, die Sache müſſe ganz dem Willkühr der Chriſten überlaſſen werden. Er gedenkt eines vierzigſtündigen Faſtens: dieſes war allem Anſehen nach der Einfall einiger Chriſten, diejenige Zeit ohngefähr mit Faſten zuzubringen, welche Jeſus im Grabe gelegen hatte; und da eben derſelbe, ſo wie ehemals Moſes und Elias, vierzig Tage gefaſtet hatte, ſo iſt bald daraus das vierzigtägige Faſten vor Oſtern erwachſen.

Auf gleiche Art ſchrieb Irenäus auch an viele andere Biſchöfe, um die Ruhe in der Kirche beyzubehalten. Sein Widerſpruch gegen den Victor zeigt allein, daß er keine ſo große Meinung von dem Anſehen der Gemeine und der Biſchöfe zu Rom gehegt habe, als viele aus ſeiner oben angeführten Stelle ſchließen. Dieſe letztern ſagen zwar, er habe ſich dem Victor nicht in einer Glaubensſtreitigkeit, ſondern bloß über Cärimonien entgegengeſetzt; allein eben dieſe Cärimonien ſollten doch von den Apoſteln eingeführt worden ſeyn; der Biſchof zu Rom ſollte einer der vornehmſten unter den chriſtlichen Lehrern ſeyn, welche die von den Apoſteln mündlich ertheilten Lehren treu und unverfälſcht aufbehalten hätte: und Victor behandelte würklich dieſe Sache als eine nothwendige Lehre des Glaubens. In der ganzen Geſchichte dieſer Händel findet ſich keine Spur, daß er vor das Oberhaupt aller Biſchöfe wäre angeſehen worden, und den chriſtlichen Gemeinen Befehle hätte geben können. Am wenigſten ſcheinen die Chriſten in Klein Aſien die Aufhebung ſeiner Kirchengemeinſchaft geachtet zu haben: ſie verblieben ungeſtört bey ihrem alten Gebrauche, länger noch als hundert Jahre. Es iſt aber auch nicht glaublich, daß die an ſich ſehr tadelhafte Aufführung des Biſchofs von Rom ein Verſuch geweſen ſey, ſich und ſeinen Nachfolgern bey dieſer Ge-

meine eine allgemeine Herrſchaft über die Chriſten zu erwerben. Man ſieht daran nur den hitzigen Eifer eines hochmüthigen Lehrers, der durch das Anſehen verführt, welches ihm ſeine blühende Gemeine unter den Chriſten gab, keine Abweichung auch von der unbeträchtlichſten ſeiner Meinungen dulden wollte. Die Erzählung des Euſebius von dieſem Streite hat inſonderheit auch der Herr Oberconſiſtorial-Rath Teller (in ſeiner Schrift, Pars Actorum inter Aſiaticas et reliquas Eccleſias ſuper controverſo ſacrorum Paſchatos tempore, ex Euſebii commentariis, Helmſtad. 1767. 4.) durch lehrreiche Anmerkungen aufgeklärt.

Gleichwohl wurden zu eben dieſer Zeit, da die Chriſten ihre Freyheit noch glücklich behaupteten, durch eine ihrem Urſprunge nach rühmliche Anſtalt, durch die Kirchenverſammlungen, Feſſeln auf das Künftige für ſie zubereitet. Da die große Geſellſchaft der Chriſten aus einer Menge Gemeinen beſtand, die in ſo vielen Dingen mit einander überein kamen, einerley Antheil an den meiſten Begebenheiten nahmen, welche ſie trafen, und überhaupt durch Einigkeit feſter und ſtärker wurden: ſo waren gemeinſchaftliche Zuſammenkünfte für ſie überaus nützlich, gewiſſermaaßen auch nothwendig. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums hatten ſie noch zu wenige Verbindung unter einander, als daß dieſelben hätten Statt finden können. Ihre Anzahl, Bekanntſchaft und Beſchäfftigung nahmen zu; Streitigkeiten oder andere Bewegungen drangen immer leichter aus einer Gemeine in die andere: daher fiengen ſie an, mit vereinigten Kräften Berathſchlagungen über ihren Zuſtand vorzunehmen. So verſammleten ſich ehemals die griechiſchen Staaten von Zeit zu Zeit durch Abgeordnete, um ihre allgemeinen Angelegenheiten auszumachen; und das höchſte Gericht der Amphiktyonen, welches ſie noch jährlich zweymal halten ließen, war eben in der Abſicht errichtet worden, um die Händel, welche

che unter ihnen entſtanden, beyzulegen. Aber obgleich die Verſammlungen der chriſtlichen Gemeinen mit dieſen Anſtalten viel ähnliches, auch den griechiſchen Nahmen (σύνοδος) gemein hatten; ſo kann doch daraus noch nicht erwieſen werden, daß ſie aus einer Nachahmung derſelben, und zuerſt unter den Chriſten in Griechenland, aufgekommen ſind: denn die Chriſten hatten überall gleiche Urſachen, ſie anzuſtellen.

Die älteſten und zugleich gewiſſen Spuren chriſtlicher Kirchenverſammlungen, (denen man in der abendländiſchen Kirche den Nahmen concilia gegeben hat,) findet man, wie bereits (S. 68.) angezeigt worden iſt, in den Gemeinen Aſiens, bey Gelegenheit der Streitigkeiten mit den **Montaniſten**. Noch deutlicher und beſtimmter aber kommen ſie bey der erneuerten Zwiſtigkeit über das **Paſcha** vor. Damals hielten **Theophilus**, Biſchof zu Cäſarea in Paläſtina, und **Narciſſus**, Biſchof zu Jeruſalem, eine Verſammlung der Biſchöfe des gedachten Landes. Die Biſchöfe in der Provinz Pontus kamen unter der Anführung des **Palmas**, welcher der älteſte unter ihnen war, zuſammen. **Irenäus**, Biſchof zu Lugdunum, verſammlete ſeine Amtsgenoſſen in Gallien, und **Polycrates**, Biſchof zu Epheſus, die Vorſteher der Gemeinen in Klein Aſien. Es hat auch völlig das Anſehen, daß **Victor**, Biſchof der Römiſchen Gemeine, und **Bachyllus**, Biſchof zu Corinth, jener mit den nächſten um Rom herum wohnenden, dieſer mit den Biſchöfen in Achaja, Zuſammenkünfte angeſtellt haben.

Daraus entſtand zuerſt ein Vorzug der Biſchöfe, deren Sitz in der Hauptſtadt eines Landes (metropolis) war, vor den übrigen. In einer ſolchen Stadt, wohin alles aus der Provinz zuſammenfloß, war es auch natürlich, die Verſammlung der Gemeinen zu halten. Der Biſchof alſo derſelben berief ihre Lehrer dahin zuſammen,

führte bey den Unterredungen derſelben den Vorſitz, ſammlete ihre gemeinſchaftlichen Entſchließungen, und that vermuthlich noch mehr dabey, was ihm ein gewiſſes Anſehen erwarb. Bisher waren die Biſchöfe einander alle gleich geweſen; wenn man die Ehre ausnimmt, welche einigen Gemeinen wegen ihrer Stifter und anderer Umſtände zugehörte. Die neue Verfaſſung der Kirchenverſammlungen erhob den Biſchof der Hauptſtadt; aus den gedachten Rechten entſprangen immer mehrere, deren Inbegriff die Würde eines **Metropolitanen** ausmachte: denn ſo nannte man ihn in ſpätern Zeiten, und der Nahme eines **Erzbiſchofs** wär meiſtentheils mit dieſem gleichbedeutend. Seitdem fiengen auch die Gemeinen Einer Provinz an, eine genau verbundene Geſellſchaft vorzuſtellen, die jenen Biſchof zum Oberhaupt hatte. Alles dieſes aber iſt nur nach und nach erfolgt. Die angeführten Beyſpiele aus Paläſtina und Pontus zeigen, daß die Biſchöfe der Hauptſtädte nicht ſogleich durchgehends und allein dieſe Aufſicht erhalten haben, und ſehr lange hat es Gemeinen gegeben, welche ihre erſte Unabhängigkeit behaupteten.

Eine andere Veränderung, welche die Kirchenverſammlungen hervorbrachten, war ungleich wichtiger. Auf dieſelben kamen als Abgeordnete der Gemeinen ihre Biſchöfe, oder ſeltner Aelteſte derſelben. Was dieſe beſchloſſen, mußte, nach einem ſolchen Auftrage, von den Gemeinen angenommen werden: ihre Lehrer wurden alſo endlich ihre Geſetzgeber. Bald waren es Streitigkeiten des Glaubens, welche ſie entſchieden; bald Cärimonien des äußerlichen Gottesdienſtes, und Anſtalten der Kirchenzucht, welche ſie feſtſetzten. Man konnte freylich zu den Lehrern das Zutrauen haben, daß es ihnen nicht an Einſicht, noch weniger an gutem Willen fehlen würde, um richtige und heilſame Ausſprüche zu thun. Allein dieſe gütige und ſogar billige Hoffnung der Chriſten räumte die Schwachheiten und Leidenſchaften, denen auch Lehrer unterwor-

ſterworfen waren, nicht aus dem Wege. Zahlreiche Verſammlungen derſelben konnten eben ſo leicht in Vergehungen fallen, als einzele Perſonen: denn man weiß, wie geſchwind einer oder wenige heftige und gebieteriſche Männer auch einen groſſen Haufen mit ſich fortreißen. Es ſcheint daher, daß entweder eine jede Gemeine ihre Bedürfniſſe frey und allein hätte beſorgen ſollen, ohne daß ein verſtändiges Mitglied derſelben von den Berathſchlagungen darüber wäre ausgeſchloſſen worden; oder wenn ſie ſich zu ſchwach fühlte, Unruhen und Zwiſtigkeiten, die bey ihr entſtanden waren, zu ſtillen, daß bey den Zuſammenkünften mehrerer Gemeinen, auch andere Chriſten von Nachdenken, als Lehrer ihre Stimmen hätten geben ſollen. Dieſes war ihr älteſtes Recht: alle Gläubige wurden zur Unterſuchung wichtiger Geſchäfte und Fragen, welche die ganze Gemeine betrafen, anfänglich gezogen. Ein deſto gewiſſeres Recht, da es ihnen die Apoſtel ſelbſt, wie bey einer andern Gelegenheit (Th. II. S. 114-117.) bemerkt worden iſt, eingeräumt hatten. Sie waren alle in der Religion wohl unterrichtet: und das allermeiſte, was auf Kirchenverſammlungen abgehandelt wurde, hätte ihre Beurtheilung nicht überſtiegen. Selbſt alsdenn wäre ihre Gegenwart daſelbſt nöthig geweſen, wenn die Lehrer vor gut befunden hätten, gegen Verfälſcher des chriſtlichen Glaubens gewiſſe Kunſtwörter oder etwas ſpitzfindige Beſtimmungen einzuführen. Sie hätten es verhüten können, daß dergleichen neue Ausbildungen der Lehrart ihnen nicht als unentbehrliche Glaubenslehren von der Verſammlung wären aufgedrungen worden. Ueberlegt man noch dazu, daß ſie weit weniger als ihre Lehrer, die oft in hitzige Streitigkeiten eingeflochten wurden, in Gefahr ſtanden, ſich der Unverträglichkeit, Eiferſucht, Verketzerung, dem Religionshaſſe, und andern ſolchen Fehlern, zu überlaſſen: ſo wird es wahrſcheinlich, daß ſie zur Mäßigung des Betragens auf manchen Kirchenverſammlungen vieles hätten beytragen können. Unterdeſſen würde doch die

menſetzung der letztern aus lauter Lehrern noch den Chriſten nicht ſehr ſchädlich geworden ſeyn, wenn jene nicht, außer unvermeidlichen kleinern Verſehen, in den folgenden Zeiten das ſchlimmere begangen hätten, ſich vor Leute auszugeben, die im Nahmen Gottes über alles, was die Religion angeht, Verordnungen ertheilen könnten, welche eben ſo untrüglich als unverletzlich für die Chriſten wären; und dieſes oft mitten unter den aufwallenden Regungen von Feindſchaft und Verfolgungsgeiſt gegen ihre Mitbrüder.

Vom Urſprunge alſo der Kirchenverſammlungen an, iſt ihre Geſchichte bereits wichtig, und wird es immer mehr, je weiter ſie ſich ausbreiten. Die erſten derſelben wurden nur von Gemeinen Einer Provinz gehalten; daher erſtreckte ſich auch die Verbindlichkeit ihrer Schlüſſe nicht außerhalb der Grenzen derſelben. Erſt unter der Regierung chriſtlicher Fürſten ſind ſogenannte allgemeine Kirchenverſammlungen erfolgt, deren Geſetzen alle Chriſten im Römiſchen Reiche gehorchen mußten. Das ſchnell emporſteigende, und endlich bis zur Herrſchaft über die Chriſten vergrößerte Anſehen der Biſchöfe; die verſchiedenen Kirchenämter, mit der ganzen nach und nach erwachſenen Kirchenregierung; der Zuſtand des chriſtlichen Glaubens, wie denſelben viele Gemeinen öffentlich bekannt und erklärt haben; die Einrichtung des kirchlichen Gottesdienſtes; das Betragen der Chriſten gegen Sünder und Irrgläubige; die feyerliche Art, weitläuftige Streitigkeiten in der Kirche zu endigen; viele beſondere den Chriſten und ihren Lehrern vorgeſchriebene Pflichten; dieſes alles, nebſt andern lehrreichen Nachrichten; muß hauptſächlich aus der Geſchichte der oftgedachten Verſammlungen gezogen werden.

Ihre ſchriftlich abgefaßten Schlüſſe haben den allgemeinen Nahmen der **Vorſchriften** oder **Regeln** (κάνονες) geführt; öfters aber iſt der Unterſcheid beobachtet worden, daß

daß man mit dieſem Nahmen bloß die Verordnungen, welche ausgeübt werden ſollten, belegt, und hingegen die Ausſprüche über Lehren des Glaubens, **Lehrſätze** (δόγματα) genannt hat. Von dieſen Kirchengeſetzen, auch ſolchen, die nicht in Zuſammenkünften der Biſchöfe, (denn ſo könnte man ſie meiſtentheils richtiger anſtatt Kirchen- oder Gemeinen-Verſammlungen nennen,) gegeben wurden, ſind einzelne kleinere Sammlungen in den ältern Zeiten veranſtaltet, dieſe aber wieder in zwey große Werke aufgenommen worden. Das erſtere derſelben hat **Chriſtoph Juſtel** ausgefertigt, ſein Sohn aber, **Heinrich Juſtel**, und **Wilhelm Voel** haben daſſelbe erſt (unter der Aufſchrift: Bibliotheca Iuris Canonici veteris, Paris, 1661 in zween Foliobänden,) ans Licht geſtellt. Das zweyte ſchreibt ſich vom **Wilhelm Beveridge** her, (Συνόδικον, ſive Pandectae Canonum SS. Apoſtolorum, et Conciliorum ab Eccleſia Graeca receptorum, Oxfort 1672, zween Bände in Folio.) Beyde mit vielen Erläuterungen verſehene Werke ſind zur Kenntniß des Kirchenrechts der alten Chriſten bis gegen das neunte Jahrhundert, ungemein brauchbar, und ſie ergänzen einander wechſelsweiſe. Nach dieſem Entwurfe, der einige Abkürzungen, Zuſätze und Verbeſſerungen leiden würde, könnte eine ähnliche, den Proteſtanten beſonders in Deutſchland, ſehr nützliche und bequeme Sammlung der alten Kirchengeſetze beſorgt werden. **Gebhard Theodor Meier** hat einen nicht ungeſchickten Verſuch dieſer Art (Codex Canonum Eccleſiae univerſae, a Iuſtiniano Imp. confirmatus, Helmſt. 1663. 4.) gemacht. In andern Sammlungen (Acta Conciliorum) ſind nicht allein die Schlüſſe der Kirchenverſammlungen aller Zeiten, ſondern auch alle Handlungen und Urkunden derſelben aufbehalten worden. Die drey vollſtändigſten derſelben haben **Johann Harduin**, (zu Paris 1715, in zwölf Foliobänden,) **Nicol. Coleti**, (zu Venedig, im Jahr 1728, in drey und zwanzig Bänden, nebſt zwey

tes, Plato, Xenophon, und andere, die nur Einen höchſten Gott geglaubt haben: allein, ſetzt er hinzu, ſie haben ſolches von der Sibylle, dieſer jüdiſchen Prophetinn, und aus den Büchern der Juden gelernet, deren ſie ſich bediente. Von Dichtern, welche eben dieſes eingeſehen haben, führt er den Aratus, Heſiodus, Euripides und Orpheus an. Er verweiſet aber weit mehr auf die Schriften der Propheten, wenn man Gott genau kennen wollte, und theilt einige den Heiden brauchbare Auszüge aus denſelben mit. Er warnet darauf nachdrücklich, den Ruf Gottes zur Seeligkeit nicht zu verachten. Den Einwurf der Heiden, daß man die Gebräuche ſeiner Vorfahren nicht verlaſſen dürfe, widerlegt er nicht nur, ſondern läßt auch viele Ermahnungen darauf folgen. „Wer von dem Worte niemals etwas gehört hat, ſchreibt er, der wird, weil er in einer Unwiſſenheit des Irrthums ſtand, Verzeihung erhalten; wem es aber zu Ohren gekommen iſt, und er bleibt vorſetzlich beym Unglauben, dem wird ſeine Kenntniß deſto mehr ſchaden, je klüger er ſich zu ſeyn dünkt.„ Mit ſolchen dringenden Zurufungen und Vorſtellungen von der Größe der göttlichen Wohlthat durch Chriſtum, fährt der Verfaſſer bis zum Beſchluſſe des Buchs fort. Die Schlange, welche die erſten Menſchen verführt hat, hält er vor die Wolluſt: der Menſch, welcher im Paradieſe als ein kleiner Knabe Gottes ganz frey ſpielte, unterwarf ſich derſelben. — Dieſes ganze Buch iſt gelehrt und einnehmend für die Heiden geſchrieben: es erſchüttert ihre Religionsgebäude durch und durch, enthält einen großen Ueberfluß anmuthiger und zum Theil ſeltener Nachrichten über die Fabellehre und den Götzendienſt, wendet auch ſinnreich eigene Ausdrücke und Cärimonien der Heiden wider ſie zur Ehre des Chriſtenthums an. Der Vortrag ſollte jedoch weniger weitſchweifig ſeyn, nicht mit einer für kaum vorbereitete Gemüther zu frühzeitigen Erörterung der Lehre von dem ewigen Worte Gottes herbeyeilen. Manche allegoriſche und myſtiſche

Deu-

Deutung haben doch vielleicht bey heidniſchen Leſern einigen Eindruck gemacht.

Das zweyte Werk, welches **Clemens** zu ſeinem Entwurfe nöthig hatte, nannte er (mit einem aus dem Briefe **Pauli** an die Galater entlehntem Worte,) den **Aufſeher** (παιδαγωγὸς,) weil es, wie ehemals das Geſetz die Juden, die neuangehenden Chriſten in einer gewiſſen Zucht und anſtändigen Aufführung erhalten ſollte. Er theilte es in drey Bücher ab. Man findet, ſagt er, in dem Menſchen Sitten, Handlungen und Leidenſchaften. Für jene iſt das erſtere Werk abgefaßt; das Leben ſoll durch den Aufſeher geleitet werden. Dieſer iſt Gott, ſeinem Vater, ähnlich, deſſen Sohn er iſt, ohne Sünde, untadelhaft, und ohne Leidenſchaften der Seele; Gott in der Geſtalt eines Menſchen, dem Willen ſeines Vaters dienend, das Wort Gott, der im Vater, und zur Rechten des Vaters, und mit der Geſtalt Gott iſt. Er iſt für uns ein Bild ohne Flecken, und wir müſſen mit allen Kräften verſuchen, ihm an der Seele gleich zu werden. Wer von ihm auf eine gute Art geführt wird, der fällt nicht in viele unwiſſentliche Sünden. Er heilt die übernatürlichen Leidenſchaften der Seele durch Ermahnungen, und iſt der einzige **Päoniſche** Arzt menſchlicher Krankheiten, der heilige Beſchwörer der ſiechen Seele. Nach dieſem Eingange beſchreibt der Verfaſſer die Güte und Leutſeeligkeit des göttlichen Führers gegen die Menſchen; beweiſet, daß ſie von Gott geliebt werden müſſen, und ihn auch lieben müſſen; daß ihr Führer beyden Geſchlechtern ertheilt worden ſey; und daß alle, welche die Wahrheit ſuchen, vor Gott Kinder ſind. Das letztere bringt ihn auf eine weitläuftige Sammlung von Stellen der heiligen Schrift, darinne der Kinder gedacht wird; wobey manche geheime und und gezwungene Erklärungen, auch wohl aus dem **Philo**, der nicht genannt wird, vorkommen. Gegen die **Gnoſtiker** zeigt er, daß die Chriſten

in

in einem edlern Verſtande, nicht als wenn ſie bey kindiſchen Anfangsgründen ſtehen blieben, Kinder und Kinder Gottes heißen. Die dahin gehörigen Lehren werden geſchickt genug abgehandelt, wenn gleich über bibliſche Stellen manche ſonderbare Einfälle ausgeſchüttet ſind, wie unter andern auf Veranlaſſung der geiſtlichen Milch, deren **Paulus** (im Briefe an die Chriſten in Galatien, C. 4. v. 7.) gedenkt, eine lange, halb in die Naturkunde des menſchlichen **Körpers**, halb in die Beſchaffenheit des chriſtlichen **Unterrichts**, laufende **Ausſchweifung von der Milch**, und auf mehrere ſpielende **Vergleichungen die Anmerkung** folgt: „Der Herr **Chriſtus**, die Frucht der „Jungfrau, hat die weiblichen Brüſte nicht glückſeelig „gemacht, ſie nicht zur Nahrung gewählt; ſondern da „der liebreiche und gütige Vater das Wort geregnet hat„te, iſt es für Kluge eine geiſtliche Nahrung geworden.„ Dieſes Bild wird ungemein erweitert, und unter andern auch geſagt, daß die Kirche, welche Mutter und Jungfrau zugleich ſey, ihre Kinder mit der heiligen Milch, nämlich **mit dem kindlichen Worte**, ernähre. Sogar **Homers** Stellen und Redensarten werden auf dieſe Materien angewandt. Endlich kommt **Clemens** wieder zu einem gründlichern Unterrichte, erklärt, wer der Führer der Menſchen, **Jeſus**, ſey, auf wie mancherley Art er uns leite, ſtreng ſowohl als gnädig, und wie er ſich des Geſetzes und der Propheten bedienet habe, ſein Amt zu verwalten. Von dem oft gebrauchten Ausdrucke, welcher ſowohl **Wort** als **Vernunft** bedeutet, (λόγος) fällt er auf die Grundſätze der Sittenlehre, die er mehr **ſtoiſch** als chriſtlich legt. Daher kommt auch der Begriff, den er vom Glauben macht, es ſey der Gehorſam, welcher der Vernunft (oder dem Worte) geleiſtet werde, und das Leben der Chriſten nennt er eine zuſammenhängende Reihe vernünftiger Handlungen, die ſie von dem Worte gelehrt würden.

Dazu theilt er nun die Anleitung in den beyden übrigen Büchern dieſes Werks mit. Allein es ſind faſt bloße Vorſchriften über die äußerliche Ehrbarkeit der Sitten, die ein Chriſt beobachten müſſe. Er lehrt ſehr umſtändlich das Verhalten in Anſehung des Eſſens und Trinkens; erinnert, daß man keinen koſtbaren Hausrath anſchaffe, ſich bey Gaſtmalen auf eine anſtändige Art ergötze, im Lachen mäßige, vor ſchändlichen Reden hüte, im Umgange mit andern vorſichtig und beſcheiden ſey, ſich nicht leicht ſalbe, und mit keinen Blumenkränzen ſchmücke; auch zeigt er, wie man ſich in Anſehung des Schlafens, des Kinderzeugens und des Gebrauchs der Schuhe zu betragen habe; Edelgeſteine aber und goldenen Schmuck dürfe man weder bewundern, noch ſich derſelben bedienen. Mit dieſem Unterrichte fährt er im dritten Buche fort, und ſetzt anfänglich die Schönheit der Seele in der Wohlthätigkeit; die Schönheit aber des Leibes darinne, daß er unſterblich iſt. Daraus zieht er die Folge, daß der Putz und Schmuck an beyden Geſchlechtern verwerflich ſey, deſſen ſchädliche Anwendung und Verbindung mit der Wolluſt er zugleich beſtraft. Er tadelt hierauf die überflüßige Menge des Geſindes, und andere Ausſchweifungen der täglichen Lebensart; auch die ärgerliche Aufführung im Bade. Mit einer Nachahmung ſtoiſcher Grundſätze behauptet er, daß nur ein Chriſt reich ſey; und indem er nun auf die Tugenden kommt, welche den vorhergenannten Laſtern entgegen ſtehen, empfiehlt er beſonders die Mäßigkeit und Sittſamkeit bey allen Handlungen, Leibesübungen und Ergötzlichkeiten. Seine Regeln erſtrecken ſich bis auf den Gang und die Geberden der Menſchen, außerdem auf viele Kleinigkeiten: er hält das Spielen und den Beſuch der Schauplätze vor unerlaubt; zuletzt aber ſammelt er viele Stellen der heiligen Schrift, welche mancherley Lebensvorſchriften enthalten.

Man wundert ſich, wenn man alles dieſes außer ſeinem Zuſammenhange lieſet, daß Clemens die chriſt-

liche Sittenlehre ſo wenig vollſtändig für angehende Chriſten vorgetragen; oder, wo ihm dieſes ſeine Abſicht nicht auferlegte, daß er nicht lieber ihre edlern Pflichten, ihren Urſprung und Sitz in der menſchlichen Seele, ihre Erhebung zu Gott und Richtung auf ein künftiges Leben, als ſo viele gemeine Lehren erkläret hat. In ſeiner Abhandlung herrſcht zwar eine große Kenntniß von den Sitten der damaligen Zeit, über welche er die ſcharfſichtigſten Beobachtungen angeſtellt, und ſeine ſatyriſche Züge untergemiſcht hat: außerdem iſt auch die von ihm angebrachte Gelehrſamkeit mit vielen guten moraliſchen Anmerkungen ſchätzbar. Allein ob er gleich ſehr oft mit Worten der heiligen Schrift redet; ſo vermißt man doch bey ihm die Vorzüge der chriſtlichen Tugend von ihren vornehmſten Seiten. Dieſer Vorwurf verliert ſich wieder, wenn man daran denkt, daß er in dieſem Werke nicht den ganzen Lehrbegriff des auszuübenden Chriſtenthums, ſondern nur ohngefähr eine Anleitung habe mittheilen wollen, wie ſie ein Aufſeher junger Leute giebt, der ſich daran begnügt, ſie von groben Verſehen zurück zu halten; noch keine reife Tugend von ihnen begehrt. So bemühte ſich auch **Clemens**, die neuen Freunde der chriſtlichen Religion zum Abſcheu gegen alle bey den Heiden übliche, viel zu gelind von ihnen beurtheilte Laſter zu bringen, ihnen durch eine Vergleichung der chriſtlichen Sittenlehre mit der philoſophiſchen, und durch eingeflochtene Blumen aus den heidniſchen Schriftſtellern, die erſtere deſto beliebter zu machen. Schon dieſes erlangt, war viel gewonnen. Andere Fehler aber hat der Verfaſſer dem ohngeachtet begangen. Zuweilen iſt mehr Strenge in ſeinen Vorſchriften, als er zu fordern berechtiget war; gezwungene Schriftauslegungen, oder Mißverſtändniſſe, die auf die alexandriniſche Ueberſetzung gebauet ſind, kommen hier eben ſowohl vor, als wunderbare Allegorien: und er ſchreibt oft ſo gedähnt, daß die Deutlichkeit mit der Hälfte zufrieden geweſen wäre.

Doch

Doch auf der höchſten Stufe ſeiner Entwürfe, in einem Werke, dem er den Nahmen der **Tapeten**, (στρωματεῖς) das heißt, **einer mit mannichfaltiger Kunſt und Gelehrſamkeit ausgeſchmückten Arbeit**, beylegte, hat **Clemens** ſich gewiſſermaaßen ſelbſt übertroffen. Aus der völligen Aufſchrift, die das Werk führte: **Gnoſtiſche Abhandlungen über die wahre Philoſophie**, ingleichen aus dem vierten, ſechſten und ſiebenten Buche deſſelben, erkennt man die nähere Abſicht des Verfaſſers neben der allgemeinen, die oben angemerkt worden iſt, noch genauer. **Der Aufſeher**, ſchrieb er am Ende des vorhergehenden Werks, hat uns nun in die Kirche gebracht, und übergiebt uns ſelbſt ſich ſelbſt, nemlich dem Worte, das uns lehren und überall die Aufſicht führen ſoll. Er fängt alſo jetzt an, einen vollkommnern Unterricht für Chriſten von einiger Stärke der Einſichten zu ertheilen, und zugleich ſich noch mehr nach den Begriffen der heidniſchen Gelehrten zu bequemen, um ihnen Ehrerbietung gegen das Chriſtenthum einzuflößen. Allein da die **Gnoſtiker** ſich einer ausnehmenden Kenntniß vieler geheimen Umſtände von Gott und der Welt rühmten: ſo behält **Clemens** auch ſie im Geſichte, und ſucht zu zeigen, daß die rechtgläubigen Chriſten ebenfalls ihre geheime und daneben auch viele andere, Wiſſenſchaft beſitzen; ja daß ſie allein wahre **Gnoſtiker** zu heißen verdienen. Wegen aller gedachten Urſachen hat er in dieſem Werke faſt für ſeine ganze Gelehrſamkeit, für eine Menge ſcharfſinniger oder ſonſt merkwürdiger Einfälle, Erzählungen, Stellen alter Schriftſteller, mit einem Worte, philoſophiſcher und anderer Erläuterungen von aller Art über die chriſtliche Religion, einen Platz gefunden; doch öfters in einem ſehr verdeckten Vortrage, aus welchem die Meynung des Verfaſſers nur halb hervorſchimmert. „Dieſe Bücher, ſagt er ſelbſt, (Strom. L. 1. p. „326. ſq. ed. Potter.) „werden die Wahrheit, vermiſcht „mit den Lehren der Philoſophie; oder vielmehr durch die-

„ſelben bedeckt und verborgen, enthalten: ſo wie die Scha-
„le den Kern der Früchte verdeckt. — Vieles was zum
„Endzwecke nichts beyträgt, gereicht doch dem Künſtler
„zur Zierde. Sonſt verſchafft auch eine mannichfaltige
„Gelehrſamkeit ſelbſt demjenigen, welcher die Hauptleh-
„ren vorträgt, mehr Beyfall bey den Zuhörern, prägt
„Schülern Bewunderung ein, und führt ſie zur Wahr-
„heit. — Dieſe aus vielfacher Wiſſenſchaft zu einem
„Körper gebildete Bücher wollen den Saamen der Kennt-
„niß auf eine künſtliche Art verbergen. Gleichwie alſo
„ein Liebhaber der Jagd, nachdem er geſucht, nachge-
„forſcht, ausgeſpürt, und Hunde zum Laufen ausgeſchickt
„hat, das Wild endlich fängt: ſo ſcheint auch die Wahr-
„heit alsdenn ſüß zu ſeyn, wenn ſie geſucht und durch Ar-
„beit erworben worden iſt.„ Er ſetzt hinzu, ſein Werk habe deswegen dieſe geheimnißvolle Einrichtung bekommen, weil es gefährlich ſey, die würklich geheime Beſchaffenheit der wahren Philoſophie (er meint das Chriſtenthum,) denjenigen kund zu machen, welche unbeſonnene Reden dagegen ausſtoßen, oder welche die Wahrheit verſpotten, weil ſie von den Barbaren gekommen iſt. An einem andern Orte (L. VII. p. 901. 902.) ſagt **Clemens**, dieſes Werk ſey nicht einem zierlich angelegten Garten, ſondern einem dicht bewachſenen und ſchattichten Berge gleich, auf welchem fruchtbare und unfruchtbare Bäume unter einander ſtünden, damit vieles denen geheim verbleibe, welche die ſchönen und reifen Früchte gerne ſtehlen. Daher habe er in demſelben weder Ordnung, noch eine geſchmückte Schreibart geſucht: denn dieſe letztere vernachläßigten die Griechen mit gutem Bedachte, wenn ſie verſteckter Weiſe Lehren in ihren Schriften anbrächten, damit die Arbeitſamkeit und Erfindungsfähigkeit ihrer Leſer dadurch geſchärft werde.

Es dient alſo zwar dieſes Werk des **Clemens von Alexandrien** vorzüglich dazu, ihn als Gelehrten und Schriftſteller ganz kennen zu lernen; allein da es keine zuſammenhängende Abhandlung, ſondern eine nach dem Gefallen des Verfaſſers hingeworfene reiche Sammlung enthält: ſo leidet es auch mehr eine Auswahl merkwürdiger Stellen, als einen vollſtändigen Auszug. Er hatte es in **acht Büchern** abgefaßt; der Anfang des erſtern aber iſt verloren gegangen. Jetzt lieſt man in demſelben zuerſt eine Anpreiſung der Gewohnheit, die Menſchen durch Schriften zu unterrichten; und indem er hierauf von ſeinen eignen Lehrern ſpricht, ſetzt er hinzu: „dieſe haben die „glückſeelige Lehre wahrhaftig aufbehalten; gleich von den „heiligen Apoſteln, **Petrus**, **Jacobus**, **Johannes** „und **Paulus**, an; ſo daß der Sohn ſie immer von „dem Vater bekommen hat: (es ſind aber wenige den „Vätern ähnlich,) und ſo ſind ſie bis auf uns gelangt, in„dem ſie den Saamen der Vorfahren und der Apoſtel auf„bewahrten.„ Bald darauf behauptet er auch, **Chriſtus** habe dasjenige, was ſich nicht für viele ſchickte, auch nicht vielen geoffenbaret; ſondern wenigen, für welche es gehörte, die es gut aufnehmen, und ſich darnach richten könnten. Eine andere Stelle von gleichem Inhalte führt **Euſebius** (Hiſt. Eccl. L. II. c. 1.) aus einem verlornen Buche des **Clemens** an: bloß mit dem Unterſcheide, daß darinne nur der drey erſten Apoſtel gedacht wird, denen der Erlöſer, nach ſeiner Auferſtehung, dieſe geheime Wiſſenſchaft (τὴν γνῶσιν) ertheilt habe, und von welchen ſie die übrigen Apoſtel, von dieſen aber die ſiebzig Jünger, empfangen haben ſollen.

Ueber dieſe bisher unerhörte Verſicherung eines chriſtlichen Lehrers müſſen die Chriſten in der That erſtaunen. Hat Jeſus nicht allen, denen er ſeine Religion bekannt machte, ſondern nur einer kleinen Anzahl von Vertrauten gewiſſe Lehren derſelben eröffnet, und ſind dieſe

auch nur unter wenigen mündlich fortgepflanzt worden: ſo haben die übrigen Chriſten ſtets Urſache gehabt, ſich über dieſe Anſtalt zu beklagen. Sie mußten befürchten, ihren Glauben nur mangelhaft zu kennen; ihre Lehrer konnten auuerdem unter dieſem Vorwande ſie, ſo oft es ihnen gefiel, nöthigen, manche neue Meinungen als Glaubensſätze anzunehmen, die vorher nur ihnen bekannte Geheimniſſe geweſen ſeyn ſollten. Allein wenn gleich dieſes Vorgeben des **Clemens** falſch iſt; ſo wird es doch weniger gefährlich, wenn man fortfährt, ſein Werk zu leſen. Man findet darinne, daß er unter jenen geheimen Lehren nicht ſolche verſtanden habe, die nothwendig zum Chriſtenthum gehörten, die alſo eine Veränderung in demſelben ſtiften müßten, wenn ſie zum Vorſchein kämen; er rechnete dazu philoſophiſche Erklärungen der chriſtlichen Religion; auch wohl geheime Deutungen vieler Schriftſtellen, deren buchſtäblicher Verſtand für gemeine Zuhörer vorausgeſetzt wurde. Wer dieſe vermeinte Geheimniſſe zuerſt von einem Unterrichte **Chriſti** hergeleitet habe, iſt ungewiß; aber daß ihm **Clemens** Beyfall gegeben hat, iſt nicht zu verwundern. Er und andere philoſophiſche Köpfe unter den Chriſten wollten ſich vor ihren Glaubensgenoſſen, und noch mehr vor den heidniſchen Philoſophen in ein gewiſſes Anſehen ſetzen. Dem leeren Rühmen der **Gnoſtiker**, das doch vieles Aufſehen machte, vor einer geheimen Erkenntniß Gottes, ſuchten ſie ebenfalls kräftig zu begegnen; und dieſes ſelbſt durch eine Art von Nachahmung, die einen feſtern Grund haben ſollte. Aus dem vertraulichen Umgange **Jeſu** mit einigen ſeiner Apoſtel, ſchloſſen ſie, daß er denſelben gewiſſe Aufklärungen über ſeine Religion mitgetheilt habe, die von wenigen begriffen werden könnten, und daher von den vorher genannten nicht unterſchieden wären. Die Anwendung ſcharfſinniger oder ſpitzfindiger Unterſuchungen auf die Religion von ihrem Stifter ſelbſt durch eine gutgemeinte Erdichtung herzuführen, ſchien deswegen nicht

ſtrafbar

Doch auf der höchſten Stufe ſeiner Entwürfe, in einem Werke, dem er den Nahmen der **Tapeten**, (στρωματεῖς) das heißt, **einer mit mannichfaltiger Kunſt und Gelehrſamkeit ausgeſchmückten Arbeit**, beylegte, hat **Clemens** ſich gewiſſermaaßen ſelbſt übertroffen. Aus der völligen Aufſchrift, die das Werk führte: **Gnoſtiſche Abhandlungen über die wahre Philoſophie**, ingleichen aus dem vierten, ſechſten und ſiebenten Buche deſſelben, erkennt man die nähere Abſicht des Verfaſſers neben der allgemeinen, die oben angemerkt worden iſt, noch genauer. **Der Aufſeher**, ſchrieb er am Ende des vorhergehenden Werks, hat uns nun in die Kirche gebracht, und übergiebt uns ſelbſt ſich ſelbſt, nemlich dem Worte, das uns lehren und überall die Aufſicht führen ſoll. Er fängt alſo jetzt an, einen vollkommnern Unterricht für Chriſten von einiger Stärke der Einſichten zu ertheilen, und zugleich ſich noch mehr nach den Begriffen der heidniſchen Gelehrten zu bequemen, um ihnen Ehrerbietung gegen das Chriſtenthum einzuflößen. Allein da die **Gnoſtiker** ſich einer ausnehmenden Kenntniß vieler geheimen Umſtände von Gott und der Welt rühmten: ſo behält **Clemens** auch ſie im Geſichte, und ſucht zu zeigen, daß die rechtgläubigen Chriſten ebenfalls ihre geheime und daneben auch viele andere, Wiſſenſchaft beſitzen; ja daß ſie allein wahre **Gnoſtiker** zu heißen verdienen. Wegen aller gedachten Urſachen hat er in dieſem Werke faſt für ſeine ganze Gelehrſamkeit, für eine Menge ſcharfſinniger oder ſonſt merkwürdiger Einfälle, Erzählungen, Stellen alter Schriftſteller, mit einem Worte, philoſophiſcher und anderer Erläuterungen von aller Art über die chriſtliche Religion, einen Platz gefunden; doch öfters in einem ſehr verdeckten Vortrage, aus welchem die Meynung des Verfaſſers nur halb hervorſchimmert. „Dieſe Bücher, ſagt er ſelbſt, (St. omat. L. 1. p. „326. ſq. ed. Potter.) „werden die Wahrheit, vermiſcht „mit den Lehren der Philoſophie; oder vielmehr durch die-

die Philoſophie den Griechen zur Gerechtigkeit nothwendig; jetzt iſt ſie es zur Frömmigkeit, und muß durchaus von denen vorangeſchickt werden, welche den Glauben durch einen gründlichen Beweis empfangen. Gott iſt die Urſache aller guten Dinge: von einigen iſt er es vorzüglich, wie von dem Alten und Neuen Bunde; von andern aber nur durch eine Folgerung, wie von der Philoſophie. Dieſe hat die Heiden zu Chriſto geführt, ſo wie das Geſetz die Juden. Sie bereitet demjenigen den Weg, der von Chriſto vollkommen gemacht wird: denn man muß, wie Salomo erinnert, die Weisheit gleichſam mit einer Bruſtwehr umgeben, welches eben durch die Philoſophie geſchieht. Dieſes wird auch durch den geheimen Verſtand angezeigt, der in der Geſchichte der Sara und Hagar liegt, wie Philo bereits bemerkt hat. Die Wiſſenſchaft befördert die Tugend, und die Philoſophie thut ſolches ebenfals. Philoſophie aber nenne ich weder die Stoiſchen noch die Platoniſchen, noch die Lehrſätze anderer Sekten; ſondern was dieſe alle Gutes geſagt haben, und was Gerechtigkeit nebſt frommer Wiſſenſchaft lehrt. Die ſophiſtiſchen Künſte hingegen ſind unnütz; ſo wie man ſich auf der andern Seite betrügt, wenn man bloß durch Glauben, ohne Philoſophie und Gelehrſamkeit, die Schrift verſtehen will. Paulus warnet nicht vor jeder Philoſophie, ſondern nur vor der Epikureiſchen und zum Theil auch der Stoiſchen; die Menſchenſatzungen, deren er zugleich gedenkt, ſind Spitzfindigkeiten der Vernunftlehre. Die barbariſche ſowohl als die griechiſche Philoſophie enthält abgeriſſene Stücke aus der Theologie des immer vorhandenen Wortes: wer dieſe getrennten Theile in Eines verbindet, der wird das vollkommene Wort, die Wahrheit, ohne Gefahr ſehen. Zur Beſtätigung des eben geſagten wird die Folge der griechiſchen Weltweiſen auf einander kurz vorgeſtellt, und darauf behauptet, daß ſie ihre Philoſophie großentheils von den Barbaren bekommen haben,

ben, unter welchen die Juden das älteſte Volk wären. Clemens zeigt weiter, daß die Barbaren auch faſt alle Künſte erfunden haben; daß man aus den Worten Jeſu: „Alle die vor mir gekommen ſind, waren Diebe und Mörder„ nicht ſchließen dürfe, die Philoſophie ſey Gott von dem böſen Geiſte entwendet worden; ob man gleich die griechiſchen Philoſophen deswegen Räuber und Diebe nennen könne, weil ſie die von den jüdiſchen Propheten geborgten Lehren vor ihr Eigenthum ausgegeben, einige derſelben verfälſcht, oder durch Zuſätze verunſtaltet haben. Er bemerkt hierauf, daß Paulus in der Stelle vom unbekannten Gott der Athenienſer ein Zeugniß von der Wahrheit abgelegt habe, die ſich in der griechiſchen Philoſophie finde; und daß dieſe eine mit andern mitwürkende Urſache ſey, die göttliche Wahrheit zu begreifen. Die Lehre des Erlöſers, ſagt er, iſt an ſich vollkommen, und die griechiſche Philoſophie macht die Wahrheit nicht mächtiger; allein da ſie die ſophiſtiſchen Angriffe abwehrt, iſt ſie in der heiligen Schrift ein Zaun genannt worden, der um den Weinberg geführt wird.

Nunmehr beweiſet er ſehr weitläufig, daß die Philoſophie (oder Religion) der Hebräer älter als jede andere ſey, indem er die Geſchichte und Zeitrechnung Moſis und der andern jüdiſchen Propheten den griechiſchen Geſchichten entgegenſetzt, und damit bis auf die Zeiten Chriſti fortfährt. Unter viele ſeiner merkwürdigen Zeitbeſtimmungen gehört auch dieſe, daß er Chriſtum im acht und zwanzigſten Jahre der Regierung des Auguſtus, die er auf ſechs und vierzig Jahre ſetzt, gebohren werden läßt, und meldet, einige hätten auch den Tag der Geburt des Erlöſers genauer unterſucht, und dazu den fünf und zwanzigſten May angegeben; andere hätten ſowohl dieſen Tag als denjenigen, an welchem Chriſtus geſtorben, in andere Monathe verſetzt. Ein Beweis, daß dieſe damals ſchon ungewiſſen Umſtände von Chriſten nicht vor ſehr wich-

die Philoſophie den Griechen zur Gerechtigkeit nothwendig; jetzt iſt ſie es zur Frömmigkeit, und muß durchaus von denen vorangeſchickt werden, welche den Glauben durch einen gründlichen Beweis empfangen. Gott iſt die Urſache aller guten Dinge: von einigen iſt er es vorzüglich, wie von dem Alten und Neuen Bunde; von andern aber nur durch eine Folgerung, wie von der Philoſophie. Dieſe hat die Heiden zu Chriſto geführt, ſo wie das Geſetz die Juden. Sie bereitet demjenigen den Weg, der von Chriſto vollkommen gemacht wird: denn man muß, wie Salomo erinnert, die Weisheit gleichſam mit einer Bruſtwehr umgeben, welches eben durch die Philoſophie geſchieht. Dieſes wird auch durch den geheimen Verſtand angezeigt, der in der Geſchichte der Sara und Hagar liegt, wie Philo bereits bemerkt hat. Die Wiſſenſchaft befördert die Tugend, und die Philoſophie thut ſolches ebenfals. Philoſophie aber nenne ich weder die Stoiſchen noch die Platoniſchen, noch die Lehrſätze anderer Sekten; ſondern was dieſe alle Gutes geſagt haben, und was Gerechtigkeit nebſt frommer Wiſſenſchaft lehrt. Die ſophiſtiſchen Künſte hingegen ſind unnütz; ſo wie man ſich auf der andern Seite betrügt, wenn man bloß durch Glauben, ohne Philoſophie und Gelehrſamkeit, die Schrift verſtehen will. Paulus warnet nicht vor jeder Philoſophie, ſondern nur vor der Epikureiſchen und zum Theil auch der Stoiſchen; die Menſchenſatzungen, deren er zugleich gedenkt, ſind Spitzfindigkeiten der Vernunftlehre. Die barbariſche ſowohl als die griechiſche Philoſophie enthält abgeriſſene Stücke aus der Theologie des immer vorhandenen Wortes: wer dieſe getrennten Theile in Eines verbindet, der wird das vollkommene Wort, die Wahrheit, ohne Gefahr ſehen. Zur Beſtätigung des eben geſagten wird die Folge der griechiſchen Weltweiſen auf einander kurz vorgeſtellt, und darauf behauptet, daß ſie ihre Philoſophie großentheils von den Barbaren bekommen haben,

ben, unter welchen die Juden das älteſte Volk wären. Clemens zeigt weiter, daß die Barbaren auch faſt alle Künſte erfunden haben; daß man aus den Worten Jeſu: „Alle die vor mir gekommen ſind, waren Diebe und Mörder,„ nicht ſchließen dürfe, die Philoſophie ſey Gott von dem böſen Geiſte entwendet worden; ob man gleich die griechiſchen Philoſophen deswegen Räuber und Diebe nennen könne, weil ſie die von den jüdiſchen Propheten geborgten Lehren vor ihr Eigenthum ausgegeben, einige derſelben verfälſcht, oder durch Zuſätze verunſtaltet haben. Er bemerkt hierauf, daß Paulus in der Stelle vom unbekannten Gott der Athenienſer ein Zeugniß von der Wahrheit abgelegt habe, die ſich in der griechiſchen Philoſophie finde; und daß dieſe eine mit andern mitwürkende Urſache ſey, die göttliche Wahrheit zu begreifen. Die Lehre des Erlöſers, ſagt er, iſt an ſich vollkommen, und die griechiſche Philoſophie macht die Wahrheit nicht mächtiger; allein da ſie die ſophiſtiſchen Angriffe abwehrt, iſt ſie in der heiligen Schrift ein Zaun genannt worden, der um den Weinberg geführt wird.

Nunmehr beweiſet er ſehr weitläufig, daß die Philoſophie (oder Religion) der Hebräer älter als jede andere ſey, indem er die Geſchichte und Zeitrechnung Moſis und der andern jüdiſchen Propheten den griechiſchen Geſchichten entgegenſetzt, und damit bis auf die Zeiten Chriſti fortfährt. Unter viele ſeiner merkwürdigen Zeitbeſtimmungen gehört auch dieſe, daß er Chriſtum im acht und zwanzigſten Jahre der Regierung des Auguſtus, die er auf ſechs und vierzig Jahre ſetzt, gebohren werden läßt, und meldet, einige hätten auch den Tag der Geburt des Erlöſers genauer unterſucht, und dazu den fünf und zwanzigſten May angegeben; andere hätten ſowohl dieſen Tag als denjenigen, an welchem Chriſtus geſtorben, in andere Monathe verſetzt. Ein Beweis, daß dieſe damals ſchon ungewiſſen Umſtände von Chriſten nicht vor ſehr wich-

tig angeſehen worden ſind. Darauf erzählt **Clemens** die Geſchichte der alexandriniſchen Ueberſetzung der Schriften des Alten Bundes nach dem **Ariſtobulus** und **Irenäus**, mit welchem letztern er auch eine göttliche Eingebung derſelben behauptet. Von der Stelle des **Pythagoräers Numenius**: „Was iſt, **Plato** anders, als **Moſes** in der Attiſchen Mundart?„ nimmt der Verfaſſer Anlaß, die Geſchichte dieſes Geſetzgebers, doch mit Zumiſchung einiger fabelhaften Nachrichten, zu beſchreiben, und bemerkt ſodann, wie viel **Plato** von demſelben in Abſicht auf die Geſetzgebung gelernet habe. Mit andern Anmerkungen über das Geſetz **Moſis**, und über die Neuigkeit der griechiſchen Lehrſätze, beſchließt er dieſes Buch.

Das zweyte fängt er ebenfals mit dem Vorwurfe an, daß die griechiſchen Philoſophen die den Juden geſtohlne Weisheit zum Theil verdorben hätten; beweiſet, daß der Glaube allein die gewiſſeſte Erkenntniß Gottes hervorbringe; daß derſelbe nicht, nach der Meinung der Ketzer, eine natürlich nothwendige Handlung ſey; wie nützlich die Furcht Gottes ſey; daß ſie aber keinesweges, wie **Baſilides** und **Valentinus** lehrten, eine ſchöpfende Urſache geweſen ſey. Er zeigt ferner, wie viele Tugenden bey dem Chriſten verbunden ſind, und welche Eigenſchaften zu einem chriſtlichen Philoſophen oder wahren **Gnoſtiker** gehören. Dem Glauben giebt er zween Theile: der eine bezieht ſich auf geſchehene Dinge; der andere, welcher mehr Hoffnung iſt, auf künftige. So nennt er den Glauben eine Kraft zur Seeligkeit. Mit der Schrift welche **der Hirte des Hermas** heißt, lehrt er eine doppelte Buße oder Beſſerung: die eine bey denen, welche ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, und die Sünden ihres heidniſchen Lebens zu tilgen ſuchen; die andere aber bey ſolchen, die bereits als Gläubige ſündigen; wenn aber dieſe ſich einmal wieder gebeſſert hätten, ſo finde

de weiter bey ihnen keine wahre Buße Statt, indem diejenigen, welche ſtets mit Sündigen und Beſſern abwechſelten, von den Ungläubigen nur darinne unterſchieden wären, daß ſie ihre Sünden empfänden. Dieſes führt ihn auf die Erklärung der wider Willen und freywillig begangenen Sünden; auf die Schriftſtellen, wo Gott menſchliche Leidenſchaften beygelegt werden, und auf die verſchiedenen Arten der Erkenntniß. Daß der völlige Grund der Sittenlehre der griechiſchen Philoſophen in den Geſetzen Moſis zu ſuchen ſey, und auf was vor weiſen Urſachen dieſe beruhen, zeigt er ausführlich. Der wahre Gnoſtiker, ſagt er, der Eine Tugend hat, beſitzt auch durch eine natürliche Folge alle übrigen: er ahmt Gott, beſonders im Wohlthun, nach; aber auch in der Geduld und Enthaltſamkeit. Nachdem er noch die mancherley Meinungen der Philoſophen vom höchſten Gute des Menſchen erzählt hat, zeigt er, daß Plato, indem er daſſelbe in der Kenntniß des Guten, und in der Aehnlichkeit mit Gott beſtehen laſſe, eben ſo wie die heilige Schrift davon lehre. Die verwandte Frage von der Luſt und vom Vergnügen, macht, daß er zuletzt auch von den Vortheilen der Ehe, und von dem tugendhaften Betragen in derſelben ſpricht.

Aber dieſe nur angefangene Materie führt er durch das ganze dritte Buch fort. Er bemerkt, daß Baſilides die Ehe verwerfe; die Anhänger hingegen des Carpokrates und Epiphanes eine Gemeinſchaft der Weiber eingeführt haben; ingleichen daß Plato und andere Alten dadurch Gelegenheit zum Abſcheu wider die Ehe gegeben, indem ſie die Geburt des Menſchen als ein Unglück und eine Strafe vorgeſtellt haben. Clemens widerlegt alſo beyderley Irrthümer der Ketzer, unterſucht auch die Scheingründe und die Schriftſtellen, deren ſie ſich bedienten. Er giebt zu, daß man ſich der Ehe aus Liebe zu Gott, und wegen des daraus entſtehenden Guten enthal-

halten könne; aber er ſetzt hinzu, es ſey ungeſchickt, gottlos und unvernünftig, ſolches aus Haß gegen den Körper zu thun. Wenn **Chriſtus** von zween oder dreyen redet, die ſich in ſeinem Nahmen verſammeln, und in deren Mitten er ſeyn wolle, ſo verſtehet dieſes der Verfaſſer von einem Ehemanne, ſeiner Frau und ihrem Sohne, weil Gott die erſtern beyden mit einander vereinige; allein er begnügt ſich daran ſo wenig, daß er vielmehr noch andere myſtiſche Erklärungen dieſer Stelle vorſchlägt. Andere ſeiner Auslegungen und Beſtreitungsarten ſind brauchbarer. Da unter andern auch eine Stelle des **Malachias** (Cap. III. v. 15.) von den Ketzern gemißbraucht wurde, als wenn in derſelben nicht der wahre Gott, ſondern der Weltſchöpfer angezeigt würde, ſo giebt **Clemens** die Erklärungsregel: „Die begeiſterten Propheten ſagen nicht bloß was ſie von Gott gehört haben; ſie ſelbſt pflegen auch dasjenige beyzubringen, was von dem Volke öfters als eine Einwendung vorgetragen wird: dieſes erzählen ſie als von den Menſchen aufgeworfene Fragen, und von ſolcher Art iſt auch die gegenwärtige Stelle.„

Auch führt ihn die Widerlegung der **gnoſtiſchen** Meinung, als wenn Geburt und Leben an ſich böſe wären, zu einer Antwort, welche der nachmals ſogenannten Lehre von der Erbſünde keineswegs gemäß iſt. Jene Irrlehrer bedienten ſich zu ihrem Beweiſe der Stelle des **Jeremias**, wo er den Tag ſeiner Geburt verflucht, und der folgenden beym **Hiob**: „Niemand iſt rein von „Unflat, wenn gleich ſein Leben nur einen Tag lang ſeyn „ſollte.„ Worte, die eigentlich in der alexandriniſchen Ueberſetzung dieſes Buchs Cap. 14. zu ſuchen ſind, nicht in dem hebräiſchen Texte: denn von dieſem konnte **Clemens** eben ſo wenig, als die allermeiſten andern chriſtlichen Lehrer, einen Gebrauch machen. Darauf aber verſetzt der Verfaſſer: „Sie mögen uns ſagen, wo ein kaum „gebohrnes Kind gehurt habe: oder wie derjenige unter

„Adams

„Adams Fluch gefallen ſey, der noch nichts vollbracht „hat? Es bleibt ihnen alſo, wie es ſcheint, nur die Fol„ge übrig, zu ſagen, daß die Geburt ſowohl des Leibes „als der Seele, durch welche der Leib vorhanden iſt, böſe „ſey. Und wenn David ſpricht: Ich bin in Sünden „gezeugt worden, und in Ungerechtigkeiten hat mich mei„ne Mutter empfangen, — ſo nennt er zwar prophetiſch „die Mutter Eva; allein Eva war die Mutter der Le„bendigen: und wenn er gleich in Sünden empfangen „worden iſt; ſo war er doch nicht ſelbſt in der Sünde, „noch ſelbſt die Sünde. Ob aber ein jeder, der ſich von „der Sünde zum Glauben bekehrt, ſich von der Gewohn„heit zu ſündigen, gleichſam wie von der Mutter, (eine Anſpielung auf die Bedeutung des Worts Eva,) „zum Leben kehre, darüber ſoll mir einer von den zwölf „Propheten ein Zeugniß geben, welcher ſagt: Soll ich „das Erſtgebohrne für die Gottloſigkeiten, die Frucht „meines Leibes für die Sünden meiner Seele hingeben? — „Er klagt denjenigen nicht an, welcher geſagt hat: Seyd „fruchtbar und mehret euch! ſondern er nennt die erſten „Bewegungen nach der Geburt, unter welchen wir Gott „nicht erkennen, Gottloſigkeiten. Wenn aber jemand „dieſem zu Folge die Geburt böſe nennt, ſo mag er ſie „nach eben dieſer Bewandtniß gut nennen, in ſo ferne „wir in ihm die Wahrheit erkennen.„

In dem **vierten Buche** dieſes Werks handelt **Clemens** von dem Märtyrertode, und von der Vollkommenheit der Chriſten. Zuerſt lehrt er, wie ſich die menſchliche Seele von allen ſündlichen Reizungen und Schwachheiten des Leibes zu Gott empor heben müſſe: der Tod, ſagt er, iſt diejenige Verbindung der Seele mit dem Leibe, wenn jene von der Sünde beherrſcht wird; Leben aber iſt die Abſonderung von der Sünde. Die Trennung des Leibes alſo von der Seele, auf welche der Philoſoph ſein ganzes Leben hindurch bedacht iſt, verſchaft ihm eine gnoſtiſche

halten könne; aber er ſetzt hinzu, es ſey ungeſchickt, gottlos und unvernünftig, ſolches aus Haß gegen den Körper zu thun. Wenn **Chriſtus** von zween oder dreyen redet, die ſich in ſeinem Nahmen verſammeln, und in deren Mitten er ſeyn wolle, ſo verſtehet dieſes der Verfaſſer von einem Ehemanne, ſeiner Frau und ihrem Sohne, weil Gott die erſtern beyden mit einander vereinige; allein er begnügt ſich daran ſo wenig, daß er vielmehr noch andere myſtiſche Erklärungen dieſer Stelle vorſchlägt. Andere ſeiner Auslegungen und Beſtreitungsarten ſind brauchbarer. Da unter andern auch eine Stelle des **Malachias** (Cap. III. v. 15.) von den Ketzern gemißbraucht wurde, als wenn in derſelben nicht der wahre Gott, ſondern der Weltſchöpfer angezeigt würde, ſo giebt **Clemens** die Erklärungsregel: „Die begeiſterten Propheten ſagen nicht bloß was ſie von Gott gehört haben; ſie ſelbſt pflegen auch dasjenige beyzubringen, was von dem Volke öfters als eine Einwendung vorgetragen wird: dieſes erzählen ſie als von den Menſchen aufgeworfene Fragen, und von ſolcher Art iſt auch die gegenwärtige Stelle.„

Auch führt ihn die Widerlegung der **gnoſtiſchen** Meinung, als wenn Geburt und Leben an ſich böſe wären, zu einer Antwort, welche der nachmals ſogenannten Lehre von der Erbſünde keineswegs gemäß iſt. Jene Irrlehrer bedienten ſich zu ihrem Beweiſe der Stelle des **Jeremias**, wo er den Tag ſeiner Geburt verflucht, und der folgenden beym **Hiob**: „Niemand iſt rein von „Unflat, wenn gleich ſein Leben nur einen Tag lang ſeyn „ſollte.„ Worte, die eigentlich in der alexandriniſchen Ueberſetzung dieſes Buchs Cap. 14. zu ſuchen ſind, nicht in dem hebräiſchen Texte: denn von dieſem konnte **Clemens** eben ſo wenig, als die allermeiſten andern chriſtlichen Lehrer, einen Gebrauch machen. Darauf aber verſetzt der Verfaſſer: „Sie mögen uns ſagen, wo ein kaum „gebohrnes Kind gehurt habe: oder wie derjenige unter

„Adams

„Adams Fluch gefallen ſey, der noch nichts vollbracht „hat? Es bleibt ihnen alſo, wie es ſcheint, nur die Fol„ge übrig, zu ſagen, daß die Geburt ſowohl des Leibes „als der Seele, durch welche der Leib vorhanden iſt, böſe „ſey. Und wenn David ſpricht: Ich bin in Sünden „gezeugt worden, und in Ungerechtigkeiten hat mich mei„ne Mutter empfangen, — ſo nennt er zwar prophetiſch „die Mutter Eva; allein Eva war die Mutter der Le„bendigen: und wenn er gleich in Sünden empfangen „worden iſt; ſo war er doch nicht ſelbſt in der Sünde, „noch ſelbſt die Sünde. Ob aber ein jeder, der ſich von „der Sünde zum Glauben bekehrt, ſich von der Gewohn„heit zu ſündigen, gleichſam wie von der Mutter, (eine Anſpielung auf die Bedeutung des Worts Eva,) „zum Leben kehre, darüber ſoll mir einer von den zwölf „Propheten ein Zeugniß geben, welcher ſagt: Soll ich „das Erſtgebohrne für die Gottloſigkeiten, die Frucht „meines Leibes für die Sünden meiner Seele hingeben? — „Er klagt denjenigen nicht an, welcher geſagt hat: Seyd „fruchtbar und mehret euch! ſondern er nennt die erſten „Bewegungen nach der Geburt, unter welchen wir Gott „nicht erkennen, Gottloſigkeiten. Wenn aber jemand „dieſem zu Folge die Geburt böſe nennt, ſo mag er ſie „nach eben dieſer Bewandtniß gut nennen, in ſo ferne „wir in ihm die Wahrheit erkennen.„

In dem **vierten Buche** dieſes Werks handelt **Clemens** von dem Märtyrertode, und von der Vollkommenheit der Chriſten. Zuerſt lehrt er, wie ſich die menſchliche Seele von allen ſündlichen Reizungen und Schwachheiten des Leibes zu Gott empor heben müſſe: der Todt, ſagt er, iſt diejenige Verbindung der Seele mit dem Leibe, wenn jene von der Sünde beherrſcht wird; Leben aber iſt die Abſonderung von der Sünde. Die Trennung des Leibes alſo von der Seele, auf welche der Philoſoph ſein ganzes Leben hindurch bedacht iſt, verſchaft ihm eine gnoſtiſche

ſche Munterkeit, ſo daß er den natürlichen Tod leicht ertragen kann. Ein ſolcher **Gnoſtiker** giebt ſeinen Leib demjenigen gerne hin, der ihn verlangt. Er legt ein wahres Zeugniß ab: ſich ſelbſt, daß er Gott würklich getreu ſey; dem Verſucher, daß er vergebens gegen denjenigen eifere, der durch die Liebe getreu iſt; dem Herrn aber, daß in ſeiner Lehre eine göttliche Ueberredungskraft liege, und daß er aus Furcht des Todes von derſelben nicht abtreten werde. Er kommt daher freudig zu ſeinem Freunde, dem Herrn, für welchen er willig den Leib, und, wie die Richter hofften, auch die Seele dargegeben hat, und wird von unſerm Heilande, wegen der Aehnlichkeit ſeines Lebens, lieber Bruder, um es mit den Worten eines Dichters auszudrücken, genannt. Wir nennen aber den Märtyrertod eine Vollendung: nicht, als wenn der Menſch das Ende des Lebens erhalten hätte, wie die übrigen ſagen; ſondern weil er ein vollkommenes Werk der Liebe gezeigt hat. Eine jede Seele, welche rein mit der Erkenntniß Gottes gelebt, und den Geboten gehorcht hat, iſt im Leben und in Worten ein Märtyrer, auf was vor eine Art ſie auch von dem Leibe befreyet wird; indem ſie den Glauben als das Blut, in ihrem ganzen Leben, und auch bey deſſen Ausgange, vergießt. In der Stelle Chriſti: „Wer Vater oder Mutter um des Evangelii Willen verläßt„ zeigt die Mutter allegoriſch das Vaterland an; die Väter aber bedeuten die bürgerlichen Geſetze. Einige Ketzer behaupten, das wahre Zeugniß oder Bekenntniß (μαρτυρία) beſtehe in der Erkenntniß des wahren Gottes: welches wir auch zugeben. Sie ſetzen aber gottlos hinzu, derjenige ſey ein Selbſtmörder, der Gott durch den Tod bekennt. Doch ſagen auch wir, daß ſolche, die den Tod gefliſſentlich ſuchen, (und es giebt dergleichen, die nur dem Nahmen nach zu uns gehören, die ſich ſehr bemühen, ſich ſelbſt zu übergeben, und aus Haß gegen den Schöpfer auf eine elende Art nach dem Tode ſtreben,) daß dieſe ſich ſelbſt, ohne Märtyrer zu ſeyn, aus dem Leben

ben treiben, ob ſie gleich öffentliche Lebensſtrafen dulden. Denn ſie behalten das Kennzeichen des treuen Märtyrertodes nicht, indem ſie den wahren Gott nicht erkannt haben; ſie ergeben ſich vielmehr ſelbſt einem eiteln Tode, ſo wie ſich die **Gymnoſophiſten** der Indianer in ein eitles Feuer ſtürzen.

Da **Clemens**, wie man ſieht, den Nahmen eines **Märtyrers** in einem weitläuftigen, das heißt, in ſeinem urſprünglichen Verſtande nimmt: ſo empfiehlt er hierauf demſelben die Verachtung des Schmerzens, der Armuth, und anderer äußerlichen Uebel; zeigt, wie ſeelig die Ausübung verſchiedener Tugenden, nach dem Ausſpruche Jeſu, macht, vorzüglich aber der aus Liebe zu Gott erlittene Tod; beweiſet, daß dieſe Art zu philoſophiren unter den Chriſten, auch auf Knechte, Weiber und Kinder ſich erſtrecke, und ſammelt die Vortheile, welche der Heiland ſeinen Bekennern verſprochen hat. Wiederum tadelt er diejenigen, welche während der heidniſchen Verfolgungen durchaus nach dem Tode ſtreben. Er beantwortet auch den Einwurf, warum die Chriſten ſo viel leiden müſſen, wenn Gott würklich für ſie Sorge trägt. Den Gedanken des **Baſilides**, daß der Märtyrertod eine Strafe für begangene Sünden ſey; ingleichen die Einfälle des **Valentinus** von der Tilgung des Todes bey den Chriſten widerlegt er ausführlich. Er handelt ſodann von der Pflicht aller Menſchen, auch die Feinde zu lieben, und Aergerniß zu vermeiden. Von dem muthigen und geduldigen Bekenntniſſe des Glaubens bringt er verſchiedene Schriftſtellen, auch eine abgekürzte ermahnende Stelle des **Römiſchen Clemens** bey. Daß die chriſtliche Vollkommenheit auch dem weiblichen Geſchlechte offen ſtehe, erläutert er durch das Beyſpiel vieler heidniſchen Heldinnen: bey welcher Gelegenheit er die Eigenſchaften einer rechtſchaffenen Frau aus heidniſchen und heiligen Schriftſtellern entwirft. Endlich beſchreibt er den voll-

vollkommenen, oder gnoſtiſchen Chriſten. Man ſoll denſelben daran erkennen, daß er Gott kennt, ihn und ſeinen Nächſten liebt, weder aus Furcht vor Strafen, noch aus Hoffnung der Belohnungen, ſondern bloß aus Liebe zum Guten, daſſelbe verrichtet; die Sünder liebt, aber ihre Handlungen haßt; aus edeln Urſachen ſich der Ergötzlichkeiten des Lebens enthält; aber die Geſchöpfe nicht verachtet. Bey den göttlichen Strafen findet er drey Abſichten: die erſte, daß der gezüchtigte ſich beſſere; die zweyte, daß diejenigen, welche ſeelig werden können, dadurch erinnert und gewarnet werden können; endlich die dritte, damit Gott den Menſchen nicht verächtlich werde, wenn er ihre Beleidigungen ungeahndet ertrage.

Den Anfang des fünften Buchs macht Clemens mit einer Erklärung des Glaubens an Chriſtum, und an das göttliche Wort: er führt dabey auch Stellen heidniſcher Schriftſteller vom Glauben überhaupt an. Hier ſagt er von Chriſto: das Wort des Vaters aller Dinge iſt kein Wort, welches vorgetragen wird; ſondern die Weisheit und offenbarſte Güte Gottes: eine allmächtige und würklich göttliche Gewalt, die ſelbſt denen nicht unverſtändlich iſt, welche ſie nicht bekennen; ein Wille, der alles mächtiglich in ſich faßt. Mit dieſer Stelle kann folgende ziemlich ſonderbare, noch aus dem vierten Buche, verglichen werden. „Da Gott nicht gezeigt werden kann, ſchreibt der Verfaſſer, (denn dieſe alten Lehrer glaubten, der Vater ſey niemals den Menſchen erſchienen,) ſo kann man keine Wiſſenſchaft bey ihm anbringen. Allein der Sohn iſt ſowohl Weisheit als Wiſſenſchaft und Wahrheit, und alles, was damit in einer Verbindung ſteht: er läßt auch einen Beweis und Unterſuchung zu. Alle Kräfte aber des Geiſtes, wenn ſie Ein Ding geworden ſind, tragen auch zu eben demſelben, nämlich zu dem Sohne, das ihrige bey. Er iſt aber durch jeden Begriff ſeiner Kräfte unendlich. Zwar iſt der Sohn nicht würklich Eines wie

Eines,

Eines, (vermuthlich meint er ein Ding, das einen gewiſſen Raum einnimmt,) auch nicht vieles, wie Theile; ſondern er iſt Eines wie Alles, daher er auch Alles iſt. Denn er iſt der Zirkel aller Kräfte, welche in Eines ſich herumdrehen und verbinden. Darum wird auch das Wort Alpha und Omega genannt, bey dem allein das Ende der Anfang iſt, und das ſich wiederum in dasjenige endigt, was vorher Anfang war, ohne daß es einen Zwiſchenraum zugäbe. Daher iſt auch, an ihn und durch ihn glauben, ſo viel, als Eines werden, das unzertrennlich in ihm vereinigt iſt; ungläubig ſeyn aber, heißt getrennt, abgeſondert und getheilt ſeyn.„

Von dem Glauben kommt der Verfaſſer auf die Hoffnung, und zeigt unter andern, daß Socrates ein künftiges Leben erwartet habe. Nun beweiſet er weitläufig, daß nicht nur die heidniſchen Weiſen, beſonders Pythagoras und die Egyptier, ſondern auch die heiligen Schriftſteller der Juden, vor dienlich befunden hätten, die Lehren von göttlichen Dingen unter gewiſſe Sinnbilder und Räthſel zu verſtecken. Zu einem Beyſpiele ſucht er die geheimen Deutungen der jüdiſchen Stiftshütte auf, und auch ſonſt theilt er aus den Schriften und Gewohnheiten vieler alten Völker eine Menge ähnlicher Einkleidungen mit. Dieſe älteſte bey den Barbaren entſprungene Philoſophie, ſagt Clemens, welche die Wahrheit unter einer Hülle zeigt, kommt dem Gedächtniſſe zu ſtatten, zündet den Trieb der Lernbegierigen an, giebt den Lehren ein feyerlich prächtiges Anſehen, und entzieht ſie denen, die nicht werth ſind, dieſelben zu kennen. Paulus ſelbſt hat die prophetiſche und würklich alte Verbergung, aus welcher die ſchönen Lehrſätze der Griechen gefloſſen ſind, beybehalten. Die Speiſe für Stärkere, von welcher er (1 Br. an die Chriſten zu Corinth, C. 3.) redet, iſt das Fleiſch und Blut des Wortes, das heißt, das Begreifen der Macht und des Weſens Gottes.

Nach einer ſolchen Vorbereitung öffnet der Verfaſſer abermals den Weg zur Erkenntniß Gottes, nemlich die Entfernung von allen irdiſchen und ſinnlichen Dingen. Deswegen, ſagt er, hat Socrates die Philoſophie eine Betrachtung des Todes genannt, und Pythagoras ſeinen Schülern ein fünfjähriges Stillſchweigen vorgeſchrieben. Dieſes haben ſie vom Moſes gelernet, welcher befohl, die Brandopfer ſollten, wenn die Haut abgezogen worden, in Stücke zerſchnitten werden. Denn die gnoſtiſche Seele muß, wenn ſie von der groben Haut befreyet worden, keinen körperlichen Unrath, Leidenſchaften, Irrthümer und Lüſte mehr an ſich hat, dem Lichte geweihet werden. Euripides ſelbſt nennt unſern Heiland, ohne es zu wiſſen, indem er ſagt: „Du trägſt im Himmel das Scepter des Jupiter, und herrſcheſt auch über „die Erde.„ Wenn wir aber auch zur Erkenntniß Gottes gelangen: ſo ſehen wir nicht ſowohl ein, was iſt, als was nicht iſt, weil ſich Gott auf keine Art begreifen läßt. Gott hat keinen Nahmen; wir geben ihm aber ſchöne Nahmen, damit man richtig von ihm denke. Chriſto hingegen und den Propheten muß man als wahren Zeugen von Gott glauben: denn der Herr iſt der ächte Sohn Gottes; dieſe aber ſind vor Kinder Gottes erklärt worden. Auch Plato hat dieſes erkannt: „man muß, ſchreibt er, den Alten hierinne glauben, welche, wie ſie ſagten, von den Göttern gebohren waren, und alſo ihre Eltern am beſten kannten. Denn es iſt unmöglich, den Kindern Gottes nicht zu glauben, wenn ſie ſich gleich weder wahrſcheinlicher, noch gewiſſer Beweiſe ihrer Lehren bedienen.„

Merkwürdig iſt hierauf der fortgeſetzte lange Beweis des Verfaſſers, daß die griechiſchen Philoſophen den göttlichen Schriften der Juden überaus viel ſchuldig ſind. Daraus haben ſeiner Meinung nach die Stoiker es genommen, daß Gott aus Leib und Geiſt beſtehe; obgleich dieſes ſeinen allegoriſchen Verſtand hat. Sie haben durch

einen

einen Mißverſtand aus dem Buche der Weisheit geſchloſſen, daß Gott durch die ganze Natur gehe. Andere haben die Strafen der Gottloſen nach dieſem Leben, die Schöpfung der Welt, die Lehren, daß man Gott ähnlich zu werden trachten müſſe, und daß nur das Rechtſchaffene gut ſey, und glücklich mache, aus gleicher Quelle geſchöpft. Daher kommt es, daß uns Plato Brüder und Söhne Eines Gottes nennt: er beſchreibt auch im Theätetus unter dem Bilde des philoſophiſchen Lebens, das chriſtliche. Eben derſelbe ſagt: „Um den König aller Dinge „herum, und ſeinetwegen iſt alles; er iſt die Urſache von „allem Guten. Um den Zweyten aber iſt das zweyte; „und um den Dritten das dritte.„ Dieſes kann ich nicht anders, als von der heiligen Dreyheit verſtehen, ſo daß der Dritte der heilige Geiſt, und der Zweyte den Sohn anzeige, durch welchen nach dem Willen des Vaters alles gemacht worden iſt. Plato hat auch den Tag des Herrn, und beynahe ſogar ſein Leiden und Sterben geweißagt: ſo wie viele Griechen die Heiligkeit des ſiebenten Tages erkannt haben. Es iſt alſo auch kein Wunder, daß ſie auf eine richtige Denkungsart von Gott gerathen ſind. Timäus von Locri behauptet Ein höchſtes Grundweſen aller Dinge, und dieſe Meinung iſt aus der Stelle gezogen: „Höre Iſrael, der Herr, dein Gott, „iſt Einer, und ihm allein ſollſt du dienen.„ Xenocrates, der einen höchſten Jupiter, und einen neuern (oder leztern) nennt, giebt einigermaaßen den Vater und Sohn zu erkennen. Eine große Menge anderer Stellen von griechiſchen Dichtern und Philoſophen dient dem Verfaſſer, oft eben ſo gezwungen, als die bisher angeführten, zur Beſtätigung ſeines Vorwurfs.

Noch im ſechſten Buche wendet er anfänglich einige Mühe darauf zu zeigen, daß die griechiſchen Weiſen faſt alles von den Juden entlehnt haben. Denn, ſagt er, und läßt es nicht an einer reichlichen Anzahl Beyſpiele

fehlen, jene haben ſich ſelbſt unter einander beſtohlen, wenn ihnen die Gedanken anderer gefielen: ſie haben die in der heiligen Schrift erzählten Wunder in fabelhafte Erzählungen verwandelt; ſelbſt den Egyptiſchen Philoſophen und den **Gymnoſophiſten** der Indianer haben ſie vieles abgeborgt. Den beſten aber unter den Griechen iſt zwar Gott bekannt, doch nicht durch eine Art von Offenbarung. **Clemens** beweiſet dieſes aus einem dem Apoſtel **Petrus** fälſchlich beygelegtem Buche, verſichert mit dieſem, daß die frommen Heiden einerley Gott mit den Chriſten verehren, nur nicht nach einer vollkommenen Erkenntniß, weil ſie die von dem Sohne ertheilte Lehre nicht gelernet hätten; ingleichen, daß Juden und Heiden einen alten Bund von Gott empfangen hätten, die Chriſten aber einen neuen; und daß Gott durch die griechiſche Philoſophie verherrlicht werde, indem er die trefflichſten Griechen in ihrer eigenen Sprache zu Propheten erweckt habe. Er behauptet aber auch, **Chriſtus** habe an dem Orte der abgeſchiedenen Seelen den Heiden das Evangelium gepredigt, damit ſie nicht ungerechter Weiſe verdammt würden, weil ſie daſſelbe nicht gehört, und alſo auch nicht hätten annehmen können.

Hier dreht ſich endlich die Abhandlung des **Clemens** zu den Sitten des vollkommenen Chriſten; aber, wie gewöhnlich, geht ſie eben nicht auf geradem Wege fort. Er lehrt, worinne die wahre Weisheit beſtehe, und ſagt unter andern: Weil es Ein ungebohrnes giebt, nemlich den allmächtigen Gott, und Ein vorhergebohrnes, durch welches alles gemacht worden iſt, ſo ſchreibt **Petrus**: „Es „iſt würklich nur Ein Gott, der den Anfang aller Din„ge gemacht hat„ und verſteht den erſtgebohrnen Sohn, indem er die Worte genau einſieht: Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erden. **Paulus** tadelt nicht die Philoſophie; er will nur nicht, daß derjenige, der auf die **gnoſtiſche** Höhe gelangt iſt, zur griechiſchen Philoſophie zu-

rückkehre, die bloß Anfangsgründe enthält. Doch iſt dieſe den Griechen als ein eigenthümlicher Bund von Gott ertheilt worden, um den Grund der chriſtlichen Philoſophie abzugeben; wenn gleich die griechiſchen Philoſophen ſich gegen die Wahrheit taub ſtellen, die Stimme der Barbaren verachten, oder ſich vor der Gefahr des Todes fürchten, mit welchem die bürgerlichen Geſetze den Gläubigen drohen. Der wahre **Gnoſtiker** iſt frey von allen Leidenſchaften: er fühlt nur ſolche Begierden, die zur Erhaltung des Leibes nothwendig ſind. Es würde lächerlich ſeyn zu glauben, daß der Körper **Chriſti** die nöthigen Dienſtleiſtungen gefordert habe, um beym Leben zu bleiben. Denn er aß, nicht wegen des Körpers, der durch eine heilige Kraft erhalten wurde; ſondern damit diejenigen, welche mit ihm umgiengen, nicht, wie nachmals einige, denken möchten, er habe nur einen ſcheinbaren Leib gehabt. Er war ohne alle Leidenſchaft, ohne Vergnügen und Traurigkeit: ſo bildet ſich ihn **Clemens** nach ſtoiſchen Grundſätzen ab. Ein **gnoſtiſcher** Chriſt, der den Erlöſer nachahmt, kann ſich menſchlicher Wiſſenſchaften ſehr wohl als einer Vorbereitung zur höhern Wahrheit bedienen. Er findet in den Zahlen der Rechen- und Meßkunſt, in den Tönen der Tonkunſt, Geheimniſſe göttlicher Dinge. So kann er ſich in der Tonkunſt den übereinſtimmenden Klang des Geſetzes und der Propheten, ingleichen der Apoſtel mit dem Evangelio, oder auch ein Volk das ſeelig wird, als eine Cither vorſtellen, auf welcher von dem ewigen Worte geſpielt wird. Vielleicht hat auch **Chriſtus** durch die beyden Fiſche und die fünf Gerſtenbrodte, mit welchen er fünftauſend Menſchen ſpeiſte, die Gelehrſamkeit der Juden und Griechen angezeigt, welche vorher gebraucht werden muß, ehe die Nahrung des göttlichen Weizens genoſſen wird. Wenn ein Chriſt die **gnoſtiſche** Vollkommenheit durch Uebung in der Unempfindlichkeit erreicht hat: ſo iſt er den Engeln gleich, und eilt nun in der rechten Erkenntniß, und durch die Liebe Got-

tes, zu der heiligen Wohnung. Er iſt ein wahrer **Presbyter** und **Diaconus** der Kirche, das heißt, ein Diener des göttlichen Willens, und wird dereinſt, wenn er gleich hier nicht mit dem **biſchöflichen** Sitze beehrt war, wie **Johannes** in der Offenbarung ſagt, auf den vier und zwanzig Thronen ſitzen, um das Volk zu richten. Denn die Aemter der **Biſchöfe**, **Aelteſten** und **Kirchendiener** ſind, wie ich glaube, Nachahmungen der Engliſchen Herrlichkeit, und der Einrichtung, welche nach der heiligen Schrift auf diejenigen wartet, die nach dem Beyſpiele der Apoſtel gelebt haben. Von dieſen ſchreibt der Apoſtel, ſie würden in den Wolken empor gehoben, und zuerſt **Diaconi**, ſodann durch eine Stufe der Herrlichkeit unter die **Presbyteros** aufgenommen, bis ſie endlich zu einem vollkommenen Manne aufwachſen. Man wird hier ſowohl die willkührliche Zuſammenſetzung und Erweiterung von Schriftſtellen, welche **Clemens** vornimmt, als die große Verehrung, mit welcher er von den Biſchöfen ſpricht, nicht unbemerkt laſſen.

Er iſt aber auch der erſte chriſtliche Lehrer, der in dieſer und in andern gleichlautenden Stellen, (Stromat. L. IV. p. 634. L. VII. p. 865. 866. 879.) aus **Pythagoreiſchen** und **Platoniſchen** Grundſätzen für Chriſten, welche nach ihrer Taufe in Sünden verfallen ſind, eine Reinigung nach dem Tode erdichtet hat. Denn außer den vollkommenen Chriſten, welche den Engeln gleich ſeyn ſollen, läßt er nicht allein ſolche, die den Leidenſchaften und der Unmäßigkeit unterworfen ſind, von ihren Sünden durch Strafen vorher reinigen, ehe ſie zur Wohnung im Himmel gelangen; ſondern auch diejenigen, welche er Gläubige nennt, ſollen wegen ihrer Sünden ein gleiches Schickſal nach dem Tode ausſtehen, und auch alsdenn nicht zu der höchſten Seeligkeit der Vollkommenen ſich erheben. Die Art dieſer Reinigung durch gewiſſe Strafen beſchreibt er nicht genau; doch ſagt er, der Gläu-

bige

bige ängſtige ſich darüber, daß er noch nicht ſo weit gekommen ſey, als andere; eben derſelbe werde auch von Schaam wegen ſeiner begangenen Verſehen getroffen: und dieſes wären für ihn die härteſten Strafen. Ein läuterndes Feuer hat man erſt in den folgenden Zeiten daraus gemacht: und dieſes iſt der Urſprung der Lehre von dem jetzt ſogenannten Fege- oder Reinigungsfeuer, das die Römiſche Kirche glaubt. Die Chriſten, unter welchen Clemens lebte, kannten ſolche Reinigungen nach dem Tode noch nicht: und ein Werk wie das ſeinige, ſo unerſchöpflich an Einfällen über die Erklärung der Religion und der heiligen Schrift, war eben nicht geſchickt dazu, ihren allgemeinen Beyfall für eine Meinung zu gewinnen, von welcher der Stifter und die erſten ſichern Ausleger ihres Glaubens nichts geſagt hatten.

Gleich darauf folgt ein anderer nicht weniger wunderbarer Gedanke des Clemens. Weil Gott vorausſah, ſchreibt er, daß der Heide nicht glauben würde; ſo hat er ihm gleichwohl, damit er ſeine Vollkommenheit erhalten möchte, die Philoſophie ertheilt; aber vor dem Glauben. Er hat ihm Sonne, Mond und Sterne gegeben, welche Gott, wie das Geſetz ſagt, (er glaubt dieſes in der Stelle, 5 Buch Moſ. C. IV. v. 19. zu finden,) für die Heiden zur Verehrung gemacht hat, damit ſie nicht wenn ſie gänzlich ohne Gott und Religion wären, auch gänzlich umkommen möchten. Sie ſind aber auch gegen dieſes Gebot undankbar geweſen, und haben ſich zu gehauenen Bildern gewandt: daher ſollen ſie gerichtet werden, wenn ſie ſich nicht beſſern. Einige darum, weil ſie Gott nicht glauben wollten, da ſie es doch konnten: andere, weil ſie, ob es ihnen gleich nicht an Willen fehlte, ſich doch nicht Mühe genug gaben, Gläubige zu werden; auch gewiß diejenigen, welche von der Verehrung der Geſtirne nicht zu dem Schöpfer derſelben übergegangen ſind. Denn dieſer Weg iſt den Heiden angewieſen worden, um

durch die Verehrung der Geſtirne zu Gott aufwärts zu ſehen.

Dieſes bringt den Verfaſſer zu den mancherley Stufen der Erkenntniß Gottes, die er nach einem Bilde, deſſen ſich **Paulus** bedient, (Br. an die Chriſten zu Rom, C. XI. v. 6.) unter einer vierfachen Einpfropfung vorſtellt. Die vollkommene göttliche Erkenntniß iſt, ſeinem Ausdrucke nach, in denen zu ſuchen, welche Götter werden. Sie verſtehen die heilige Schrift völlig: warum aber in dieſer viele dunkle und myſtiſche Stellen vorhanden ſind, wird ohngefähr wie im fünften Buche beantwortet. Als ein Beyſpiel führt der Verfaſſer den geheimen Verſtand der zehn Gebote an. Mit der zehnten Zahl ſowohl, als beſonders mit der ſiebenten, welche dem Sabbath eigen iſt, ſpielt er lange, und nicht ohne ſeine gelehrte Beleſenheit zu zeigen. Er geht auch von der gewöhnlichen Ordnung jener Gebote ab, indem er unter andern, wie **Philo**, dem er bey der Erklärung des **Moſaiſchen** Geſetzes faſt beſtändig folgt, dem Gebote von der Ehrerbietung gegen die Eltern die fünfte Stelle giebt. Hierauf wiederholt er es, daß die Philoſophie zwar keine vollkommene Wiſſenſchaft ertheile; aber doch von der göttlichen Vorſehung zur Vorbereitung auf die Philoſophie durch **Chriſtum** gegeben worden ſey; und zwar den beſten unter den Heiden. „Die Juden, ſagt er, haben „das Geſetz, die Heiden hingegen die Philoſophie bis zu „der Ankunft **Chriſti** empfangen; von dieſer Zeit an „aber giebt es einen allgemeinen Beruf zu einem beſon„dern Volke der Gerechtigkeit, durch die Lehre, welche „aus dem Glauben kommt, indem es der Herr, welcher „allein der einzige Gott von beyden, von Griechen und „Barbaren, oder vielmehr von dem ganzen menſchlichen „Geſchlechte iſt, durch Ein Mittel ſammelt.„ Dieſe Denkungsart des **Clemens** von dem Nutzen der griechiſchen „Philoſophie, half nicht allein die Heiden zum Chriſten-

thum

thum herannähern; ſie begegnete auch dem möglichen Einwurfe derſelben, warum Gott die Offenbarung, welche allein ſeine wahre vollkommene Erkenntniß enthalten ſoll, den Heiden nicht eher bekannt gemacht habe. Man kann ihm nur dieſes vorwerfen, daß er nicht immer ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt von dieſer Sache geſchrieben hat.

Die Vorzüge und Tugenden des **gnoſtiſchen** Chriſten beſchreibt er auch noch im **ſiebenten** Buche, um die Philoſophen zur Bewunderung und Beſchämung zu bringen. Hier zeigt er, daß derſelbe allein heilig und ein frommer Verehrer Gottes ſey; deſto weniger aber treffe ihn der verläumderiſche Nahmen eines Atheiſten. Von dem Sohne Gottes ſagt **Clemens**, er habe die vollkommenſte, heiligſte, über alles herrſchende, und wohlthätigſte Natur, **welche dem Allmächtigen allein die nächſte ſey**; er ordne alles nach dem Willen ſeines Vaters an, und regiere alles Geſchaffene auf das Beſte; er ſey die Kraft (oder Macht) des Vaters, ſein vornehmſtes Wort, das eher als alles andere, was gebohren worden, da geweſen, ja gleichſam eine väterliche Würkung; er habe den Griechen durch die untergeordneten Engel, welche nach einem alten göttlichen Befehle unter die Völker vertheilt wären, die Weisheit gegeben; aber die Meinung der Gläubigen, (das heißt die chriſtliche Religion,) ſey der Antheil des Herrn. Weiter lehrt der Verfaſſer, ein wahrer **Gnoſtiker** bemühe ſich, Gott und ſeinem Sohne ähnlich zu werden, ſo daß er das dritte göttliche Bild, nach dem Sohne, der das Ebenbild ſeines Vaters iſt, werde; die Gewohnheit der Heiden, die Götter den Menſchen völlig gleich abzuſchildern, ſey der Grund ihrer falſchen Religion; auch zeigt er, was vor rühmliche Eigenſchaften das Gebet des vollkommenen Chriſten zu Gott habe, wie wahrheitliebend, geduldig, wohlthätig, geneigt Beleidigungen zu vergeben, derſelbe ſey. Dieſe noch weiter ausgebreitete ſittliche Abbildung enthält viele ſchöne

und ſtarke Züge: **Clemens** gefällt überhaupt in der Tugendlehre etwas mehr, als wenn er den Glauben der Chriſten erklärt. Freylich kann er ſich auch bey jener nicht enthalten, geheimnißvolle Deutungen und Anſpielungen aufzuſuchen. So ſagt er von den wöchentlichen Faſten an der Mittewoche und am Freytage, das Räthſelhafte dieſer Faſttage beſtehe darinne, daß man ſich des Geizes und der Wolluſt enthalte, aus welchen alle Laſter entſpringen: weil nemlich der erſtere dieſer Tage vom **Mercurius**, der andere von der **Venus**, den Nahmen erhalten hat.

Hierauf widerlegt **Clemens** noch den Einwurf der Heiden und Juden, ſie könnten den chriſtlichen Glauben nicht annehmen, weil die Ketzer ſo viele Uneinigkeit über denſelben erregt hätten. Aber auch unter euch, antwortet er, giebt es viele Sekten und Zwiſtigkeiten; ohne daß dadurch die Wahrheit ganz bey euch vertilgt würde. Wir haben nächſtdem ein ſicheres Kennzeichen, um den wahren Glauben von Irrthümern zu unterſcheiden, nemlich, daß wir alle Lehren nach der heiligen Schrift prüfen, von der die Irrlehrer insgeſammt abweichen. Dazu kommt auch dieſes, daß die Ketzer weit ſpäter aufgekommen ſind, als die allgemeine rechtgläubige Kirche: dieſe iſt ſo alt, als das Chriſtenthum; jene verrathen ſelbſt durch ihre Neuigkeit, daß ſie eine falſche Lehre vortragen. Auch dieſe Anmerkungen ſind wohl und faßlich ausgeführt; aber der Verfaſſer kann das Buch nicht beſchließen, ohne auch Weisheit von ſeiner Art zuzumiſchen. Das Moſaiſche Geſetz von den reinen und unreinen Thieren ſoll die wahren Chriſten von den Juden und Ketzern unterſcheiden lehren: und er bringt daher geiſtliche Erklärungen von den geſpaltenen Klauen und vom Wiederkäuen vor, in denen andere nichts als ſeine Einbildungskraft ſehen.

Clemens hatte acht Bücher dieſes Werks geſchrieben; allein das letzte iſt zeitig verloren gegangen, und das-

dasjenige, welches wir jetzt an deſſen Stelle leſen, hat mit den vorhergehenden nichts gemein, indem es ganz in die Vernunftlehre gehört. Es ſcheint ein abgeriſſenes Stück aus einem andern ſeiner untergegangenen Werke (ὑποτυπώσεις) zu ſeyn. Doch die ſieben bisher beſchriebenen Bücher können auch ohne alle noch beyzufügende Erläuterungen oder Folgen, die außerordentliche Lehrart ihres Verfaſſers kenntlich machen. Man hat zu ängſtlich geſucht, ihn durchgängig nach dem Lehrbegriff der ſpätern Chriſten denken und ſchreiben zu laſſen: genug, daß er überhaupt dem Glauben der heiligen Schrift folgt. Allein der Einfalt deſſelben oft ſehr zuwider, verſteckt er ihn unter ſchwerfällige Zierrathen, oder ſetzt gar Nebenmeinungen hinzu, die derſelbe keinesweges verträgt. Die Erwartung der Leſer in Abſicht auf die Uebereinſtimmung der heidniſchen Philoſophie mit der chriſtlichen Religion, welche gezeigt werden ſollte, wird eben nicht befriedigt; dieſe Abſicht verführt vielmehr den Verfaſſer zu ſehr gezwungenen Aehnlichkeiten. Unterdeſſen kann man zugeben, daß er bey den Heiden ſeinen Endzweck dadurch wohl einigermaaßen möchte erreicht haben. Er, dem es an Geſchicklichkeit, die heilige Schrift zu erklären, nicht fehlt, wählt doch ſehr häufig lieber die Kunſt, ſie auf alle Seiten zu drehen, und ihr einen unerweislichen Verſtand auszupreſſen. Die Urſachen, mit welchen er ſich rechtfertigte, können deutlicher mit der einzigen ausgedrückt werden: er fand die Lehren des Evangelii ſo klar vorgetragen, und den buchſtäblichen Sinn ſo leicht, auch Kurzſichtigen in die Augen fallend, daß ihm nichts übrig blieb, um mehr als andere Chriſten darüber zu ſagen, als Allegorien und vermeinte Geheimniſſe. Eben dieſes gilt von mehrern alten Lehrern der Chriſten; aber bis auf dieſe Zeit von keinem in einem ſo hohen Grade, als vom Clemens. So vielen Dank er auch von den chriſtlichen Nachkommen verdiente, daß er die Religion nur auf die heilige Schrift gegründet wiſſen wollte; ſo gab er doch ein ſchädliches Beyſpiel,

ſpiel, ſie zu mißbrauchen, erweckte die Luſt, alles in ihr zu ſuchen, was man gerne finden wollte, und ſeine gewaltſamen Beweiſe aus derſelben könnten wohl, bey manchen Leſern, der Religion nachtheilig geworden ſeyn. Neben den Schriften, welche die allermeiſten Chriſten vor göttlich hielten, beruft ſich **Clemens** oft auf untergeſchobene, wie auf **die Verkündigung** oder Predigt des Apoſtels **Petrus**, ſeine **Offenbarung**, ſeine Geſchichte, das **Evangelium der Hebräer**, ingleichen der **Egyptier**, auf **die Lehren** des Apoſtels **Matthias**, und **den Hirten** des **Hermas**. Aus dieſen führt er ſogar hin und wieder ſeine Beweiſe eben ſowohl als aus jenen. Es kann freylich daraus noch nicht geſchloſſen werden, daß er ſie auch vor göttlich eingegebene Bücher gehalten habe. Manche derſelben ſcheint er vielmehr den **gnoſtiſchen** Partheyen zu überlaſſen, unter welchen ſie mögen verfertigt worden ſeyn: und bey Reden **Chriſti**, welche ſie enthalten, antwortet er, daß dieſelben in den vier Evangelien nicht befindlich wären. Aber er nimmt doch aus der ſogenannten **Predigt Petri**, Worte dieſes Apoſtels und des **Paulus** als zuverläßig an, die er zur Beſtätigung ſeiner Lehrſätze anwendet; ja von dem Inhalte der dem **Hermas** beygelegten Schrift redet er nicht anders, als wenn derſelbe würklich aus einer göttlichen Offenbarung herkäme. Zu dieſem allem kann man endlich noch beyfügen, daß dieſes ſonderbare Werk des **Clemens** auch ſchon wegen ſeiner ungemeinen Beleſenheit in griechiſchen Schriftſtellern, und darunter ſelbſt in ſolchen, deren Arbeiten wir nicht mehr leſen können, nächſtdem wegen vieler Beyträge zur Religions- und gelehrten Geſchichte der Griechen, leſenswürdig ſey. Zwar iſt ſeine Gelehrſamkeit oft übel angebracht: ſehr weitſchweifig und wiederholend iſt ſein ganzer verworrener Vortrag, und er ſchmiegt ſich zu ſehr nach der Denkungsart der griechiſchen Philoſophen und der **Gnoſtiker**, die er doch beyde widerlegen will. Allein er hält

doch

doch dafür durch ſo vieles Neue, welches er vorbringt, durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Abhandlungen, durch merkwürdige Schrifterklärungen und meiſtentheils wohlgerathene moraliſche Vorſchriften ſeine Leſer ſchadlos.

Außer dieſen drey Hauptwerken des **Clemens von Alexandrien**, hat man unter ſeinem Nahmen noch einige weniger beträchtliche Schriften. Eine derſelben über die Frage: **Welcher Reiche wird wohl ſeelig?** hat ihn gewiß zum Verfaſſer. Seine Abſicht iſt darinne, als in einer Erklärung eines bekannten Ausſpruchs **Jeſu**, (Geſch. **Marci**, C. X. v. 17. fg.) zu zeigen, daß man die vermeinte Glückſeeligkeit der Reichen nicht zu unbeſonnen rühmen, ſondern vielmehr erkennen müſſe, mit wie vielen Reizungen zu ſündigen ihr Zuſtand verbunden ſey. Doch erinnert er ſie auch, die Hoffnung zur Seeligkeit darum nicht aufzugeben, und lehrt beſonders den rechtmäßigen Gebrauch der Reichthümer. Man erkennt ihn unter andern an der Meinung, (c. 39. p. 957. ed. Potteri,) daß derjenige von Gott gänzlich verworfen werde, der nach erhaltener Vergebung der Sünden, durch Unwiſſenheit oder Zufälle in neue verfalle; an dem Engel der Buße, (c. 42. p. 961.) den er vermuthlich aus dem **Hirten** des **Hermas** entlehnt hat, und an der ganzen Auslegungsart. Er erzählt auch eine rührende, vielleicht aber nicht ganz zuverläßige Geſchichte von dem Apoſtel **Johannes**. Sonſt iſt dieſe Schrift einiger Aufmerkſamkeit wohl würdig.

Eine andere, die man dem **Clemens** zuſchreibt, führt die Aufſchrift: **Auszüge aus den Schriften des Theodotus, und der ſogenannten morgenländiſchen Lehre, um die Zeiten des Valentinus.** Es iſt eine Vorſtellung der **Valentinianiſchen** und anderer **gnoſtiſchen** Lehren, mit ſeltſamen Schriftauslegungen verbunden. Der Nahme der **morgenländiſchen**

diſchen Lehre oder Philoſophie, der hier von den gnoſtiſchen Irrthümern gebraucht wird, nöthigt uns beynahe, an einen Europäiſchen Verfaſſer zu denken, der die Länder anzeigen wollte, aus denen die Gnoſtiker zum Vorſchein kamen. Wenn es aber ein Stück aus einem verlornen Werke des Clemens ſeyn ſollte, wie man einige Urſache zu glauben hat: ſo wäre es eine ziemlich niedrige und mühſame Beſchäftigung, ſolche Träume weitläuftig zu entwickeln, ohne, ſo weit wir dieſen Aufſatz vollſtändig beſitzen, ein Mißfallen darüber zu bezeigen. Dazu pflegt man auch die Auszüge aus den Schriften der Propheten, als einen andern abgeriſſenen Aufſatz des Clemens, zu rechnen. Sein Vortrag iſt in der That darinne noch kenntlicher; aber es enthält dieſe Schrift ein ſolches Gemiſche von Gedanken eines verſchiedenen Werthes, daß ſie bis auf wenige Stellen nicht viel bedeutet.

Noch ſind auch, wiewohl nur in lateiniſcher Sprache, einige Abriſſe, die Clemens von Briefen der Apoſtel verfertigt hat, vorhanden: viele andere kleine Stücke aus ſeinen untergangenen Schriften ſind von ſpätern chriſtlichen Lehrern aufbehalten worden. Alles was von ihm noch übrig iſt, hat der Erzbiſchof von Canterbury, Johann Potter, am vollſtändigſten und prächtigſten zu Oxfort im Jahr 1715 in zween Foliobänden ans Licht geſtellt. Die Verdienſte deſſelben bey dieſer Arbeit beſtehen in neuen Beyträgen zu mehrerer Richtigkeit der Urſchrift, in einer neuen lateiniſchen Ueberſetzung der Ermahnungsſchrift an die Heiden, und einiger Verbeſſerung der Ueberſetzung von den beyden andern größern Schriften, endlich in Anmerkungen und andern Erläuterungen, welche Potter und andere Gelehrte den bereits ehemals gedruckten beygefügt haben. Dieſe Ausgabe hebt jedoch den brauchbaren Werth einiger ältern nicht auf. Darunter müſſen die erſte ganz griechiſche vom Petr. Victorius, (Flo-

renz

renz 1550 Fol.) und die mit den Anmerkungen und Verbeſſerungen des Friedrich Sylburg und Daniel Heinſius verſehene, (zu Leyden 1616 Fol.) vorzüglich genannt werden. Von der leztern iſt ein ſchöner mit des Jeſuiten Fronton le Duc Anmerkungen vermehrter Abdruck zu Paris im Jahr 1629, und ein anderer zu Wittenberg (unter der Aufſchrift Cöln) im Jahr 1688 veranſtaltet worden. Zur Ergänzung dieſer ältern Ausgaben dient die kleine Sammlung des Thomas Ittig, (Operum Clem. Alex. Supplementum, Leipzig 1700. 8.) worinne er das Buch von der Seeligkeit des Reichen, die Abriſſe von apoſtoliſchen Briefen, und die kleinern abgeriſſenen Stücke, mit guten Nachrichten, Erläuterungen und einigen Abhandlungen über die Kirchengeſchichte, herausgegeben hat.

Unter den Büchern des Clemens, die uns die Zeit entriſſen hat, iſt keines wichtiger, als dasjenige, welches den Nahmen der Unterweiſungen oder Erklärungen (ὑποτυπώσεις) führte. Verſchiedene hiſtoriſche Stellen aus demſelben, in welchen von den Apoſteln und andern Schülern Jeſu, ingleichen von den heiligen Büchern der Chriſten einige Nachricht gegeben wird, hat Euſebius in ſeine Kirchengeſchichte (L. I. c. 12. L. II. c. 1. 2. 9. 14. 15. L. VI. c. 14.) eingerückt. Allein Photius hat (Biblioth. Cod. 109.) einen allgemeinen Begriff von dieſem Werke gegeben. Es iſt, ſchreibt er, über Stellen des Alten und Neuen Teſtaments aufgeſetzt, die er kurz erklärt. Man findet zwar viele richtige Lehren darinne; aber auch manche gottloſe Meinungen. Denn er lehrt, daß die Materie ewig ſey; daß Gott gewiſſe ewige Begriffe durch ſeinen Willen hervorgebracht habe; und daß der Sohn Gottes ein Geſchöpf ſey. Er glaubt, daß die Seelen aus einem Leibe in den andern wandern, und daß es viele Welten vor dem Adam gegeben habe. Die Eva läßt er auf eine ſchändliche Art aus dem Adam entſte-

entſtehen. Nach ſeinem Vorgeben haben die Engel mit Weibern Kinder gezeugt. Das Wort ſoll nicht würklich, ſondern nur dem Scheine nach, ein Menſch geworden ſeyn: und es ſoll ein doppeltes göttliches Wort geben, davon nur das geringere den Menſchen erſchienen ſey, welches er eine Kraft Gottes nennt, die aus dem Worte deſſelben gefloſſen, Verſtand geworden, und die Herzen der Menſchen durchdrungen habe. Dieſes alles ſucht er aus der heiligen Schrift zu beweiſen. Er bringt noch viele andere ſchlimme Sätze vor: entweder, ſetzt **Photius** dazu, daß er ſolches ſelbſt gethan; oder daß ein anderer dieſelben unter ſeinem Nahmen ausgeſtreuet hat. Der Zweck aber des ganzen Buchs iſt wohl die Auslegung der beyden erſten Bücher **Moſis**, der Pſalmen, der Briefe **Pauli**, und des Predigers **Salomo** — Man kann aus dieſer Nachricht ſchließen, daß **Clemens** in dem untergangenen Werke ſeine Erklärungsart der heiligen Schrift ausführlich vorgeſtellt, und durch ſehr viele Beyſpiele erläutert habe. Eine ſo außerordentliche Verbindung von richtigen Grundſätzen der Auslegung mit allegoriſch-myſtiſchen und philoſophiſchen Deutungen, ſelbſt mit vereinigten **gnoſtiſchen** Geheimniſſen, als dieſer Schriftſteller in ſeinen übrigen Werken getroffen hat, macht den Verluſt des eben genannten deſto empfindlicher, weil es allem Anſehen nach ſeiner Denkungsart, die auf die folgenden Chriſten einen ſo großen Einfluß hatte, vieles Licht ertheilen würde. Aber die Muthmaaßungen, daß ſich vielleicht ein anderer Verfaſſer unter dem Nahmen des **Clemens** verborgen, oder daß die Ketzer dieſes Werk verfälſcht haben möchten, ſcheinen nur aus der Begierde ſeine Ehre zu retten, entſtanden zu ſeyn. Es kann leicht gezeigt werden, daß er in den noch vorhandenen Schriften die meiſten anſtößigen Meinungen, welche **Photius** anführt, entweder mit eben denſelben Worten behauptet, oder durch die unglücklich gezwungene Vergleichung jüdiſcher und

chriſt-

chriſtlicher Lehrſätze mit philoſophiſchen Lehrgebäuden ſich denſelben genähert habe.

Von dieſem Schriftſteller, deſſen weitläuftige gelehrte Beleſenheit, Liebe zur Philoſophie, und Neigung Geheimnißvoll zu lehren, das Reifen ſeiner theologiſchen Beurtheilung gehindert haben mag, der die Leſer wechſelsweiſe unterrichtet und zerſtreuet, vergnügt und ermüdet, reden **Euſebius** (Hiſt. Eccl. l. c. et L. VI. c. 11. Praep. Evang. L. II. c. 9. L. IV. c. 16.) und **Hieronymus**, (Catal. ſcript. eccleſ. c. 38. Epiſt. ad Magn. Orator. 83.) bloß mit ungemeinen Lobſprüchen. Unpartheyiſcher hingegen und genauer, haben ihn **Clericus** (Biblioth. univers. T. X. p. 76. ſq. Epiſt. crit. I. und in den Lebensbeſchreibungen einiger Kirchenväter, S. 26. fg.) **Brucker** (Hiſt. crit. Philoſ. T. III. p. 414-427. T. VI. p. 540. ſq.) **Mosheim** (Commentar. p. 274. ſq. 278. ſq. 300. 301. 305. ſq.) und Herr D. **Semler** (Geſchichte der chriſtlichen Glaubenslehre, Zweyter Abſchnitt, Erſte Abtheilung, Viertes Hauptſtück, S. 133-156.) beurtheilt: womit man auch den Auszug des Hn. **Rösler** (Biblioth. der Kirchenv. 2ter Th. S. 6. fg.) billig verbindet.

Philoſophie des Ammonius,

und

der chriſtlichen Lehrer überhaupt.

Zu gleicher Zeit mit ihm lebte zu Alexandrien **Ammonius Saccas**, der Stifter einer ſehr berühmten philoſophiſchen Parthey, welche die letzte unter den griechiſchen,

chischen, den Christen aber gewissermaaßen schädlicher, als alle vorhergehende war. **Ammonius** führte den Beynahmen **Saccas** von der Lebensart seiner Jugend: er ernährte sich durch das Forttragen der Kornsäcke von den Schiffen. Aber dieser junge Christ fühlte seine Gaben, ergab sich den Wissenschaften, und trat, vielleicht aus Bewunderung der griechischen Philosophie, zum Heidenthum über. Zwar läßt ihn **Eusebius** (Hist. Eccl. L. VI. c. 19.) nicht allein bey der christlichen Religion stets verharren; sondern auch Bücher zur Bestätigung derselben schreiben. Aber alles, was **Ammonius** zum Vortheil der heidnischen Religion und Philosophie unternommen hat; auch selbst das in der gedachten Stelle angeführte Zeugniß des **Porphyrius**, der unter seine ältesten und vornehmsten Anhänger gehört, macht es glaublich, daß **Eusebius** einen christlichen Lehrer **Ammonius** mit diesem heidnischen Philosophen vermengt habe. Denn zu sagen, daß **Ammonius** niemals öffentlich von den Christen abgetreten sey, ob er sich gleich mehr auf die Seite der Heiden gewandt habe, ist mit vielen Schwierigkeiten umgeben. Genug, er brachte ein Lehrgebäude auf, durch welches alle philosophische Sekten und beynahe auch alle Religionen mit einander vereinigt werden sollten, fand eine Menge Zuhörer unter Heiden und Christen, bey jenen auch großen Beyfall, und lehrte mit ungemeinem Ruhm der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns bey eben denselben, bis er in einem hohen Alter zwischen den Jahren 230 und 250 starb.

Der Einfall dieses Mannes war nicht völlig neu; aber die Erweiterung und Ausführung desselben waren es. Ehe noch das Christenthum aufkam, fiel den griechischen Philosophen die Nothwendigkeit in die Augen, ihre alten und ärgerlichen Zwistigkeiten entweder aufzuheben, oder vor der Welt mehr zu verbergen. Sie, welche die herrschende Religion zu verbessern suchten, waren fast in keinem

keinem wichtigen Grundſatze durchgehends mit einander einig. Auch beſtritt und verlachte nicht bloß eine Sekte die andere: ſie waren eigentlich alle in zween große feindſeelige Haufen getheilt. In dem erſten ſtanden die **Dogmatiker** oder Philoſophen, welche im Vertrauen auf ihre Beweiſe, mit entſcheidender Gewißheit lehrten, und ſich durch keine Zweifel ſtören ließen; da hingegen die **Skeptiker** nebſt den **Akademikern** über dieſe Einbildung von unſtreitiger Wiſſenſchaft deſto kühner lachten, weil ſie weder glaubten, daß der menſchliche Verſtand zu einer ſolchen Feſtigkeit in der Unterſuchung der Wahrheit gelangen könne; noch die Merkmale davon auf jener Seite erblickten. Die chriſtliche Religion erſchien: und ihre Verehrer machten den Philoſophen noch beſchämendere Vorwürfe wegen ihrer Uneinigkeit, als ſie ſelbſt unter einander, oder wenigſtens Heiden ſolches thun konnten. Aus allen dieſen Veranlaſſungen entſtanden frühe Verſuche, die philoſophiſchen und gottesdienſtlichen Lehrgebäude in Eines zu ſchmelzen. Egypten, und daſelbſt Alexandrien beſonders, ſchickte ſich dazu vortrefflich. Die Religion und Philoſophie dieſes Landes hatten längſt ſchon durch die Herrſchaft der Perſer und Griechen, durch den Zufluß ſo vieler Ausländer, den die Handlung hervorbrachte, und überdieß durch die Verſammlung ſo vieler Gelehrten zu Alexandrien, eine beträchtliche Veränderung erlitten. Daſelbſt war die **Pythagoreiſche** und die **Platoniſche** Philoſophie, verſtärkt durch Lehren morgenländiſcher Völker, gemeinſchaftlich von Egyptiern und Griechen mit ihrer Religion vermiſcht worden: ſogar Juden, welche in dieſem Lande lebten, waren von derſelben nicht frey geblieben, und endlich drangen ſie auch zu den Chriſten.

Alexandrien hat alſo auch der **eklektiſchen** oder **wählenden** Sekte, die mit einer freyen Auswahl ſich aller Meinungen der Philoſophen bedienen, ſie vergleichen, und unter einander in Verbindung bringen wollte, ihren

Urſprung gegeben. Eigentlich widerſprechen ſich zwar die Worte, eklektiſche Sekte, ſelbſt, weil eben die gedachte Freyheit zu denken keine einförmigen Vorſchriften einer gewiſſen Parthey verträgt. Allein, wenn übereinſtimmende allgemeine Grundſätze, nach welchen dieſe ungebundene, ſelbſt prüfende Art zu philoſophiren ihren Weg fortſchreiten ſoll, von einer Anzahl ſcharfſinniger Köpfe angenommen werden: ſo machen ſie freylich eine Sekte oder doch eine vereinigte Geſellſchaft aus, welche die einzige unter den Philoſophen zu allen Zeiten hätte ſeyn ſollen. Der Vater der Elektiker war Potamo, ein Weltweiſer zu Alexandrien, von deſſen Zeitalter ſich keine wahrſcheinlichere Beſtimmung angeben läßt, als daß er nicht lange vor dem Ammonius gelebt habe. So viel wir von ſeinen Lehrſätzen wiſſen, ſuchte er die vornehmſten Sekten, die damals noch blühten, in Abſicht auf die Vernunftlehre, die Naturkunde, und die Sittenlehre, zu einem Vergleiche unter einander zu bringen. In der That war dieſe eklektiſche Philoſophie, als ſie anfieng eine Sekte zu gründen: weniger eine geübte Fertigkeit das Wahre zu wählen; als die Kunſt, alle Lehrgebäude, ſo weit ſie ſich auch von einander entfernten, in eine einzige Ringmauer einzuſchließen.

Ammonius, der einen weit glücklichern Fortgang hatte, als Potamo, gieng ohngefähr eben ſolchen Abſichten nach. Ihn betrübten nach der Erzählung eines ſeiner Bewunderer, (des Hierocles, beym Photius, Biblioth. Cod. 214.) die anſtößigen Streitigkeiten zwiſchen den Anhängern des Plato und des Ariſtoteles, die mit einer ſolchen Wuth geführt wurden, daß beyde Theile die Schriften ihrer Lehrer verfälſchten, damit ſie deſto weniger mit einander gemein haben möchten. Er hob alſo dieſe Zwiſtigkeiten auf, welche der Philoſophie zur Schande gereichten, und zeigte, daß jene beyden

großen

großen Männer über die wichtigſten und nothwendigſten Lehrſätze vollkommen mit einander einig wären. Daß er dabey zugleich auf die chriſtliche Religion einige Rückſicht genommen habe, iſt überaus wahrſcheinlich. Ihre Lehrer warfen ſchon ſeit einiger Zeit den heidniſchen Philoſophen in ihren Schriften vor, daß ſie ſich eben über die vornehmſten Lehren, die man bey der Erkenntniß Gottes und dem Betragen des Menſchen brauchte, am lächerlichſten zankten. Da dieſe treffende Beſchuldigung deſto mehr Eindruck machen mußte, je getroſter ſich die Chriſten, auch ohngeachtet der Abweichungen der Ketzer, auf ihre Einigkeit im Glauben berufen konnten, weil ihnen doch das Mittel, dieſe zu erhalten, immer in ſeiner Kraft verblieb: ſo iſt es ſchwer zu glauben, daß die Philoſophen, ob ſie gleich bisher die Chriſten nur verachtet hatten, nicht endlich auch ernſthafte Anſtalten gegen ſie vorgenommen haben ſollten. Und zu dieſem Endzwecke dienlich, ſahen ſie gar bald das Lehrgebäude des **Ammonius** an: man kann alſo ſchließen, daß ſie es nicht bloß dazu angewandt, ſondern daß er ſelbſt es unter andern auch zu dieſem Gebrauche beſtimmt habe. Eine ſchwerer zu beantwortende Frage iſt es, ob die Chriſten nicht ſelbſt etwas dazu beygetragen haben, daß er eben dieſe Bahn betreten hat. Sie empfohlen zum Theil ſelbſt mit einer vorſichtigen Wahl des Gewiſſen und Nützlichen die heidniſchen Philoſophen: ſie fanden auch in denſelben manche Aehnlichkeit mit der jüdiſchen und chriſtlichen Religion; beydes könnte alſo **Ammonius** von ihnen gelernt haben. Stärker würde dieſe Muthßmaaßung ſeyn, wenn man Spuren anträfe, daß er in der theologiſchen Pflanzſchule der Chriſten zu Alexandrien unterrichtet worden ſey.

Man hat den Lehrbegriff dieſes Mannes in den neuern Zeiten ausführlich abgeſchildert; ob man es auch zuverläßig nach allen Theilen, aus denen man ihn beſtehen läßt, thun könne, daran zweifle ich. Er hat keine

Schriften hinterlaſſen: von ſeinen Anhängern haben wir zwar deſto mehrere; aber es ſcheinen auch viele Zuſätze, Folgerungen und Ausſchmückungen ſeiner Lehrſätze von ihnen herzurühren. Unterdeſſen machen ſie uns doch mit der Grundlage bekannt, die ſie von ihm erhielten: vor allen **Plotinus**, der größte ſeiner Schüler; außerdem aber **Porphyrius**, **Jamblichus** und **Proclus**. Aus ihren und ihrer Nachfolger Schriften oder Lebensbeſchreibungen, auch einigen Werken der alten chriſtlichen Lehrer, haben **Gottfried Olearius** (Diſſert. de Philoſophia Eclectica, welche der lateiniſchen Ueberſetzung von **Thom. Stanley** Hiſtoria Philoſ. beygefügt iſt,) **Mosheim**, (Diſſert. de turbata per recentiores Platonicos Eccleſia, in Diſſert. ad Hiſt. Eccleſ. pertinentibus, Vol. I. p. 90. ſq. und in den Commentar. de Reb. Chriſt. ante Conſt. M. p. 280. ſq.) am weitläuftigſten aber **Brucker** (Hiſt. Crit. Philoſ. T. II. p. 189-462. T. VI. p. 360. ſq.) die Denkungsart des **Ammonius** und der **eklektiſchen** Schule überhaupt beſchrieben. Ein ungenannter Franzoſe (der Verfaſſer der Hiſtoire critique de l'Eclectiſme, ou des nouveaux Platoniciens, Paris 1766. 12.) hat die in der Hauptſache richtige Beurtheilung dieſer neuern Schriftſteller vergebens, wiewohl mit einigen richtigen Erinnerungen beſtritten.

Nach der Verſicherung des **Ammonius** und ſeiner Verehrer, waren ſie der Philoſophie des **Plato** zugethan: ſie nannten ſich daher auch **Platoniker**. Aber zum Unterſcheide von den alten und ächten Anhängern dieſes griechiſchen Philoſophen, hat man ihnen den Beynahmen der **neuern** oder **jüngern Platoniker** ertheilt. Denn ſie nöthigten der **Platoniſchen** Philoſophie nicht nur das **Pythagoreiſche** Kleid auf, welches ſie ſchon lange in Egypten trug; auch die **peripatetiſchen** und **ſtoiſchen** Lehrſätze, die alte Weisheit der Egyptier und der Mor-

gen-

genländer, wurden in dieſelbe hineingeflochten. Zum Grunde alſo ihres ganzen Lehrgebäudes liegt der **Pantheismus der Pythagoreer.** Alle Dinge, ſagten ſie, ſind nur Ausflüſſe aus dem Weſen Gottes, und machen mit ihm nur Eines aus. Er hat die Welt von Ewigkeit her aus ſich ſelbſt geſchaffen, die alſo gewiſſermaaßen, gleich ihm, ewig iſt. Eben ſo ſind auch alle Seelen und eine unzählige Menge Götter, Engel, **Dämonen** und Geiſter aus ihm gefloſſen. Die Seelen gehen durch verſchiedene Leiber, und kehren endlich in ihn zurück. Die höhern Geiſter ſind von Gott zu Vorſtehern und Regenten der Völker, auch der allgemeinen Natur geſetzt worden. Diejenigen unter ihnen, welche über Sonne, Mond und Sterne gebieten, ſind die ehrwürdigſten und mächtigſten. Aber unter den übrigen mehr irdiſchen Geiſtern giebt es viele wollüſtige und ſchadenfrohe: ſie ſind es, welche Schlachtopfer von Thieren verlangen; da hingegen die andern ſich an unſchädlichen Geſchenken begnügen. Dieſe Diener des höchſten Gottes ſind einer gewiſſen Verehrung würdig: man kann ſich auch leibliche Wohlthaten von ihnen ausbitten; aber die Güter der Seele muß man von Gott allein erwarten. In der Göttergeſchichte liegt ein geheimer Verſtand, der bald die Sittenlehre bald die Naturkunde betrifft. Es kommt alles auf den Dienſt des einzigen Gottes an. Die gemeinen Menſchen vollbringen denſelben nach den Vorſchriften der Religion ihres Landes. Allein der weiſe Mann der ſeine Seele ſchon in dieſer Welt zum Anſchauen und zur genaueſten Gemeinſchaft Gottes führen kann, muß ſich aller Leidenſchaften und Reizungen zur Sünde, alles deſſen, was ſeinen Leib überflüßig nährt und ſtärkt, enthalten; dagegen aber ſich vom Sinnlichen zu höhern Betrachtungen kehren, und in der ſtrengſten Tugend üben: ſo wird er endlich in das göttliche Weſen ſelbſt verſetzt. So weit kann jedoch nur ſeine vernünftige Seele gelangen; nicht aber die empfindende oder geiſtige. Dieſe

letztere, die aus der Materie entſtanden iſt, hat das Eigene, daß ſie durch gewiſſe Reinigungen fähig wird, die Untergötter und Dämonen zu ſehen, mit ihnen umzugehen, ſie hervorzurufen, und mit ihrer Hülfe wunderbare Handlungen vorzunehmen: eine göttliche Kunſt, welche Theurgia heißt, und nach der nicht einmal alle Weiſen zu ſtreben brauchen. Damit alle dieſe Lehren, welche zur Vereinigung ſo vieler philoſophiſchen und Religionspartheyen dienen ſollten, deſto mehr das Anſehen des Alterthums haben möchten, leitete man ſie von dem Zoroaſter, dem Urheber der chaldäiſchen Philoſophie, von dem Egyptiſchen Weiſen Hermes, und von andern berühmten Männern her. Das Vorgeben war nicht ganz erdichtet; aber es wurde aus Schriften, denen man fälſchlich ihren Nahmen vorgeſetzt hatte, bewieſen: und einige derſelben, wie der Poemander des Hermes, ſind noch vorhanden. Bald ſtellte man auch Beyſpiele von Philoſophen auf, welche würklich dieſen Forderungen ein Genüge gethan, und ſelbſt mit Beyſtande der Götter ſolche übernatürliche Dinge verrichtet haben ſollten.

Ein Philoſoph von dieſer Art war auch Jeſus, nach der Vorſtellung des Ammonius und ſeiner Freunde. Sie geſtanden, daß er ein von Gott begeiſterter Mann, der Lehrer einer vortrefflichen Religion, und ſehr erfahren in den theurgiſchen Künſten geweſen ſey, aus welchen eben ſeine Wunderwerke hergekommen wären. Aber ſie beſchuldigten die Chriſten, daß ſie ſeinen Lehrbegriff verfälſcht hätten, indem er ſich weder vor einen Gott ausgegeben, noch die Verehrung aller niedern Götter, ſondern nur der bösartigen, abzuſchaffen geſucht, auch nichts von einer Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts durch ſeinen Tod geſagt habe. Viele Lehren und Ausdrücke entlehnten ſie aus der chriſtlichen Religion; allein ſie drehten dieſelben in einen Verſtand, den nur ſie vor wahr hielten, oder ſie erklärten auch ihre Mei-

nun-

nungen nach chriſtlichen Begriffen. So ſprachen ſie von einem einzigen höchſten Gotte, von drey Grundweſen in Gott, von der Zeugung des göttlichen Verſtandes, und von der Schöpfung der Welt. Nach dem Muſter der chriſtlichen Theologie beſchäfftigten ſie ſich hauptſächlich mit den Lehren von Gott, von der menſchlichen Seele, und von dem Wege des Menſchen zur Glückſeeligkeit; deſtoweniger hingegen mit den ſonſt gewöhnlichen ſpitzfindigen Unterſuchungen der Philoſophen. Ihre Sittenlehre inſonderheit kam durch die ſtrengſten Vorſchriften, durch mancherley Uebungen in der Erkenntniß und Verehrung Gottes, durch Redensarten ſelbſt, in welche ſie ſolche einhüllten, der chriſtlichen oft ſo nahe, daß Ungeübte vermuthlich über dieſe Aehnlichkeit erſtaunten.

Bey allen Fehlern dieſer **eklektiſchen** Philoſophie, die man richtiger eine **ſynkretiſtiſche** (oder **friedenſtiftende**,) auch wohl von dem Orte ihres Aufkommens die **Alexandriniſche** genannt hat, kann man doch das Schlaue und Blendende in dem Entwurfe derſelben, für jene Zeiten, nicht verkennen. Damals arbeiteten und kämpften Chriſten gegen Heiden, Philoſophen gegen Abergläubiſche, chriſtliche Philoſophen gegen heidniſche Philoſophen, dieſe letztern unter ſich ſelbſt, und wiederum Chriſten gegen Juden, **Gnoſtiker** und andere Irrlehrer, ſo rauſchend durch einander, daß ein Mann, der ſich zum Mittler zwiſchen allen dieſen und noch mehrern Partheyen aufwarf, der ihnen allen zu zeigen verſprach, daß ſie lange ſo weit nicht von einander entfernet wären, als ſie zu ſeyn glaubten, ein allgemeines Aufſehen machen mußte. Nicht nur Kurzſichtige und Leichtgläubige; auch diejenigen, welche im Forſchen der Wahrheit träge oder gleichgültig gegen ſie waren; die Friedfertigen auſſerdem, denen die Endigung ſo langer Streitigkeiten gefiel; die Freunde des Neuen und Seltſamen, vermuthlich noch andere Gattungen von Menſchen, fanden hier

ihre Befriedigung. Heiden und Christen nahmen Antheil an dieser Philosophie, und ihre Folgen waren sehr mannichfaltig.

Sie sollte nach der Absicht ihrer Erfinder den bisherigen Gang des menschlichen Verstandes, der sich in so viele Krümmungen verirrt hatte, auf einerley sichern Straße fortleiten. Der Anschein, daß sie dieses würklich leistete, nahm viele ein: man wollte nicht mehr nach den Grundsätzen eines einzigen Philosophen seine Denkungsart stimmen; die geschicktesten Köpfe wurden **Eklektiker**, und **Ammonius** erreichte also seinen Entzweck. Aber im Grunde war dieses nur eine eingebildete Verbesserung: sie fügte sogar der Philosophie einen neuen Schaden zu. Da es unmöglich war, die einander entgegengesetzten Lehrgebäude der Philosophen zu vereinigen: so zwang man sie wenigstens, sich auf einem Mittelwege zusammen einzufinden, und sich durch metaphysische Träume, (denn einen gelindern Nahmen verdienen sie nicht) das Ansehen der Uebereinstimmung geben zu lassen. Nun verlor man die wahren Lehrbegriffe der Alten gänzlich, indem man sie mit einem zwar künstlichern, aber auch weit weniger brauchbaren Gewebe vertauschte; man verließ die alten Spitzfindigkeiten, um für andere von einer neuen Art ein unermeßliches Feld zu öffnen: und gegen eine so willkührliche, gezwungene, ungewisse Lehrart konnte man mehr als jemals die alten Vorwürfe von der Uneinigkeit der Philosophen anwenden. Ihnen war es angenehm, ihre Widersprüche mit tiefsinnigen Geberden zu verkleistern; die Wahrheit aber stiefen sie dadurch in eine finstere Verwirrung.

Eben so wenig nützten die Bemühungen der **Eklektiker** der heidnischen Religion. Sie gaben ihr eigenmächtige Wendungen: und so artig auch ihre physikalisch-moralischen Deutungen der Götterlehre in die Augen fielen,

len, ſo viel Witz und Gelehrſamkeit ſich dabey anbringen ließ; ſo waren es doch zu ſpät und zu gezwungen erſonnene Verſchönerungen eines ungeſtalten Gebäudes, an welche die Urheber deſſelben nicht gedacht hatten. Eine Religion für die Fähigkeit und Bedürfniß aller Heiden wußten auch ſie nicht aufzuſtellen. Sieht man endlich dieſe Philoſophie als eine neue Beſtreitungsart des Chriſtenthums an, ſo konnte ſie auch nur bey Unwiſſenden oder mit Uebereilung glaubenden durchdringen. Leicht war es zu zeigen, daß ſie einen durchaus falſchen Begriff von der chriſtlichen Religion machte, und außer vielen andern Verdrehungen, auch die Wunder Jeſu, die er aus eigenen Kräften verrichtete, ſehr ungerecht mit den Gaukeleyen der Theurgie zuſammen ſetzte. Hätten dieſe Philoſophen nur das einzige beweiſen können, daß Jeſus auch bloß ein Philoſoph geweſen ſey: ſo würde man ihnen die Macht haben einräumen müſſen, ſeine Lehren ſo auszulegen, daß ſie mit den ihrigen übereinkämen.

Unterdeſſen iſt es doch ein faſt allgemeines Urtheil, daß Ammonius und ſeine Nachfolger, wenn ſie gleich der Wahrheit gar keine Vortheile geſchafft, und die chriſtliche Religion meiſtentheils nur mit betrügeriſchen Waffen angegriffen haben, dennoch die Stifter eines unbeſchreiblichen Schadens für die letztere geworden ſind. Sehr ſcharfſinnige Männer in unſern Zeiten haben daher kein Bedenken getragen, die eklektiſche Philoſophie eine Erfindung des böſen Geiſtes zu nennen, durch welche er das Chriſtenthum zu ſtürzen geſucht habe. Allein wenn jener Schade auch völlig auſſer Streit geſetzt wäre; ſo würde man gleichwohl ohne andere hiſtoriſche Spuren nicht berechtigt ſeyn, das Mittel, durch welches er gewürkt worden iſt, von mehr als menſchlichen Kräften herzuleiten. Und in der That ſcheint das Uebel, welches dieſe Eklektiker der chriſtlichen Religion zugefügt haben, ungemein vergrößert worden zu ſeyn. Eine oft vorkommende Bemerkung

merkung hat gelehrt, daß der Schaden, welchen Feinde verurſachen, faſt immer übertrieben; derjenige hingegen, der ſich von unſern Freunden ſelbſt herſchreibt, beynahe nicht gefühlt, und alſo auch ſelten in ſeiner wahren Gröſſe beſchrieben wird. In der Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche iſt es überaus lehrreich, ſich hieran zu erinnern. Beyde haben weit weniger durch ihre offenbaren Feinde, als durch den Unverſtand derer, welche ihre Freunde ſeyn wollten, gelitten.

Es wird zuerſt vorgegeben, daß viele Chriſten durch die eklektiſche Philoſophie verführt worden wären, zum Heidenthum zurückzutreten. Dieſes iſt nichts mehr als eine Muthmaaßungen, die man allerdings wahrſcheinlich finden mußte, weil die gedachte Philoſophie ſich und den Götzendienſt gegen viele Anklagen auf eine neue Art, verwahrte, und zugleich reizender machte. Es iſt aber übrig zu beweiſen, daß dieſer Verſuch bey den Chriſten auch ſo ſehr glücklich geweſen ſey. Man führt kein anderes Beyſpiel an, als des Kaiſers Julians; den doch die eklektiſchen Weltweiſen ſchwerlich allein zum Abfall vom chriſtlichen Glauben würden beredet haben, wenn nicht ſeine ganze Verfaſſung und andere Umſtände ihnen beygeſtanden hätten. Mit mehr Glaubwürdigkeit kann man ſagen, daß die Alexandriniſche Philoſophie eine beträchtliche Anzahl Heiden bey ihrem Aberglauben mag zurück gehalten haben. Sie ſchwächte den Eindruck, welchen das Chriſtenthum machte, indem ſie zwar Hochachtung gegen Jeſum empfol, aber auch zeigte, daß man nicht nöthig hätte, die Lehren, welche unter ſeinem Nahmen vorgetragen wurden, anzunehmen; ihm Wunderwerke zuſchrieb, die jedoch auch andere vollbracht haben ſollten; kurz an demſelben nichts rühmte, was nicht auch die Philoſophie ſchenken könnte. Ein bequemer Unterricht für Leute, die entweder unfähig waren, beyde Partheyen zu prüfen; oder durch dieſe Arbeit ihre Ruhe nicht ſtören woll-

wollten. Wenn ſie alſo nicht ganz bey ihrer väterlichen Religion verharrten; ſo blieben ſie doch in der Mitte zwiſchen dieſer und der chriſtlichen ſtehen: man nennt auch einige berühmte Gelehrten der folgenden Zeiten, die ſolche Geſinnungen ſcheinen angenommen zu haben.

Nächſt dieſem Unheil darf man ohne Zweifel noch andere ſchlimme Früchte angeben, welche die eklektiſche Philoſophie unter den Chriſten ſelbſt getragen hat. Einige derſelben nahm die Aehnlichkeit, welche ſie mit chriſtlichen Lehrſätzen hatte, und die Hoffnung, durch ein ſolches Lehrgebäude den Heiden Liebe gegen das Chriſtenthum beyzubringen, ein: ſie gebrauchten dieſelbe, ſo weit es nur möglich war, ſie einigermaaßen mit ihrer Religion zu verbinden. Daher aber kam es, daß ſie in der Lehre von Gott, von der Seele des Menſchen, von ſeinem Zuſtande nach dem Tode, unvermerkt auf irrige Vorſtellungen geriethen, auch der Anrufung der Heiligen günſtig wurden, und ſelbſt einige Religionsgebräuche nach dieſer Denkungsart einrichteten. Dieſes wird alles in dem fernern Lauf der Geſchichte deutlicher werden. Allein zu ſagen, daß die Philoſophie des **Ammonius** und ſeiner Schüler die erſte oder die einzige Veranlaſſung zu dieſen nachtheiligen Veränderungen geweſen ſey, heißt wider die Geſchichte reden. Noch weniger kann man beweiſen, daß die ſtrengen leiblichen Uebungen der Chriſten in der Gottſeeligkeit, und ihr Gefallen an vermeinten frommen Betrügereyen, erſt durch dieſe neue **Platoniſchen** Grundſätze erregt worden wären. Kaum zur Beförderung dieſer längſt vorhandenen Anſtalten mag die **eklektiſche** Philoſophie etwas beygetragen haben.

Dagegen muß man vielmehr geſtehen, daß dieſe Philoſophie dem Chriſtenthum ſogar in mancherley Betrach-

trachtung vortheilhaft gewesen sey. Wenn es gleich die Geschichte nicht ausdrücklich sagt, daß sie manchem Heiden den Uebergang zur christlichen Religion erleichtert habe; so hat dieses doch die größte Wahrscheinlichkeit. Freydenkende und weitsehende Männer konnten es schwerlich ungerührt bemerken, wie künstlich sich die **Eklektiker** mit Lehren und selbst mit Ausdrücken der christlichen Religion schmückten, die sie doch in einen übeln Ruf brachten. Diese Nachahmung des christlichen Glaubens, die erste erweisliche, die man bey heidnischen Gelehrten antrifft, gereichte demselben immer zur Ehre; sie mochte nun aus der Besorgniß über seine zu schnelle Ausbreitung, oder aus einiger Achtung gegen denselben, entsprungen seyn. Daß eben diese Philosophen die Wahrheit der Geschichte und besonders der Wunder Jesu einräumten, war ein wichtiges und unverdächtiges Zeugniß. Sie haben endlich auch dadurch den Christen wider ihren Willen einen Dienst geleistet, daß sie nicht minder eifrig als diese, die **Gnostiker** bestritten. Einen Vergleich mit denselben fanden sie unmöglich, ob sie gleich, wie diese, auf eine morgenländische Quelle ihrer Weisheit verwiesen: sie arbeiteten also mit den Christen gemeinschaftlich an der Unterdrückung dieser Irrlehrer.

Besser jedoch als diese **eklektischen** Philosophen, verdienten manche christliche Lehrer, von **Justin dem Märtyrer** an, den Nahmen der **Eklektiker**. Man begreift ohnedieß, daß die Christen, sobald sie auf denjenigen Wegen philosophiren wollten, welche sich die grossen Männer des heidnischen Alterthums gebahnt hatten, nicht einem unter denselben allein folgen konnten; sondern bald diesem, bald einem andern, je nachdem sie Licht oder Festigkeit mit ihm fanden: und oft gar keinem von allen. Aber sie wollten nicht einmal Philosophen im schärfern Verstande des Nahmens heissen:

nicht

nicht Forſcher der Wahrheit bloß unter der Anführung der Vernunft und Natur, oder auch von Kennern derſelben begleitet. Die Stifter ihrer Religion waren es nicht geweſen: ſie konnten auch darinne keinen Ruhm ſuchen, weil ſie eine weit vollkommnere Weisheit als ihr Eigenthum prieſen. Ihre Philoſophie alſo war mehr eine Anwendung von demjenigen, was die heidniſchen Weiſen ihr Scharfſinn gelehrt hatte, bisweilen noch verbeſſert oder erweitert, zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion, und zur Widerlegung der heidniſchen, ja der philoſophiſchen Lehrgebäude ſelbſt. Nur ſelten giengen ſie auf die erſten Erkenntnißgründe, Erfahrungen und Quellen der Beweiſe zurück. Dieſes machte, daß ſie nicht einmal vollkommene Eklektiker waren: denn anſtatt nach einer freyen Prüfung alles zu wählen, und in einen zuſammenhängenden Lehrbegriff zu bringen, was die Philoſophen wahres geſagt hatten, ſammleten ſie faſt nur ſolche Lehren derſelben, die ſie vor Spuren der jüdiſchen und chriſtlichen Religion anſahen. Man hat bereits geſehen, daß dieſe Spuren nach ihrer Meinung theils durch eine Art von Offenbarung, welche das ewige göttliche Wort, oder der Sohn Gottes, in dem Verſtande der Heiden habe leuchten laſſen, theils durch Bekanntſchaft derſelben mit den Juden und ihren Schriften, entſtanden ſeyn ſollte.

Kein Wunder alſo iſt es auch, daß die chriſtlichen Lehrer bis auf dieſe Zeit die griechiſche Philoſophie bald angegriffen und verſpottet, bald mit vielem Eifer gelobt und als nützlich empfohlen haben. Ihr Haß gegen dieſelbe hatte mehr als Einen Grund: die Religion, aus deren Mitte ſie erwachſen war; die Feindſchaft der heidniſchen Philoſophen gegen die Chriſten; auch die ketzeriſchen Partheyen, welche ſie entweder hervorgebracht oder genährt hatte. Sie verachteten zugleich dieſe Philoſophie wegen der Ungewißheit und der Streitigkeiten, welche durchaus in derſelben herrſchten, und weil das wenige Gute, das ſie enthielt,

trachtung vortheilhaft geweſen ſey. Wenn es gleich die Geſchichte nicht ausdrücklich ſagt, daß ſie manchem Heiden den Uebergang zur chriſtlichen Religion erleichtert habe; ſo hat dieſes doch die größte Wahrſcheinlichkeit. Freydenkende und weitſehende Männer konnten es ſchwerlich ungerührt bemerken, wie künſtlich ſich die **Eklektiker** mit Lehren und ſelbſt mit Ausdrücken der chriſtlichen Religion ſchmückten, die ſie doch in einen übeln Ruf brachten. Dieſe Nachahmung des chriſtlichen Glaubens, die erſte erweisliche, die man bey heidniſchen Gelehrten antrifft, gereichte demſelben immer zur Ehre; ſie mochte nun aus der Beſorgniß über ſeine zu ſchnelle Ausbreitung, oder aus einiger Achtung gegen denſelben, entſprungen ſeyn. Daß eben dieſe Philoſophen die Wahrheit der Geſchichte und beſonders der Wunder **Jeſu** einräumten, war ein wichtiges und unverdächtiges Zeugniß. Sie haben endlich auch dadurch den Chriſten wider ihren Willen einen Dienſt geleiſtet, daß ſie nicht minder eifrig als dieſe, die **Gnoſtiker** beſtritten. Einen Vergleich mit denſelben fanden ſie unmöglich, ob ſie gleich, wie dieſe, auf eine morgenländiſche Quelle ihrer Weisheit verwieſen: ſie arbeiteten alſo mit den Chriſten gemeinſchaftlich an der Unterdrückung dieſer Irrlehrer.

Beſſer jedoch als dieſe **eklektiſchen** Philoſophen, verdienten manche chriſtliche Lehrer, von **Juſtin dem Märtyrer** an, den Nahmen der **Eklektiker**. Man begreift ohnedieß, daß die Chriſten, ſobald ſie auf denjenigen Wegen philoſophiren wollten, welche ſich die groſſen Männer des heidniſchen Alterthums gebahnt hatten, nicht einem unter denſelben allein folgen konnten; ſondern bald dieſem, bald einem andern, je nachdem ſie Licht oder Feſtigkeit mit ihm fanden: und oft gar keinem von allen. Aber ſie wollten nicht einmal Philoſophen im ſchärfern Verſtande des Nahmens heiſſen:

nicht Forſcher der Wahrheit bloß unter der Anführung der Vernunft und Natur, oder auch von Kennern derſelben begleitet. Die Stifter ihrer Religion waren es nicht geweſen: ſie konnten auch darinne keinen Ruhm ſuchen, weil ſie eine weit vollkommnere Weisheit als ihr Eigenthum prieſen. Ihre Philoſophie alſo war mehr eine Anwendung von demjenigen, was die heidniſchen Weiſen ihr Scharfſinn gelehrt hatte, bisweilen noch verbeſſert oder erweitert, zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion, und zur Widerlegung der heidniſchen, ja der philoſophiſchen Lehrgebäude ſelbſt. Nur ſelten giengen ſie auf die erſten Erkenntnißgründe, Erfahrungen und Quellen der Beweiſe zurück. Dieſes machte, daß ſie nicht einmal vollkommene **Eklektiker** waren: denn anſtatt nach einer freyen Prüfung alles zu wählen, und in einen zuſammenhängenden Lehrbegriff zu bringen, was die Philoſophen wahres geſagt hatten, ſammleten ſie faſt nur ſolche Lehren derſelben, die ſie vor Spuren der jüdiſchen und chriſtlichen Religion anſahen. Man hat bereits geſehen, daß dieſe Spuren nach ihrer Meinung theils durch eine Art von Offenbarung, welche das ewige göttliche Wort, oder der Sohn Gottes, in dem Verſtande der Heiden habe leuchten laſſen, theils durch Bekanntſchaft derſelben mit den Juden und ihren Schriften, entſtanden ſeyn ſollte.

Kein Wunder alſo iſt es auch, daß die chriſtlichen Lehrer bis auf dieſe Zeit die griechiſche Philoſophie bald angegriffen und verſpottet, bald mit vielem Eifer gelobt und als nützlich empfohlen haben. Ihr Haß gegen dieſelbe hatte mehr als Einen Grund: die Religion, aus deren Mitte ſie erwachſen war; die Feindſchaft der heidniſchen Philoſophen gegen die Chriſten; auch die ketzeriſchen Partheyen, welche ſie entweder hervorgebracht oder genährt hatte. Sie verachteten zugleich dieſe Philoſophie wegen der Ungewißheit und der Streitigkeiten, welche durchaus in derſelben herrſchten, und weil das wenige Gute, das ſie enthielt,

hielt, mit ſo vielen falſchen unbrauchbaren Meinungen beladen war. Wiederum aber bemächtigten ſie ſich aller Lehren derſelben, die mit ihrer Denkungsart übereinkamen, als eines ihnen geraubten Gutes, oder doch als einer Weisheit, die ohne die edlere Philoſophie des Chriſtenthums immer mangelhaft bliebe; und überhaupt nützten ſie dieſelbe halb gezwungen zu ihrem Dienſte, auch nicht allemal glücklich. Die Beſchäftigungen der Chriſten von der letztern Art wurden immer gewöhnlicher, ſeitdem heidniſche Philoſophen zu ihnen übergegangen waren: ſie ſind auch vermuthlich die erſten geweſen, welche den Chriſten mehr in der griechiſchen Philoſophie zeigten, als dieſe bisher darinne hatten finden können. Allein es ſcheint, daß noch mehrere unter den Chriſten vorhanden waren, welche die Philoſophie gänzlich verabſcheueten, als ſolche, die ſie mit dem Chriſtenthum zu vereinigen ſuchten. Zu gleicher Zeit, da **Clemens von Alexandrien** unerſchöpflich in Auszügen und Anwendungen aus derſelben war, mußte er doch diejenigen widerlegen, welche ſie entweder vor eine Erfindung des Teufels, oder vor eine unnütze und überflüßige Wiſſenſchaft hielten.

Nirgends aber glaubten die chriſtlichen Lehrer häufigere und weniger verfälſchte Ueberbleibſale der beſſern Kenntniß Gottes und der menſchlichen Pflichten entdeckt zu haben, als in dem Lehrgebäude des **Plato**. Zwar hatte daſſelbe auch bereits vor dem Aufkommen der alexandriniſchen **Eklektiker** manche Veränderungen erlitten; man ſieht aber doch, daß ſie auch mit den Schriften des **Plato** bekannt geweſen ſind. Und hier iſt für die Nachwelt nichts unerwartetes: denn wenn ſie ihm gleich **Moſen** und gewiſſermaaßen ſelbſt **Chriſtum** zu Lehrern gaben; wenn ſie gleich bey ihm Aehnlichkeiten mit dem Chriſtenthum ſuchten, die er in der That nicht hat; ſo war doch das Urtheil gegründet, daß er dieſer Religion näher als andere Philoſophen gekommen ſey.

Die

Die Vergleichungen zwiſchen ſeinen und chriſtlichen Lehrſätzen, die wechſelsweiſe angeſtellten Erläuterungen, die Verpflanzungen ſeiner Redensarten mit einem neuen Sinne auf den Grund der chriſtlichen Glaubenslehre, und andere Folgen dieſes Grundſatzes, ſind in unzählichen Beyſpielen ſichtbar. **Juſtin der Märtyrer** gab das erſte; die nächſten philoſophiſchen Schriftſteller bis auf den **Clemens von Alexandrien** ahmten ihm darinne nach, oder übertrafen ihn: und einen zum Theil noch ſchädlichern Einfluß dieſer Neigung gegen den **Plato** empfand man, nachdem die **Neu-Platoniſche** Philoſophie in die chriſtliche Kirche aufgenommen worden war. Man hat dieſe Lehrart mit Recht unter dem Nahmen **des Platonismus der Kirchenväter** begriffen.

In den neuern Zeiten hat es das Anſehen gewonnen, als wenn daraus ein ſehr nachtheiliges Vorurtheil gegen die Erhaltung des erſten und ächten Chriſtenthums gezogen werden könnte. Vielleicht, hat man gedacht, ſind von den alten Chriſten an die Stelle der Lehren **Chriſti** und der Apoſtel, **platoniſche** Begriffe und Meinungen geſetzt worden. Beſonders haben diejenigen, welche mit dem jetzigen Glauben der Chriſten von der göttlichen Dreyeinigkeit nicht zufrieden ſind, behauptet, die Kirchenlehrer des zweyten Jahrhunderts hätten entweder denſelben bloß aus der **platoniſchen** Dreyheit in Gott geſchöpft, und wären von ihren Nachkommen nicht einmal recht verſtanden worden; oder ſie hätten wenigſtens, wie man aus den von ihnen eingeführten Wörtern und Erklärungsarten urtheilen müßte, denſelben anders als ihre Vorgänger, und auch anders als die Chriſten ſeit dem vierten Jahrhunderte, vorgetragen. Zu einem ſolchen Verdachte haben die bisher beſchriebenen Lehrer allerdings Gelegenheit gegeben; aber man thut ihnen gleichwohl Unrecht, wenn man daraus eine ſo allgemeine und ſo harte Beſchuldigung herleitet. Es be-

darf keines Beweiſes mehr, daß ſie die Lehre der heiligen Schrift von Gott, ſeinem Sohne und dem Geiſte Gottes, nicht allein mit den Ausdrücken derſelben angenommen, ſondern auch oft ſehr ungezwungen nach dem ganzem Zuſammenhange der chriſtlichen Religion ausgelegt haben. Gefehlt hingegen haben ſie offenbar darinne, daß ſie eben dieſe Lehre beym **Plato** ſuchten, ſeine nur ähnlich ſcheinenden Vorſtellungen nach den ihrigen drehten, und manche unſchickliche oder anſtößige Redensart von ihm borgten, um ſie entweder deutlicher zu machen, oder philoſophiſcher einzukleiden. Ihr Vortrag alſo in derſelben iſt gewiß nicht durchgehends derjenige geweſen, den man im vierten Jahrhunderte feſtgeſetzt hat. Die **Platoniſchen** Flecken in demſelben hat **Dionyſius Petavius** (Dogmat. Theolog. Tom. II. L. I. c. 1. ſq.) aufrichtig und umſtändlich gezeigt. Andere chriſtliche Lehrſätze ſind auch durch einen ſolchen **Platoniſchen** Anſtrich verunſtaltet worden; ſogar beſondere Meinungen dieſes Philoſophen haben einen Platz in dem chriſtlichen Lehrbegriff bekommen: und noch zahlreicher ſind die Folgerungen, die man aus denſelben entlehnt hat. Dieſes Geſtändniß ſcheint ſehr große Veränderungen in ſich zu ſchließen: ſie waren auch nicht minder beträchtlich als tadelhaft. Aber doch berührten ſie mehr die äußerliche Lehrart; oder brachten anfänglich weniger ſchlimme Zuſätze hervor, als daß ſie das Große des chriſtlichen Glaubens, nur etwan Eine Lehre ausgenommen, verfälſcht hätten. Man unterwarf auch zu dieſen Zeiten noch alles dem Ausſpruche der heiligen Schrift, und philoſophiſche Spitzfindigkeiten über die Religion wurden nicht in Glaubenslehren für alle Chriſten verwandelt.

So hätte man den **Platoniſmus** der alten Kirchenlehrer mit Wahrheit und Nachſicht zugleich betrachten, auch erinnern können, daß ſie meiſtentheils aus der

Pla-

Platoniſchen Schule zum Chriſtenthum übergegangen ſind. Allein dagegen hat man entweder oft verſucht, dieſes Verſehen ohne Ausnahme zu entſchuldigen, und ſie nach ſpätern Lehrvorſchriften in allem rechtgläubig zu finden; oder man hat es gänzlich geläugnet. In dieſer letztern Abſicht hat der Jeſuit Franz Baltus ein mit großer Beleſenheit angefülltes, aber an richtiger Urtheilskraft beynahe leeres Buch „ (Defenſe de ſaints Peres, accuſés de Platoniſme, Paris, 1711. 4.) geſchrieben. Er kann oder will nicht begreifen, worinne der Vorwurf einer Platoniſchen Denkungsart gegen die chriſtlichen Lehrer beſtehe: daher beweiſet er, was man auch neben demſelben gar nicht leugnet, daß ſie keiner philoſophiſchen Parthey, und alſo auch der Platoniſchen nicht völlig ergeben geweſen ſind; daß ſie den Plato und alle Philoſophen öfters ſcharf widerlegt und verächtlich abgebildet haben. Unterdeſſen bleibt ſein Werk als eine einſeitige Sammlung von den Geſinnungen der alten Lehrer über die heidniſche Philoſophie, und überdieß gegen diejenigen, welche den mehrmals genannten Platoniſmus zu übel und gefährlich ausgelegt haben, einigermaaßen brauchbar. Ueberhaupt ſind die meiſten Urtheile von der Philoſophie der Kirchenväter zu allgemein, ohne zu bemerken, daß ſie eigentlich keine Philoſophen, als nur in einer gewiſſen Verbindung mit dem Chriſtenthum, ſeyn wollten; gegen einige derſelben zu gleichgültig, gegen andere hingegen, die in einem ausnehmenden Anſehen ſtehen, zu rühmlich ausgefallen. Dieſe große Gabe, frey, ſcharfſinnig, gründlich und nützlich, beſonders auch zum Dienſte der Religion zu philoſophiren, war bey ihnen eben ſo ſelten, als unter den andern chriſtlichen Lehrern aller Zeiten. Vieles, was bisher darüber angemerkt worden iſt, und eine Menge einzeler Beyſpiele, hat Brucker (Hiſt. Crit. Philoſ. T. III. p. 269. ſq. T. VI. p. 534. ſq.) mit Fleiß und geübter Einſicht, wiewohl ungemein

gemein weitschweifig, und bisweilen für gewisse Erklärungsarten sehr eingenommen, vorgetragen.

Schicksale der Christen

unter dem

Kaiser Septimius Severus.

Während dieses sonderbaren Fortgangs, den die heidnische Philosophie unter den Christen erlangte, und der vermuthlich die Aufmerksamkeit der Philosophen auf eine von ihnen sonst verachtete Religion zog, die jetzt sich ihrer Lehrsätze wider sie selbst bediente, war **Lucius Septimius Severus** im Jahr 193 Kaiser geworden. Er war einer der geschicktesten Feldherren seiner Zeit, von einer unermüdeten Arbeitsamkeit und Geduld bey allen Beschwerlichkeiten, sehr wachsam und geschäftig in jedem Theile der Regierung, streng sowohl gegen sich als gegen Unordnungen und Verbrechen, im Kriege siegreich, und in andern Angelegenheiten glücklich. Aber alle diese rühmlichen Eigenschaften wurden durch seine blutdürstige Grausamkeit, unbegränzte Geldbegierde, durch finsteres Mißtrauen und Falschheit, größtentheils verdunkelt. Seine Unterthanen haßten ihn daher, ob sie ihm gleich manche Wohlthaten schuldig waren. Die innerlichen Unruhen des Reichs, welche er zu dämpfen hatte, kamen zum Theil auch von seiner Treulosigkeit her. Doch hinterließ er es, nachdem er auch die auswärtigen Feinde desselben überwunden hatte, wohl eingerichtet und befestigt, als er im Jahre 211 starb. Er liebte die Wissenschaften,

und

und war nicht unbekannt mit denselben: insonderheit suchte er die geheime Weisheit der Egyptier und anderer Religionen zu erforschen. Auch war sein Zeitalter nicht ganz unfruchtbar an Gelehrten; nur die großen und vortreflichen Geister wurden immer seltener, am meisten unter den Römern, die man lange schon als ausgeartet betrachten konnte. Angenehme Sammlungen zu den griechischen Alterthümern verfertigte damals **Athenäus**. **Alexander von Aphrodisias** erhielt noch die Ehre der **Aristotelischen** Philosophie durch mündliche Lehren und Schriften. Die meisten philosophischen Partheyen waren in Verfall gerathen; aber desto mehr that sich unter den **Skeptikern** oder Zweiflern, welche viel dazu beygetragen haben mochten, **Sextus Empiricus**, der scharfsinnigste aber zugleich gefährlichste Schriftsteller dieser Zeit, hervor. Er hat die Grundsätze der Zweifler in ein vollständiges Lehrgebäude gebracht; in welchem man ihn mit vieler Kunst und Gelehrsamkeit die Gewißheit aller menschlichen Erkenntniß bestreiten sieht. Zwar ist es schwer, einem gelehrten und nachdenkenden Zweifler zu folgen: und daher haben die Schriften des **Sextus** nur für wenige Leser verführerisch werden können. Allein solchen, die eine Anlage zu gleichen Fähigkeiten mit ihm besitzen, sind sie immer noch eine trefliche Uebung im Urtheilen, in der Untersuchung der Wissenschaften, und selbst in der Bescheidenheit.

Severus bezeigte sich in der ersten Hälfte seiner Regierung gerecht und gnädig gegen die Christen. Einer von ihnen hatte ihn von einer Krankheit geheilt: diesem gab er seine Wohnung selbst im kaiserlichen Palaste. Manche Senatoren und ihre Gemahlinnen, von denen er wußte, daß sie Christen wären, beschützte er gegen die Wuth des Pöbels, und ertheilte ihnen ein Zeugniß der guten Aufführung. Doch die alte Erbitterung des heidnischen Volks wider diese Religionsparthey war noch nicht

gemein weitſchweifig, und bisweilen für gewiſſe Erklärungsarten ſehr eingenommen, vorgetragen.

Schickſale der Chriſten

unter dem

Kaiſer Septimius Severus.

Während dieſes ſonderbaren Fortgangs, den die heidniſche Philoſophie unter den Chriſten erlangte, und der vermuthlich die Aufmerkſamkeit der Philoſophen auf eine von ihnen ſonſt verachtete Religion zog, die jetzt ſich ihrer Lehrſätze wider ſie ſelbſt bediente, war **Lucius Septimius Severus** im Jahr 193 Kaiſer geworden. Er war einer der geſchickteſten Feldherren ſeiner Zeit, von einer unermüdeten Arbeitſamkeit und Geduld bey allen Beſchwerlichkeiten, ſehr wachſam und geſchäftig in jedem Theile der Regierung, ſtreng ſowohl gegen ſich als gegen Unordnungen und Verbrechen, im Kriege ſiegreich, und in andern Angelegenheiten glücklich. Aber alle dieſe rühmlichen Eigenſchaften wurden durch ſeine blutdürſtige Grauſamkeit, unbegränzte Geldbegierde, durch finſteres Mißtrauen und Falſchheit, größtentheils verdunkelt. Seine Unterthanen haßten ihn daher, ob ſie ihm gleich manche Wohlthaten ſchuldig waren. Die innerlichen Unruhen des Reichs, welche er zu dämpfen hatte, kamen zum Theil auch von ſeiner Treuloſigkeit her. Doch hinterließ er es, nachdem er auch die auswärtigen Feinde deſſelben überwunden hatte, wohl eingerichtet und befeſtigt, als er im Jahre 211 ſtarb. Er liebte die Wiſſenſchaften,

und

die Bedrückungen immer zu erneuern. Denn da ſie, und ſogar ganze chriſtliche Gemeinen, denſelben ein jährliches gewiſſes Geld bezahlt hätten, damit ſie in Sicherheit leben, und ihre Zuſammenkünfte, von keinen Soldaten geſtört, halten könnten, worüber ihnen **Tertullianus** (de fuga in perſecutione, c. 12. 13.) harte Vorwürfe gemacht hat: ſo wären die habſüchtigen Obrigkeiten dadurch aufgemuntert worden, einige ärmere Chriſten hinrichten zu laſſen, damit die Uebrigen ihre Ruhe deſto reichlicher erkaufen möchten. In der Geſchichte des menſchlichen Herzens hat dieſe Urſache wohl ihren Grund; nur fehlen Nachrichten, daß ſie auch damals ſehr würkſam geweſen ſey. Auf allen Fall darf man die Chriſten nicht tadeln, wenn ſie ſich den Schutz einer partheyiſchen und geizigen Obrigkeit mit Geld erwarben. Die Geſetze hatten vielleicht noch immer zu wenig für ſie geſorgt: dieſes mußten die Chriſten glauben, und beklagten es auch öffentlich; aber die Heiden dachten vermuthlich, daß die Kaiſer noch zu viele Nachſicht gegen dieſe Zerſtörer einer Religion, auf welche das Reich gegründet war, bezeigten.

Endlich änderte auch **Severus** ſein Verhalten gegen die Chriſten. Er verbot im Jahr 202, nach dem Berichte des **Spartianus**, (in Severo, c. 17.) unter angedrohten ſcharfen Strafen, daß künftig niemand weder zur jüdiſchen noch zur chriſtlichen Religion übertreten ſollte. Die Urſachen dieſes Geſetzes, das er in Paläſtina gab, ſind unbekannt. Man hat gemuthmaaßt, eine Empörung der Juden, welche er mit den Waffen unterdrücken mußte, ſey die nächſte Veranlaſſung dazu geweſen; die Chriſten wären vor eben ſo ſchlimm gehalten worden, als die Juden, zumal da die meiſten derſelben auf die Errichtung eines irdiſchen Reichs **Chriſti** gewartet hätten, vor welchem der Untergang des Römiſchen hergehen ſollte: daher wäre der Kaiſer durch das Geſchrey des Volks zu jener Verordnung genöthigt wor-

den. Noch wahrſcheinlicher würde dieſe Ergänzung gerathen ſeyn, wenn nicht der Krieg mit den Juden bereits fünf Jahre vor dem kaiſerlichen Geſetze wäre geführt worden, und wenn man zeigen könnte, daß die Chriſten ihre angeführte Hoffnung ſo frey und anſtößig kund gemacht hätten. Die **Montaniſten** entdeckten zwar eine ähnliche Erwartung unvorſichtiger; aber dennoch kann man, ohne einige Spuren, auch ſie wegen dieſer Verfolgung nicht anklagen. Alter Unwillen und Mißtrauen gegen die Juden, nebſt Beſorgniſſen über die zu ſtark anwachſende Menge der Chriſten, möchten wohl der natürlichſte Grund des kaiſerlichen Verbots heißen können. Es iſt unterdeſſen auch richtig bemerkt worden, daß eine gewiſſe Weigerung der Chriſten überhaupt, und die Handlung eines chriſtlichen Soldaten, wo nicht den Kaiſer ſelbſt gegen ſie aufgebracht, doch ihren Feinden Anlaß gegeben habe, ſie deſto ſtrafwürdiger vorzuſtellen. Die Chriſten wollten an gewiſſen Ehrenbezeigungen, die man den Kaiſern, beſonders an den ihnen feyerlich gewidmeten Zeiten und Tagen, erwies, und an den damit verbundenen Ausbrüchen der öffentlichen Freude keinen Antheil nehmen, weil ſie, nach **Tertullians** Rechtfertigung, (Apologet. c. 35.) jene vor abgöttiſch, dieſe vor üppig und ſchändlich anſahen. Ein Soldat von ihrer Parthey machte ſie gleichfalls verhaßt, wie der eben genannte Schriftſteller (de corona, c. 1.) erzählt. Als einſt den Soldaten ein kaiſerliches Geſchenk ausgetheilt wurde, erſchien er allein unter allen, die ſich im Lager befanden, mit dem Lorbeerkranze in der Hand, welchen er, nach der Gewohnheit eines ſiegreichen Heeres, auf dem Kopfe hätte tragen ſollen. Auf Befragen ſeines Oberſten wegen dieſer ſonderbaren Aufführung, gab er zur Antwort, er dürfe ſich den andern nicht gleich ſtellen, weil er ein Chriſt ſey. Es ſcheint, daß dieſer Eiferer den Lorbeer deswegen hauptſächlich verabſcheuet habe, weil die Heiden mit demſelben, ſo wie mit Blumen überhaupt, bey ihren Opfern bekränzt waren.

waren. Er verlor darüber das Leben; aber die meiſten Chriſten mißbilligten eine ſo übertriebene und ihnen bey den Heiden zu nachtheilige Gewiſſenhaftigkeit.

Der Befehl des Kaiſers erforderte nicht nothwendig eine Verfolgung der Chriſten. Glimpflich genug für einen heidniſchen oft grauſamen Fürſten, unterſagte er die Ausübung des Chriſtenthums nicht, belegte auch ſo viele tauſende, die es bereits bekannten, mit keinen Strafen: er wollte nur ihre Anzahl durchaus nicht vermehrt wiſſen. Daher ſtellt ihn **Tertullian**, wegen der oben gemeldeten Nachrichten, mehr als einen Beſchützer der Chriſten vor. Gleichwohl erlitten ſie, nachdem dieſes Verbot ergangen war, ſo harte und allgemeine Drangſale, daß einer ihrer Schriftſteller, **Judas**, (Euſeb. Hiſt. Eccleſ. L. VI. c. 7.) glaubte, die Ankunft des **Antichriſtes** ſey nun nicht mehr weit entfernet. Ueber die Urſachen dieſes Erfolgs laſſen ſich ſehr wahrſcheinliche Muthmaaßungen beybringen. Wenn auch dieſe weniger ſtark ſeyn ſollte, daß **Severus Trajans** Geſetz nicht ausdrücklich aufgehoben habe, das gegen die Chriſten ſtets gebraucht werden konnte; ſo war es natürlich, daß ihre Feinde aus dem Vorſatze des Kaiſers, keinen Zuwachs der Chriſten mehr zu dulden, den ihnen erwünſchten Schluß zogen, dieſe Parthey müſſe ihm überhaupt ſo ſehr mißfallen, daß man zur Verminderung derſelben alles thun könne. Längſt bekehrte Heiden wurden vermuthlich von Anklägern, die auf eine ſolche Veranlaſſung warteten, als ſolche angegeben, die erſt vor kurzem ihre väterliche Religion verlaſſen hätten. Allem Anſehen nach hielten ſich auch die Heiden nunmehr zur Verfolgung der chriſtlichen Lehrer vollkommen berechtigt, weil eben dieſe es waren, welche die verbotene Ausbreitung ihrer Religion am glücklichſten beförderten. Und da man geſehen hat, daß die Chriſten ſchon vor dem Geſetze des **Severus** vielen Bedrückungen ausgeſetzt waren: ſo darf man

ſich auch nicht verwundern, daß daſſelbe ihren Verfolgern zu einer Aufmunterung gedient hat.

Dieſes vergrößerte Unglück der Chriſten erſtreckte ſich zwar durch das ganze Römiſche Reich; aber es traf ſie nirgends ſchwerer, als zu Alexandrien, wohin man ſie aus Egypten und Thebais zum Tode führte. Hier fiel **Leonides**, ein gelehrter Chriſt, unter dem Schwerdte der Heiden. Sein Sohn, der nachmals große Lehrer, **Origenes**, brannte in einem Alter von noch nicht ſiebzehn Jahren, vor Begierde, mit ſeinem Vater für die Religion zu ſterben: und er würde in dieſer Abſicht zu demſelben geeilt ſeyn, wenn nicht ſeine Mutter, nachdem ſie ihn vergebens durch Bitten zu bewegen geſucht hatte, ſeine Kleider verſteckt hätte. Der großmüthige Trieb wurde in ihm dadurch nicht erſtickt: wenigſtens ermahnte er ſeinen Vater in einem Schreiben zur Standhaftigkeit, und bediente ſich unter andern der Worte: „Hüte dich, daß du unſertwegen, (er meinte auch ſeine ſechs jüngern Brüder,) deine Geſinnung nicht änderſt.„ Da er bald darauf zum Lehrer der Schule zu Alexandrien ernannt wurde, hatte er das Vergnügen zu ſehen, daß einige ſeiner Schüler ihr Leben willig um des chriſtlichen Glaubens willen hingaben. Einen derſelben, **Plutarchus**, begleitete er zum Tode, und lief ſelbſt die äußerſte Gefahr dabey. Es waren darunter Neubekehrte und **Catechumenen** beyderley Geſchlechts: eine Jungfrau inſonderheit von unvergleichlicher Schönheit, **Potamiäna**, wurde, nachdem ſie die ſchröcklichſten Martern ausgeſtanden hatte, mit ihrer Mutter verbrannt. **Baſilides**, einer von den Soldaten, welche ſie auf den Gerichtplatz fortführten, beſchützte ſie ſo mitleidig gegen die Beſchimpfungen des Pöbels, daß ſie ihm verſprach, ſie wollte ihm nach ihrem Tode von Gott die Seeligkeit erbitten. Dieſes erfolgte würklich, ſagt **Euſebius**, aus dem alle dieſe Märtyrergeſchichten gezogen ſind, (Hiſt. Eccl. L. VI.

L. VI. c. 1-5.) Nicht lange darauf erklärte ſich **Baſilides** öffentlich vor einen Chriſten, und gab zum Bewegungsgrunde ſeiner unerwarteten Bekehrung an, **Potamiäna** ſey ihm am dritten Tage nach ihrer Hinrichtung des Nachts erſchienen, habe ihm eine Krone aufgeſetzt, und ihm die Verſicherung gegeben, daß ihr Gebet für ihn von Gott bewilligt worden ſey: er werde daher in kurzem ſterben. Und würklich ward er wegen ſeines Bekenntniſſes am folgenden Tage enthauptet. Noch andere heidniſche Einwohner zu Alexandrien ſoll **Potamiäna** durch ähnliche Erſcheinungen zum Chriſtenthum gebracht haben. Es ſcheint zwar nicht, daß der Geſchichtſchreiber dieſe Begebenheiten vor ſehr zuverläßig gehalten habe; allein die Denkungsart der Chriſten, welche ſie glaubten, ihre Meinung von der Fürbitte der Märtyrer für die Lebenden bey Gott, und die Neigung, wunderbare Erzählungen anzunehmen, beweiſen ſie wenigſtens. Außerdem wurden auch in Afrika, und vielleicht zu Carthago, zwo chriſtliche Frauen, **Perpetua** und **Felicitas**, nebſt einigen Chriſten, mit dem Schwerdte umgebracht. Die alte Geſchichte ihrer Leiden und ihres Todes hat **Rüinart** (Acta Martyrum ſincera et ſelecta, p. 90. ſq) mit nützlichen Erläuterungen drucken laſſen. Sie hat manches Rührende, wodurch ſie unter den Chriſten berühmt worden iſt; aber auch einige ſeltſame Umſtände. In dieſen letztern hat man Beweiſe zu finden geglaubt, daß **Perpetua** und die Mitgenoſſen ihrer Hinrichtung, **Montaniſten** geweſen ſind: eine Meinung, welche am ſcharfſinnigſten von dem Herrn D. **Möſſelt** (Diſputat. de vera aetate ac doctrina ſcriptorum quae ſuperſunt Tertulliani, p. 98. ſq. Halae, 1768. 4.) vertheidigt worden iſt. An Wahrſcheinlichkeit fehlt es derſelben nicht; doch weiß man auch, daß die Gabe der Weißagungen und göttlichen Geſichter, deren ſich **Perpetua** rühmte, nicht bloß von den **Montaniſten** behauptet wurde; ſondern daß die übrigen Chriſten ſich ebenfals noch um die Zeit eingebildet

bildet haben, mit derſelben zuweilen beſchenkt zu werden: und die ungemeinen Lobſprüche, welche **Auguſtinus** dieſen Märtyrerinnen beylegt, laſſen etwas ſchwer den Verdacht des **Montanismus** gegen ſie aufkommen. Zu allen dieſen Beyſpielen getödteter Chriſten kann man noch die Geſchichte der Märtyrer zu Scillita in Afrika (beym **Ruinart** l. c. p. 86. ſq.) hinzufügen, die einige lehrreiche Umſtände enthält.

Ohne Zweifel hat dieſe Verfolgung in der übrigen Regierung des **Severus** bis zum Jahr 211 nicht aufgehört. **Tertullianus**, aus deſſen Schriften man es ſchließen kann, hat doch neben ſo vielen gerechten Klagen der Chriſten, auch das billige und leutſeelige Betragen mancher Obrigkeiten nicht vergeſſen. So gab (wie er L. ad Scapulam, c. 4. erzählt,) **Cincius Severus** den vor Gericht geforderten Chriſten ſelbſt die Antwort an die Hand, auf welche ſie losgeſprochen werden könnten: vermuthlich dieſe, daß ſie zwar Chriſten wären; aber nach den neuern Geſetzen der Kaiſer nur wegen eines Verbrechens geſtraft werden ſollten. **Veſpronius Candidus** ließ einen Chriſten loß, unter dem Vorwande, ſeine Verurtheilung könnte nicht ohne öffentliche Unruhen vollzogen werden. Andere weigerten ſich überhaupt, gegen die Chriſten gerichtlich zu verfahren, wenn kein Ankläger vorhanden wäre; oder begnügten ſich daran, wenn der beklagte Chriſt nach einer geringen Strafe eine Neigung zum Heidenthum äußerte, ohne ihn zum Opfern zu nöthigen, und bezeigten gegen die Beyſitzer des Gerichts und die Sachwalter ihr Mißvergnügen darüber, daß ſie mit ſolchen Geſchäften umgehen müßten. Wenn in Afrika allein, wie es ſcheint, oder doch um **Tertullians** Zeiten, ſo viele Statthalter im Reiche gütig gegen die Chriſten geſinnt waren: ſo mögen ſie gnädige Richter genug und viele Freunde unter den Heiden von jedem Stande gefunden haben; nur ſind dieſe nicht ſo ſorgfältig

auf-

aufgezeichnet worden, als ihre Verfolger. Die vorzüglichſten Anmerkungen und Muthmaaßungen über die Bedrückungen der Chriſten unter der Regierung des Severus, haben Dodwell (Diſſert. Cyprianic. XI. §. 41. ſq.) Mosheim (Commentar. p. 253. ſq. 453. ſq.) und Herr D. Nößelt (l. c. §. 6. p. 8. ſq.) vorgetragen.

Geſchichte und Schriften des Tertullianus, des Minucius Felix, und des Cajus.

Gerührt von dem anhaltenden Leiden ſeiner Mitbrüder, das ſich vielmehr nach allem, was ſie gethan und geſchrieben hatten, längſt hätte endigen ſollen, vertheidigte Tertullianus ihre Unſchuld ſeit dem Jahre 199 in mehrern Schriften mit einem ungemeinen Feuer. Dieſer außerordentliche Mann, der älteſte Schriftſteller aus der lateiniſchen oder abendländiſchen Kirche, den wir noch leſen können, zugleich der gelehrteſte, witzigſte und beredteſte, den ſie in den erſten Jahrhunderten gehabt hat, iſt ſowohl von ſeiner rühmlichen Seite, als von der tadelhaften, ſo würdig gekannt zu werden, als wenige Lehrer der Chriſten.

Quintus Septimius Florens Tertullianus, denn dieſes war ſein vollſtändiger Nahme, ſtammte aus Carthago in Afrika her, wo ſein Vater ein geringer heidni-

den. Noch wahrſcheinlicher würde dieſe Ergänzung gerathen ſeyn, wenn nicht der Krieg mit den Juden bereits fünf Jahre vor dem kaiſerlichen Geſetze wäre geführt worden, und wenn man zeigen könnte, daß die Chriſten ihre angeführte Hoffnung ſo frey und anſtößig kund gemacht hätten. Die **Montaniſten** entdeckten zwar eine ähnliche Erwartung unvorſichtiger; aber dennoch kann man, ohne einige Spuren, auch ſie wegen dieſer Verfolgung nicht anklagen. Alter Unwillen und Mißtrauen gegen die Juden, nebſt Beſorgniſſen über die zu ſtark anwachſende Menge der Chriſten, möchten wohl der natürlichſte Grund des kaiſerlichen Verbots heißen können. Es iſt unterdeſſen auch richtig bemerkt worden, daß eine gewiſſe Weigerung der Chriſten überhaupt, und die Handlung eines chriſtlichen Soldaten, wo nicht den Kaiſer ſelbſt gegen ſie aufgebracht, doch ihren Feinden Anlaß gegeben habe, ſie deſto ſtrafwürdiger vorzuſtellen. Die Chriſten wollten an gewiſſen Ehrenbezeigungen, die man den Kaiſern, beſonders an den ihnen feyerlich gewidmeten Zeiten und Tagen, erwies, und an den damit verbundenen Ausbrüchen der öffentlichen Freude keinen Antheil nehmen, weil ſie, nach **Tertullians** Rechtfertigung, (Apologet. c. 35.) jene vor abgöttiſch, dieſe vor üppig und ſchändlich anſahen. Ein Soldat von ihrer Parthey machte ſie gleichfalls verhaßt, wie der eben genannte Schriftſteller (de corona, c. 1.) erzählt. Als einſt den Soldaten ein kaiſerliches Geſchenk ausgetheilt wurde, erſchien er allein unter allen, die ſich im Lager befanden, mit dem Lorbeerkranze in der Hand, welchen er, nach der Gewohnheit eines ſiegreichen Heeres, auf dem Kopfe hätte tragen ſollen. Auf Befragen ſeines Oberſten wegen dieſer ſonderbaren Aufführung, gab er zur Antwort, er dürfe ſich den andern nicht gleich ſtellen, weil er ein Chriſt ſey. Es ſcheint, daß dieſer Eiferer den Lorbeer deswegen hauptſächlich verabſcheuet habe, weil die Heiden mit demſelben, ſo wie mit Blumen überhaupt, bey ihren Opfern bekränzt waren.

waren. Er verlor darüber das Leben; aber die meiſten Chriſten mißbilligten eine ſo übertriebene und ihnen bey den Heiden zu nachtheilige Gewiſſenhaftigkeit.

Der Befehl des Kaiſers erforderte nicht nothwendig eine Verfolgung der Chriſten. Glimpflich genug für einen heidniſchen oft grauſamen Fürſten, unterſagte er die Ausübung des Chriſtenthums nicht, belegte auch ſo viele tauſende, die es bereits bekannten, mit keinen Strafen: er wollte nur ihre Anzahl durchaus nicht vermehrt wiſſen. Daher ſtellt ihn **Tertullian**, wegen der oben gemeldeten Nachrichten, mehr als einen Beſchützer der Chriſten vor. Gleichwohl erlitten ſie, nachdem dieſes Verbot ergangen war, ſo harte und allgemeine Drangſale, daß einer ihrer Schriftſteller, **Judas**, (Euſeb. Hiſt. Eccleſ. L. VI. c. 7.) glaubte, die Ankunft des **Antichriſtes** ſey nun nicht mehr weit entfernet. Ueber die Urſachen dieſes Erfolgs laſſen ſich ſehr wahrſcheinliche Muthmaaßungen beybringen. Wenn auch dieſe weniger ſtark ſeyn ſollte, daß **Severus Trajans** Geſetz nicht ausdrücklich aufgehoben habe, das gegen die Chriſten ſtets gebraucht werden konnte; ſo war es natürlich, daß ihre Feinde aus dem Vorſatze des Kaiſers, keinen Zuwachs der Chriſten mehr zu dulden, den ihnen erwünſchten Schluß zogen, dieſe Parthey müſſe ihm überhaupt ſo ſehr mißfallen, daß man zur Verminderung derſelben alles thun könne. Längſt bekehrte Heiden wurden vermuthlich von Anklägern, die auf eine ſolche Veranlaſſung warteten, als ſolche angegeben, die erſt vor kurzem ihre väterliche Religion verlaſſen hätten. Allem Anſehen nach hielten ſich auch die Heiden nunmehr zur Verfolgung der chriſtlichen Lehrer vollkommen berechtigt, weil eben dieſe es waren, welche die verbotene Ausbreitung ihrer Religion am glücklichſten beförderten. Und da man geſehen hat, daß die Chriſten ſchon vor dem Geſetze des **Severus** vielen Bedrückungen ausgeſetzt waren: ſo darf man

hatte **Tertullian** ein gleiches Schickſal; ſondern auch wegen ſeiner ſehr anſtößigen Trennung von der Gemeinſchaft und dem Lehramte der herrſchenden Kirche; vorzüglich aber wegen des Verhaltens, das er ſeitdem gegen dieſelbe beobachtete. Doch ſelbſt als ein **Montaniſt** erhob er ſich ungemein über alle Mitglieder dieſer Parthey, die ihm ſehr vieles von ihrer Stärke zu danken hatte.

Sein Eifer gegen die Chriſten, welche er verlaſſen hatte, brach in vielen Schriften aus, in welchen er den Verfall der Gottſeeligkeit, den er bey ihnen bemerkt zu haben vermeinte, mit allem Feuer eines Mannes beſtrafte, der nicht allein das Recht auf ſeiner Seite zu haben glaubt; ſondern auch gegen erlittene Beleidigungen nicht unempfindlich iſt. Er gedenkt ihrer ordentlich unter dem verächtlichen Nahmen der **natürlichen** oder **ſinnlichen** Menſchen, (Pſychici, mit einem aus der Sprache der Apoſtel geborgten Worte;) ſich hingegen und die Anhänger ſeiner Parthey nennt er in einer eben daher genommenen Redensart, die **Geiſtlichen** (Spirituales), das heißt Leute, welche im Stande ſind, die wahre Vollkommenheit der chriſtlichen Lehre einzuſehen, und die nach ſeiner Erklärung inſonderheit, (de Monogamia, c. 1.) die Gaben des Geiſtes Gottes erkennen. Er ſcheint allerdings durch dieſe Schriften, und durch ſeine mündliche Beredſamkeit, der **katholiſchen** oder großen Kirchengeſellſchaft einen nicht geringen Abbruch gethan zu haben. Er blieb auch in dieſen Geſinnungen, bis er in einem hohen Alter, um das Jahr 220, oder etwas früher, mit Tode abgieng.

Wenn man bloß bey dieſem Abriſſe von **Tertullians** Leben ſtehen bleibt, ſo kann man mit einigen Schriftſtellern beynahe zweifeln, ob er der Religion und Kirche mehr geſchadet oder genützt habe. Hört man ihn aber gleichſam ſelbſt reden, ſo ſieht man wohl, wie unge-

recht dieſer Zweifel ſey. Da die **Montaniſtiſchen** Irrthümer, deren Schutz er über ſich genommen hat, keineswegs unter die fürchterlichſten gehörten, und im Grunde mehr auf einen Mangel an richtiger Prüfung, auch auf übereilte Beförderung der Frömmigkeit hinausliefen; da er nächſtdem denjenigen darunter, der den ſchlimmſten Mißbrauch beſorgen ließ, die Meinung von neuen göttlichen Offenbarungen, nicht zum Schaden des erweislich wahren Glaubens der Chriſten anwandte: ſo darf der Nahme eines **Montaniſten** eben ſo wenig ein allgemeines Vorurtheil wider ihn erwecken, als die Fehltritte anderer alten Lehrer gegen ihren würklichen Ruhm. **Tertullianus** hat ſeine reifere Jahre getrennt von der Kirchengemeinſchaft der Rechtgläubigen zugebracht; und doch iſt unter den Lehrern der letztern zu ſeiner Zeit kaum einer, den man an Gelehrſamkeit und Verdienſten mit ihm vergleichen könnte. Vielleicht war er ihnen ſogar als ein **Montaniſt** ein nützlicher Strafredner: nicht allein, weil er ſie zu mehrerer Vorſichtigkeit in ihrem Betragen nöthigte; er konnte ſie beſonders durch die hitzige Empfehlung einer härtern Sittenlehre, von den allegoriſchen Spielen der Schriftauslegung und von den ſpitzfindigen Unterſuchungen in der Glaubenslehre, welche ſich beyde unter ihnen immer mehr ausbreiteten, auf ein weit fruchtbareres Feld hinwegführen.

Aber auch ſeine übrigen Fehler, die er als Schriftſteller begangen hat — denn er, welcher fremde Verſehen ohne alle Schonung angriff, konnte die ſeinigen eben ſo wenig verbergen — auch dieſe rauben ihm noch nicht eine Art von Bewunderung, die man ſo vielen ſeiner glänzenden Eigenſchaften ſchuldig iſt. Ueberall ſieht man in ſeinen Werken die Spuren eines feurigen und zugleich tiefſinnigen Geiſtes eingedrückt, der ſeinen ganz eigenthümlichen Gang zu nehmen gewohnt iſt, bald heftig auffährt,

niſcher Kriegsbedienter war. Seine Gaben ſcheinen durch Unterricht und Fleiß vortreflich ausgebildet worden zu ſeyn, indem er in allen Theilen der Gelehrſamkeit eine große Kenntniß erlangte. Darunter gehörte auch die Rechtsgelehrſamkeit; doch iſt die Meinung derer, welche ihn vor eben den Rechtsgelehrten halten, aus deſſen Schriften einige Stücke in die Pandekten eingerückt worden ſind, genugſam, unter andern auch von dem Hn. Mayans, (Epiſt. L. IV. Ep. 11. p. 202-206. Valentiae, 1732. 4.) widerlegt worden. Ueberhaupt weiß man nichts von der Lebensart und den Geſchäfften Tertullians im Heidenthum. Neuere Schriftſteller haben gemuthmaaßt, daß er einen Lehrer der Beredſamkeit, und nachher einen Sachwalter abgegeben habe: wenigſtens iſt keines von beyden unwahrſcheinlich. Gewiß aber wird es durch ſein eigenes Geſtändniß, daß ſeine Sitten zu jener Zeit laſterhaft geweſen ſind. Sie änderten ſich ſehr vortheilhaft, als er zum Chriſtenthum trat: auch von dieſer Bekehrung ſind weder die Bewegungsgründe noch die Zeit bekannt. Bald darauf wurde er einer von den Aelteſten der Gemeine zu Carthago, (nach der gemeinen, aber unerwieſenen Meinung hingegen, zu Rom,) und fieng an, ſich durch Schriften um die Chriſten verdient zu machen.

Mitten in dieſem ruhmwürdigen Lauf, und da er ſich bereits dem Alter näherte, wandte er ſich gegen das Jahr 200 zu der Parthey der Montaniſten. Hieronymus erzählt, (Catal. ſcriptt. eccleſiaſt. c. 53.) der Neid und die Beſchimpfungen der Lehrer der Römiſchen Gemeine hätten ihn zu dieſem Entſchluſſe gebracht. Eine dunkle Nachricht, die man durch allerley Vermuthungen, welche aber alle vergeblich ſind, aufzuklären geſucht hat. Unterdeſſen iſt es immer glaublicher, daß die Römiſchen Geiſtlichen, eiferſüchtig über Tertullians Ruhm, von ſeinen Sitten oder Lehrſätzen öffentlich ein

nach-

nachtheiliges Urtheil gefällt haben, als daß ſie ihn gehindert haben ſollten, Biſchof ihrer Gemeine zu werden. Seine Gemüthsart ſelbſt trägt mehr dazu bey, den Uebergang zu den **Montaniſten** begreiflich zu machen, als alles übrige. Die ſtrenge und heftige Denkungsart, welche man bey ihm mit einer faſt wilden Einbildungskraft verbunden antrift, und dieſes ſchon in ſolchen Schriften, die er noch in der großen Kirchengemeinſchaft aufgeſetzt hat, ſchicke ſich ſehr wohl zu einer Sekte, der die Sittenlehre der übrigen Chriſten zu gelinde vorkam, und deren Stifter zur Verbeſſerung derſelben von Gott durch wunderbare Gaben bevollmächtigt ſeyn wollte. **Tertullianus** ſcheint ſich alſo mit ihr nicht ſowohl aus Bewunderung des **Montanus**, als weil er bey deſſen Nachfolgern eine Nahrung und Beſtätigung ſeiner eigenen Geſinnungen fand, vereinigt zu haben. Aber, ſagt man, ein ſo tiefer Fall zu ſolchen Schwärmern, iſt viel zu ſchimpflich für einen Mann von Scharfſinn und Wiſſenſchaft, als daß man glauben könnte, er ſey allen ihren Einfällen beygetreten. — Es iſt unnöthig, durch Schlüſſe dieſer Art zu entdecken, wie weit **Tertullianus** ein **Montaniſt** geweſen ſey: er war es gewiß in den Unterſcheidungslehren derſelben, und konnte es ſogar ſeyn, ohne ſich nach den Begriffen ſeiner Zeit zu ſchändlich zu erniedrigen, und ohne von der ſogenannten allgemeinen Kirche im eigentlichen Glauben abzuweichen. Was bey den Chriſten ſeiner Zeit nichts unerhörtes war, ſich einzubilden, daß noch bisweilen einige unter ihnen mit göttlichen Offenbarungen und Wundergaben beehrt würden, das hielt **Tertullian** auch erlaubt vom **Montanus** gewiſſermaßen zu behaupten. Die geſchärften Vorſchriften der Andacht und Tugend, welche der letztere gab, konnten auch nicht als völlig neu unter den Chriſten angeſehen werden. Warum aber **Montanus** eben durch dieſes alles verhaßt geworden ſey, iſt bereits in ſeiner Geſchichte gezeigt worden. Nicht nur in Geſellſchaft mit ihm

ne Montaniſtiſchen Schriften wurden immer weniger gefährlich, jemehr dieſe Parthey an Kräften verlor, und weil auch das Uebergewicht von heilſamen Gutem in ſeinen Werken überaus groß war. Seine Auslegungen und Ueberſetzungen von Stellen der heiligen Schrift ſind ebenfalls ein merkwürdiger Beytrag zu der Geſchichte der chriſtlichen Denkungsart über dieſe ihnen ſo ſchätzbare Bücher. Etwas ſchwer aber iſt es zu beſtimmen, wie ferne er eine der damaligen lateiniſchen Ueberſetzungen dieſer Schriften gebraucht habe.

Bey der Menge und Mannichfaltigkeit von Tertullians Werken, iſt es deſto nothwendiger, ſie nach einer gewiſſen Ordnung oder Eintheilung zu leſen. Eine ſolche iſt diejenige, welche aus der Verſchiedenheit des Inhalts ſelbſt entſpringt. Er hat einige Schriften wider Heiden und Juden, andere gegen die Ketzer, und beſonders eine Anzahl über die Sittenlehre und Kirchenzucht aufgeſetzt. Aber wiederum iſt die Unterſuchung wo nicht unentbehrlich, doch nützlich genug, welche Bücher Tertullian noch in der Kirchengemeinſchaft der Rechtgläubigen, und welche er unter den Montaniſten geſchrieben habe. Daß er ſie alle als ein Mitglied dieſer Parthey verfertigt habe, hat ein Gelehrter von vieler Einſicht, Johann Wilhelm Hofmann, (Diſſ. omnia Tertulliani in Montaniſmo ſcripta videri, Wittenberg 1738. 4.) nicht ganz ohne Beyfall, behauptet. Es iſt wahr, daß Tertullian nicht erſt im Alter zu den Montaniſten übergegangen iſt, und doch nicht lange vor dem Jahre 200 Schriften herauszugeben angefangen hat; man kann auch daraus allein noch nicht ſicher ſchließen, ein Buch von ihm ſey vor ſeiner Verbindung mit den Montaniſten abgefaßt worden, weil ihre Grundſätze darinne gar nicht ſichtbar ſind. Unterdeſſen ſind mehrere zur Beſtimmung oder doch zur ſinnreichen Vermuthung von dem Zeitalter ſeiner Werke dienende Merkmale,

male, von dem Herrn D. Nößelt, in dem bereits genannten Buche, (S. 316.) mit ſo ausnehmender Geſchicklichkeit aufgeſucht und beurtheilt worden, daß dieſe Erörterung über dasjenige was Tertullianus als ein Montaniſt, und was er noch in der ſogenannten catholiſchen Kirche geſchrieben hat, nicht viel tiefer fortgehen zu können ſcheint.

Wenige Schriften alſo hat derſelbe allem Anſehen nach als ein Mitglied der großen chriſtlichen Gemeine ausgefertigt. Unter dieſen iſt ſeine Schutzſchrift für die Chriſten gegen die Heiden, (Apologeticus adverſus gentes) zwar nicht die früheſte, (denn ſie ſcheint in das Jahr 198. oder 199 zu gehören;) wohl aber das ſchönſte und angenehmſte aller ſeiner Werke, zugleich die ſtärkſte und beredteſte Vertheidigung, welche in dieſen ältern Jahrhunderten für die Chriſten geſchrieben worden iſt. Da er ſie an die Statthalter der Provinzen gerichtet hat, ſo kann man leicht urtheilen, daß die Verfolgung, welche dazu Gelegenheit gab, von ihnen, nicht von dem Kaiſer, erregt worden ſey: entweder aus den ſchon oben genannten Urſachen; oder, wie man aus der Geſchichte dieſer Jahre gemuthmaßt hat, auch wegen der damals angeſtellten Ausforſchung der Anhänger des Niger und Albinus, zween eben überwundener Feinde des Kaiſers; eine Gelegenheit, bey welcher viele ihren Haß gegen die Chriſten, wie gegen andere, befriedigen konnten. Wenn ihr Befehlshaber des Römiſchen Reichs, ſo redet ſie Tertullianus an, die ihr öffentlich und erhaben Gericht haltet, unter allen Angelegenheiten nur die Sache der Chriſten euch ſcheuet oder ſchämet zu unterſuchen; wenn die häusliche Verfolgung dieſer Parthey, wovon man vor kurzem Beyſpiele geſehen hat, eine gerichtliche Vertheidigung derſelben bey euch hintertreibt: ſo ſey es der Wahrheit wenigſtens erlaubt, durch den verborgenen Weg eines ſtillen Schreibens zu euren Ohren zu dringen. Sie verlangt keine Nachſicht für ihre Sache, weil ſie ſich auch über ihren Zuſtand nicht wundert.

Sie weiß, daß ſie auf der Welt als eine Fremde lebe, und unter Fremden leicht Feinde antreffe; daß ſie aber übrigens ihren Urſprung, Sitz, Hoffnung, Beyfall und Würde im Himmel habe. Eines wünſcht ſie nur zuweilen: nicht ungekannt verdammt zu werden. Was leiden hier die Geſetze, die völlige Macht in ihrem Reiche haben, daran, wenn ſie gehört wird? Soll etwan ihre Gewalt darinne einen Ruhm ſuchen, daß ſie ſelbſt die ungehörte Wahrheit verdammen? Thun ſie dieſes, ſo ziehen ſie ſich nicht nur den Vorwurf der Unbilligkeit zu; ſie werden auch den Verdacht verdienen, daß ſie aus Regung des Gewiſſens dasjenige nicht hören wollen, was ſie nicht würden verdammen können, wenn ſie es gehört hätten.

Durch dieſen Eingang nöthigte gleichſam **Tertullian** die Obrigkeiten weiter fortzuleſen, indem er ſie der Ungerechtigkeit gegen das von ihnen nie geprüfte Chriſtenthum unwiderſprechlich überführte. Daß ihr Haß gegen dieſe Religion würklich aus Unwiſſenheit in derſelben entſtehe, beweiſet er ferner daraus, weil ein jeder der ſie genau kenne, ſie zu lieben und zu bekennen anfienge. Daher vermehrten ſich auch die Chriſten ſo außerordentlich. Die Heiden ſchreyen, ſagt er, die Stadt ſey von ihnen ganz beſetzt; auf dem Lande, in den Feſtungen, auf den Inſeln gebe es Chriſten; und ſie betrauren es als einen Schaden, daß jedes Geſchlecht, Alter, Stand und ſogar Würde zu dieſem Nahmen übergehe. Gleichwohl ziehen ſie daraus nicht die Folge, daß hier etwas Gutes verborgen liegen müſſe; hier allein laſſen ſie ihre Neubegierde einſchläfern, weil ſie ſich einmal vorgenommen haben, dieſe Religion zu haſſen. Bloß deswegen iſt freylich etwas nicht gut, weil es ſehr viele annehmen. Doch was würklich böſe iſt, das erkühnen ſich auch diejenigen, die zu demſelben fortgeriſſen werden, nicht, als etwas Gutes zu vertheidigen. Die Verbrecher vermeiden ängſtlich das Licht, zittern, wenn man ſie entdeckt hat, läugnen die Beſchuldigungen, und bekennen

nen nicht einmal immer, wenn ſie gemartert werden; ſie betrüben ſich über ihre Verurtheilung, und ſuchen ihre Miſſethaten nicht von ſich, ſondern von fremden Urſachen, herzuleiten. Was thut aber der Chriſt von ähnlicher Art? Bey ihm zeigt ſich weder Schaam noch Reue; es müßte denn Verdruß ſeyn, daß er nicht eher vor Gerichte gefordert wird: wird er bemerkt, ſo rühmt er ſich deſſen; klagt man ihn an, ſo vertheidigt er ſich nicht; auf Befragen bekennet er freywillig, und dankt, wenn er verdammt wird. Was iſt das vor ein Böſes, das die natürlichen Folgen des Böſen nicht hat? Keine Furcht, Schaam, Zaudern, Reue, oder heftige Klagen. Was iſt das vor Böſes, da der Schuldige ſich freuet, deſſen Anklage ihm erwünſcht, und ſeine Strafe für ihn Glückſeeligkeit iſt? Unſinn könnt ihr die Geſinnungen der Chriſten auch nicht nennen, da es gewiß iſt, daß ihr ſie nicht kennet. Wenn es endlich unſtreitig iſt, daß wir ſo grobe Verbrecher ſind, warum geht man nicht mit uns wie mit andern Verbrechern um? Dieſen iſt es vergönnt zu antworten, und ſich zu vertheidigen; nur bey den Chriſten begnügt man ſich an dem Geſtändniſſe ihres Nahmens. Keine Verbrechen und Umſtände derſelben werden weiter unterſucht; und doch ſollten alle Verleumdungen gegen uns aufs genaueſte hervorgezogen werden: wie vielmal jeder von geſchlachteten Kindern genoſſen; wie oft er in der Finſterniß Blutſchande begangen habe, welches die Köche geweſen, und was vor Hunde da geweſen ſind. — Er zielt auf die heidniſche Erdichtung, nach welcher in den nächtlichen Verſammlungen der Chriſten ein Hund an den Leuchter gebunden ſeyn, endlich ihn niederreißen, und durch das ausgelöſchte Licht Gelegenheit geben ſollte, alle Schandthaten zu verüben. Wie viele Ehre, fährt er fort, würde nicht der Statthalter erlangen, der jemanden entdecken könnte, welcher bereits hundert Kinder verzehrt hätte! Doch wir finden, daß ſelbſt das Nachforſchen nach den Chriſten vom Trajanus verboten worden iſt: und das auf eine ſehr widerſprechende Art.

Denn ſie ſollen nicht aufgeſucht, und dennoch zum Tode verdammt werden. Auch darinne geht man von dem ordentlichen gerichtlichen Verfahren in Anſehung unſerer ab, daß man die Verbrecher durch Martern nöthigt, das Böſe zu bekennen, das ſie läugnen; die Chriſten aber martert, um dasjenige zu läugnen, was ſie willig geſtehen, und was alſo etwas Gutes ſeyn muß. **Tertullianus** bleibt hierbey noch länger ſtehen, und ſchließt daraus die Unſchuld der Chriſten, weil man bloß den Nahmen an ihnen verfolgt, auch keine andere Urſache in ihren Verdammungsurtheilen ſich befindet. So ſind auch andere bloß gegen unſern Nahmen eingenommen; ſogar daß man ſagt: „**Cajus** iſt zwar ein rechtſchaffener Mann; aber er hat „den Fehler, daß er ein Chriſt iſt.„ Andere wundern ſich, daß ein weiſer Mann ein Chriſt habe werden können. Wider ihren Willen legen noch andere ein rühmliches Zeugniß für uns ab, indem ſie geſtehen, daß gewiſſe laſterhafte Leute ſich eben dadurch gebeſſert hätten, daß ſie Chriſten geworden wären. Ja manche Heiden berauben ſich lieber tugendhafter Perſonen in ihrem Hauſe, einer keuſchen Frau, eines treuen Knechtes, als daß ſie den chriſtlichen Nahmen an ihnen dulden ſollten. Mit andern allgemeinen Anmerkungen über den Nahmen der Chriſten, und den jeder Sekte eigenen, beſchließt der Verfaſſer dieſe Einleitung zu ſeiner Hauptabhandlung.

Denn jetzt erſt fängt er an, die Unſchuld der Chriſten zu beweiſen. Da die ſtärkſte Vertheidigung von dieſer Art dennoch durch die letzte Ausflucht ziemlich entkräftet wurde, deren man ſich immer bediente, die Chriſten wären einmal eine durch die Geſetze verbotene Parthey: ſo zeigt **Tertullianus** ſogleich, daß auch bey den Geſetzen Fehler vorgehen könnten, und daß ſolches auch von denen gelte, welche die Chriſten bloß um ihres Nahmens willen verfolgen. Er beruft ſich weiter darauf, daß nur die beyden Wütteriche, **Nero** und **Domitian**, ſeitdem aber kein Kaiſer, Geſetze wider die Chriſten gegeben habe: daraus

aus könne man ſchon ſchließen, wie viele Achtung dieſe Geſetze verdienten. Manche ſtrengere Geſetze vom Aufwande, von der Ehe, und von der Verehrung der Götter, beobachteten die Römer ſelbſt nicht mehr; es geſchehe alſo nicht aus Eifer für die Geſetze, daß ſie den Chriſten ſo vieles Uebel zufügten. Die obengenannten Beſchuldigungen gegen die letztern widerlegt er nun ausführlich. Man wiederholt ſie unaufhörlich, ſagt er, und iſt doch nicht darauf bedacht, ſie durch eine ſcharfe Unterſuchung außer Streit zu ſetzen. Wir haben ſo viele Feinde und auch einheimiſche Verräther, daß lange ſchon einige Spuren der uns beygemeſſenen Schandthaten hätten ans Licht kommen ſollen. So aber beruhen ſie auf einem bloßen falſchen Gerüchte, deſſen ihr euch doch ſonſt nicht bedienet, um Gewißheit von einer Sache zu erlangen. Sie ſind nicht einmal wahrſcheinlich: denn es iſt zu ſehr der Menſchlichkeit zuwider, daß jemand Kinder ſchlachten und verzehren, oder Blutſchande treiben ſollte, um ewig zu leben. Vielleicht aber habt ihr es von uns deſto leichter geglaubt, weil bey euch ſo viele ähnliche Verbrechen begangen werden. Bis auf die Regierung des **Tiberius** hat man in Africa öffentlich dem **Saturnus** Kinder geopfert: und noch jetzt geſchieht es insgeheim; Eltern haben ihre eigenen Kinder dazu hingebracht, welches man nicht einmal den Chriſten vorwirft. Auch erwachſene Perſonen werden bey den Heiden den Göttern geopfert: eure blutige Fechterſpiele und Wegſetzungen neugebohrner Kinder, gehören ebenfalls hieher, ſo wie andere unnatürliche Grauſamkeiten und Lüſte.

Auf die Anklage, daß die Chriſten die Götter der Römer nicht verehrten, antwortet **Tertullianus** durch den Beweis, daß es nur ſpät erdichtete Gottheiten ſind; daß man ſie aus ſchlechten Urſachen vom Stande der Menſchen, welches ſie würklich waren, zur göttlichen Würde erhoben habe; daß viele berühmte Griechen und Römer dieſer Ehre weit würdiger geweſen wären; daß es unver-

nünf

Denn ſie ſollen nicht aufgeſucht, und dennoch zum Tode verdammt werden. Auch darinne geht man von dem ordentlichen gerichtlichen Verfahren in Anſehung unſerer ab, daß man die Verbrecher durch Martern nöthigt, das Böſe zu bekennen, das ſie läugnen; die Chriſten aber martert, um dasjenige zu läugnen, was ſie willig geſtehen, und was alſo etwas Gutes ſeyn muß. **Tertullianus** bleibt hierbey noch länger ſtehen, und ſchließt daraus die Unſchuld der Chriſten, weil man bloß den Nahmen an ihnen verfolgt, auch keine andere Urſache in ihren Verdammungsurtheilen ſich befindet. So ſind auch andere bloß gegen unſern Nahmen eingenommen; ſogar daß man ſagt: „**Cajus** iſt zwar ein rechtſchaffener Mann; aber er hat „den Fehler, daß er ein Chriſt iſt.„ Andere wundern ſich, daß ein weiſer Mann ein Chriſt habe werden können. Wider ihren Willen legen noch andere ein rühmliches Zeugniß für uns ab, indem ſie geſtehen, daß gewiſſe laſterhafte Leute ſich eben dadurch gebeſſert hätten, daß ſie Chriſten geworden wären. Ja manche Heiden berauben ſich lieber tugendhafter Perſonen in ihrem Hauſe, einer keuſchen Frau, eines treuen Knechtes, als daß ſie den chriſtlichen Nahmen an ihnen dulden ſollten. Mit andern allgemeinen Anmerkungen über den Nahmen der Chriſten, und den jeder Sekte eigenen, beſchließt der Verfaſſer dieſe Einleitung zu ſeiner Hauptabhandlung.

Denn jetzt erſt fängt er an, die Unſchuld der Chriſten zu beweiſen. Da die ſtärkſte Vertheidigung von dieſer Art dennoch durch die letzte Ausflucht ziemlich entkräftet wurde, deren man ſich immer bediente, die Chriſten wären einmal eine durch die Geſetze verbotene Parthey: ſo zeigt **Tertullianus** ſogleich, daß auch bey den Geſetzen Fehler vorgehen könnten, und daß ſolches auch von denen gelte, welche die Chriſten bloß um ihres Nahmens willen verfolgen. Er beruft ſich weiter darauf, daß nur die beyden Wütteriche, **Nero** und **Domitian**, ſeitdem aber kein Kaiſer, Geſetze wider die Chriſten gegeben habe: daraus

aus könne man ſchon ſchließen, wie viele Achtung dieſe Geſetze verdienten. Manche ſtrengere Geſetze vom Aufwande, von der Ehe, und von der Verehrung der Götter, beobachteten die Römer ſelbſt nicht mehr; es geſchehe alſo nicht aus Eifer für die Geſetze, daß ſie den Chriſten ſo vieles Uebel zufügten. Die obengenannten Beſchuldigungen gegen die letztern widerlegt er nun ausführlich. Man wiederholt ſie unaufhörlich, ſagt er, und iſt doch nicht darauf bedacht, ſie durch eine ſcharfe Unterſuchung außer Streit zu ſetzen. Wir haben ſo viele Feinde und auch einheimiſche Verräther, daß lange ſchon einige Spuren der uns beygemeſſenen Schandthaten hätten ans Licht kommen ſollen. So aber beruhen ſie auf einem bloßen falſchen Gerüchte, deſſen ihr euch doch ſonſt nicht bedienet, um Gewißheit von einer Sache zu erlangen. Sie ſind nicht einmal wahrſcheinlich: denn es iſt zu ſehr der Menſchlichkeit zuwider, daß jemand Kinder ſchlachten und verzehren, oder Blutſchande treiben ſollte, um ewig zu leben. Vielleicht aber habt ihr es von uns deſto leichter geglaubt, weil bey euch ſo viele ähnliche Verbrechen begangen werden. Bis auf die Regierung des **Tiberius** hat man in Africa öffentlich dem **Saturnus** Kinder geopfert: und noch jetzt geſchieht es insgeheim; Eltern haben ihre eigenen Kinder dazu hingebracht, welches man nicht einmal den Chriſten vorwirft. Auch erwachſene Perſonen werden bey den Heiden den Göttern geopfert: eure blutige Fechterſpiele und Wegſetzungen neugebohrner Kinder, gehören ebenfalls hieher, ſo wie andere unnatürliche Grauſamkeiten und Lüſte.

Auf die Anklage, daß die Chriſten die Götter der Römer nicht verehrten, antwortet **Tertullianus** durch den Beweis, daß es nur ſpät erdichtete Gottheiten ſind; daß man ſie aus ſchlechten Urſachen vom Stande der Menſchen, welches ſie würklich waren, zur göttlichen Würde erhoben habe; daß viele berühmte Griechen und Römer dieſer Ehre weit würdiger geweſen wären; daß es unver-

nünf

künftig ſey, Bilder von Thon, Holz und Stein anzubeten, die von den Künſtlern eben ſo gemartert worden ſind, ehe ſie ihre gehörige Geſtalt bekommen haben, als die Chriſten gepeinigt werden; daß die Römer ſelbſt ihren Göttern verächtlich begegneten, indem ſie einem vor dem andern den Vorzug gäben, ihre Hausgötter beſchimpften, auch mit den übrigen wie mit einer Waare und wie mit Todten umgiengen; daß endlich ſowohl Dichter und Weltweiſen, als inſonderheit die Schaubühne, von den Göttern die ſchändlichſte Abbildung gemacht haben.

Was verehren alſo die Chriſten, fragt er im Nahmen der Heiden, wenn ſie die Götter verwerfen? Hier zeigt er zuerſt das Ungereimte in dem Vorgeben, als wenn ſie einen Eſelskopf anbeteten. — Dieſe Verläumdung war zuerſt gegen die Juden aufgebracht, ſodann mit einer leicht begreiflichen Vermiſchung auf die Chriſten ausgedähnt worden. Ihr Urſprung iſt allem Anſehen nach in der Geſtalt der **Cherubinen** im zweyten jüdiſchen Tempel zu ſuchen; viele andere Muthmaßungen aber und Erörterungen über dieſelbe, hat **Theodor Haſäus** (Diatribe theolog. philolog. de Onolatria, ſive cultu capitis aſinini, affecto Iudaeis et Chriſtianis, Erfurt 1716. 4to.) zuſammengetragen. Eben ſo weiſet **Tertullianus** kurz diejenigen ab, welche das Kreuz oder die Sonne zum Gott der Chriſten machen. Vor kurzem, ſetzt er hinzu, iſt in dieſer Stadt eine neue Vorſtellung unſers Gottes bekannt gemacht worden, ein Bild mit der Aufſchrift: „Der Gott „der Chriſten mit Eſelsklauen.„ Er hatte Eſelsohren, an dem einen Fuße Klauen, in der Hand führte er ein Buch, und war mit einem langen Kleide bedeckt. Wir haben über den Nahmen und über die Geſtalt gelacht; aber diejenigen ſollten vielmehr ein ſolches Ungeheuer verehren, welche ſchon Götter mit Widderköpfen und Ziegenfüßen haben.

Nun beſchreibt **Tertullian** kurz, aber beredt und lebhaft, den großen unſichtbaren Gott der Chriſten. Dieſer,

ſer, ſagt er, hat der Welt von den älteſten Zeiten her, Lehrer die mit ſeinem Geiſte erfüllt waren, gegeben; ihre Schriften ſind noch vorhanden, auch in einer griechiſchen Ueberſetzung, deren Geſchichte er nach dem Ariſteas erzählt. Er beweiſet ſowohl das hohe Alter dieſer Schriften, als ihre Göttlichkeit aus der Erfüllung der darinne enthaltenen Weißagungen, und merkt an, daß ſich auf dieſelben die jüdiſche und die chriſtliche Religion zugleich ſtüze. Um das Eigene der leztern anzugeben, macht er von Chriſto und ſeinem Leben unter den Menſchen einen bündigen Begriff. Ohngefähr wie eure Weiſen, ſchreibt er, behaupten auch wir, daß Gott durch das Wort, die Vernunft und die Kraft alles geſchaffen hat; daß aber dieſes ein vor ſich beſtehender von Gott gebohrner Geiſt ſey, der daher ſein Sohn heiße, und auch Gott wegen der Einigkeit des Weſens, (ex unitate ſubſtantiae.) So iſt auch der Strahl ein Theil der Sonne, und die Sonne iſt im Strahle, weil das Weſen nicht getrennt, ſondern nur erweitert wird. Unter manchen lehrreichen Anmerkungen ſteht auch dieſe, Jeſus habe ſich darum nach ſeiner Auferſtehung nicht allen ohne Unterſcheid gezeigt, damit die Gottloſen von ihrem Irrthum nicht möchten befreyet werden; der Glaube hingegen, dem eine ſo große Belohnung verſprochen iſt, auch ſeine Schwierigkeit hätte. Und daß die Sonne bey dem Tode Chriſti am Mittage verfinſtert worden ſey, ſoll ſelbſt in heidniſchen Schriften aufgezeichnet worden ſeyn. Von dieſem Lehrer, der zugleich Gott iſt, fährt er darauf fort, kommt unſere Religion her: und wenn ihr ihn gleich vor einen bloßen Menſchen halten ſolltet, ſo müßt ihr euch erinnern, daß auch andere Völker ihre Religion von Menſchen erhalten haben, und das zu einer Zeit, da ſie rauh und ungelehrt waren; Chriſtus aber hat die Wahrheit einem erleuchteten und geſitteten Zeitalter vorgetragen.

Darauf erklärt der Verfaſſer die Natur und den Einfluß der böſen Geiſter auf die Welt, um zu zeigen,

daß

daß ſie es ſind, welche von den Heiden vor Götter angeſehen werden, und ihre Verehrer leicht betrügen. Man ſtelle, ſagt **Tertullianus**, einen Menſchen vor euer Gericht, von dem man weiß, daß ihn ein **Dämon** (oder böſer Geiſt) in ſeiner Gewalt habe: er wird, es mag ihm ein Chriſt welcher immer will, befehlen zu reden, eben ſo richtig bekennen, daß er ein **Dämon** ſey, als er ſich anderwärts fälſchlich vor einen Gott ausgiebt. So mag man auch einen von denen auftreten laſſen, welche vorgeben, daß ſie von einem Gott begeiſtert werden, und wunderbare Dinge verrichten können. Wenn nicht auch dieſer vermeinte Gott in ihnen, von einem Chriſten aufgefordert geſteht, er ſey ein **Dämon**: ſo mag man ſogleich den Chriſten hinrichten. Vergebens ſpottet ihr über unſere Erzählung von **Chriſto**: denn eben durch ſeinen Nahmen herrſchen wir über eure unreinen Götter, und ſie legen alſo ſelbſt von ihm ein Zeugniß ab.

Es folgt alſo hieraus, ſchreibt **Tertullianus**, weiter, daß wir des Verbrechens der beleidigten Religion nicht ſchuldig ſind, weil die ſogenannten Götter es nicht würklich ſind, und alſo auch ihr Dienſt keine wahre Religion iſt. Ihr ſelbſt hingegen ſeyd in der That gottlos, weil ihr den wahren Gott verachtet, und jene anbetet. Mit vieler Lebhaftigkeit beweiſet er hierauf, es ſey eine falſche Einbildung der Römer, als wenn ſie wegen ihres Eifers für die Götter Herren der Welt geworden wären: er zeigt vielmehr, daß der einzige wahre Gott die Reiche ertheile; daß die Heiden von den **Dämonen** gegen die Chriſten, denen ſie mit Widerwillen unterworfen wären, gereizt würden; daß die Kaiſer von den Heiden noch mehr gefürchtet würden, als die Götter: und da ſie auch im Grunde mehr Ehre verdienten, weil ſie der wahre Gott eingeſetzt hätte, ſo könne man die Chriſten keine Verächter der Majeſtät nennen, wenn ſie für ihre Fürſten nicht den ohnmächtigen Göttern opferten; ſondern zu dem Gotte beten,

ten, der allein Glückſeeligkeit ſchenken kann. Selbſt die Geberden der betenden Chriſten, die ſich von den heidniſchen Gebräuchen bey Anrufung der Götter ſo ſehr entfernten, bewieſen ihr Vertrauen und ihre Unſchuld, indem ſie, das Geſicht gen Himmel gewandt, mit ausgebreiteten Händen und entblößtem Haupte, frey aus ihrer eigenen Empfindung, für alle Kaiſer langes Leben, ſichere Regierung, eine wohlgegründete Familie, tapfere Heere, einen treuen Senat, ein gutgeſinntes Volk, ein ruhiges Reich, und was ſich nur Menſchen und Kaiſer wünſchen können, von Gott zu erbitten pflegten. Daß dieſes keine bloſſe Schmeicheleyen ſind, um den Verfolgungen zu entgehen, könnt ihr, ſagt er, theils aus dem Befehle Gottes in unſern heiligen Schriften ſehen, nach welchem wir verbunden ſind, für alle Könige und Obrigkeiten, ſogar für unſere Feinde, zu beten; theils daraus, weil wir alle Urſache haben, für die Erhaltung des römiſchen Reichs zu beten, damit das Ende der Welt und die ſchröcklichen Begebenheiten, welche vor demſelben hergehen ſollen, deſto länger entfernt bleiben. Dagegen können wir zwar nicht bey dem Schutzgeiſte der Kaiſer ſchwören, weil derſelbe nur ein Dämon iſt, den wir vielmehr beſchwören; aber wir betheuren vieles bey dem Wohl und Glück des Kaiſers. Dieſen verehren wir als das Werk unſers Gottes: eben darum, und aus andern Urſachen können wir ihn nicht einen Gott, auch nicht in ähnlichen Verſtande unſern Herrn nennen. Wir erweiſen ihm aber mehr wahre Ehrerbietung als ihr Heiden durch wollüſtige Freudensbezeugungen, bey einer ſehr veränderlichen Gemüthsart, und häufig ausbrechenden Empörungen wider die Kaiſer. An dieſen haben wir nie einen Antheil gehabt: wir, die wir nicht allein die Kaiſer, ſondern das ganze menſchliche Geſchlecht zu lieben ſchuldig ſind. Niemals haben wir uns auch für ſo viele ungerechte Drangſale, die wir noch immer ausſtehen, zu rächen geſucht; gleichwohl wäre uns dieſes bey unſerer großen Menge ſehr leicht geweſen. Kaum

geſtern

geſtern ſind wir aufgekommen: und ſchon haben wir alle eure Beſitzungen und Wohnplätze angefüllt; nur die Tempel haben wir euch noch übrig gelaſſen. Ihr nennt uns Feinde des menſchlichen Geſchlechts: und wir ſind es nur von den menſchlichen Irrthümern; durch die Befreyung von den böſen Geiſtern und durch andere Dienſte, werden wir euch ſogar nützlich und nothwendig. Da wir überhaupt keine öffentliche Unruhen veranlaſſen, indem wir weder von Ehrgeiz noch von Geldbegierde getrieben werden: ſo hättet ihr unſere Parthey vielmehr begünſtigen ſollen. Auch das iſt für euch nicht beleidigend, daß wir eure Schauſpiele fliehen, die einen abergläubiſchen Urſprung haben, und ſo viel ärgerliches und ſchändliches darſtellen. Die Denkungsart der Menſchen in Anſehung des Vergnügens iſt gänzlich frey.

Hier beſchließt **Tertullianus** die eigentliche Vertheidigung der Chriſten gegen vorgeworfene Verbrechen. Es war nicht weniger nöthig, die Verfaſſung ihrer Gemeine richtig abzuſchildern: und dieſes leiſtet er ſogleich. Wir ſind, ſagt er, ein Körper, der aus dem gemeinſchaftlichen Bewußtſeyn der wahren Religion, aus der Einigkeit in der Kirchenzucht, und aus einer verbundenen Hoffnung des Künftigen erwachſen iſt. Wir verſammeln uns, um Gott gleichſam mit einem ſtarken vereinigten Haufen betend zu umgeben. Ein ſolcher gewaltſamer Angriff iſt Gott angenehm. Wir beten auch für die Kaiſer, für ihre Staatsbedienten, für die Obrigkeiten, für den Zuſtand und die Ruhe der Welt, und um die Verzögerung des Endes derſelben. Wir kommen weiter zum Leſen der heiligen Schrift zuſammen, indem uns die Beſchaffenheit der gegenwärtigen Zeit nöthigt, manches daraus zur Ermahnung zu nehmen, und manches als erfüllt zu betrachten. Ueberhaupt unterhalten wir den Glauben mit dieſen heiligen Ausſprüchen, ermuntern die Hoffnung, gründen das Vertrauen, und befeſtigen die Kirchenzucht durch geſchärfte

Vor-

Vorſchriften. Daſelbſt kommen auch Ermahnungen, Verweiſe, und Strafen im Nahmen Gottes vor. Denn es wird hier mit großem Nachdrucke geurtheilt, wie bey Leuten, die der Gegenwart Gottes gewiß ſind: und es iſt eine große Vorbedeutung auf das künftige Gericht, wenn jemand unter uns ſo ſehr gefehlt hat, daß er von der Gemeinſchaft des Gebets, der Verſammlung, und aller geheiligten Verbindung ausgeſchloſſen werden muß. Aelteſte von geprüfter Rechtſchaffenheit führen bey dieſen Verſammlungen den Vorſitz; ſie haben dieſe Ehre nicht durch Geld, ſondern durch ein rühmliches Zeugniß erlangt: denn nichts von göttlichen Dingen iſt für Geld feil. Wenn es gleich eine Art von öffentlichem Geldkaſten bey uns giebt; ſo iſt er doch nicht aus beſchwerlichen Auflagen einer gleichſam verkauften Religion entſtanden. Ein jeder legt monatlich, oder wenn er ſonſt will, und überhaupt, wenn er anders will und kann, einen mäßigen Beytrag hinein: denn niemand wird dazu gezwungen. Das iſt gleichſam ein aufbewahrter Schatz der Frömmigkeit. Denn es wird davon nichts auf Eſſen und Trinken; deſto mehr aber zum Unterhalt und Begräbniß der Armen, auch auf dürftige Waiſen und unvermögende Alten, verwandt. Weiter wird denen davon gegeben, welche Schiffbruch gelitten haben: und ſolche, welche ſich wegen des Chriſtenthums in den Bergwerken, auf Inſeln, oder doch in der Gefangenſchaft befinden, werden um ihres Bekenntniſſes willen ernährt. — Dieſe freywilligen Gaben der erſten Chriſten, welche **Tertullian** beſchreibt, (προσφοραι oder oblationes in der alten Kirchenſprache,) waren ſchon von den Zeiten der Apoſtel an, und allem Anſehen nach auf ihre Veranlaſſung, wenn gleich auf keine unveränderliche Art, üblich geweſen. Außer den Geſchenken an Gelde gehörten auch Beyträge von Lebensmitteln dazu, welche in die Verſammlungen gebracht wurden, unter andern auch Brodt und Wein: wovon man ſowohl das Abendmahl Jeſu als die Liebesmahle, zu halten pflegte. Ne-

ben den armen und elenden Chriſten, für welche dieſes Almoſen hauptſächlich geſammlet ward, ſcheinen auch manche Lehrer der Chriſten dadurch unterſtützt worden zu ſeyn. — Aber ſelbſt dieſe Mildthätigkeit, ſetzt der Verfaſſer hinzu, verſpotten unſere Feinde. Seht, ſagen ſie, wie ſie ſich einander lieben, wie ſie bereit ſind, für einander zu ſterben. Freylich, fährt er fort, haſſen die Heiden einander deſto mehr, und rauben einander deſto leichter das Leben. Sie verläumden uns auch deswegen, weil wir uns Brüder nennen: denn bey ihnen iſt jeder von der Blutsfreundſchaft hergenommener Nahme eine erzwungene Verſtellung. Wir ſind auch eure Brüder: und noch mehr ſind wir es unter einander, weil wir alle Einen Gott verehren, auch durch einerley Wahrheit erleuchtet worden ſind. Nächſtdem leben wir in brüderlicher Einigkeit: alles iſt unter uns gemein, nur die Weiber ausgenommen; obgleich einige der größeſten Griechen und Römer durch die gewiſſermaaßen empfohlne Gemeinſchaft derſelben, keinen Beweis von ihrer Weisheit gegeben haben.

Da die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten der Chriſten, welche **Agapen** oder **Liebesmahle** hießen, vorzüglich als Beförderungsmittel der ſchändlichſten Wolluſt und Schwelgerey von den Heiden angeſehen wurden: ſo beſchreibt **Tertullianus** ihre wahre Beſchaffenheit deſto ausführlicher. Die Spuren von dieſen Mahlzeiten, welche in der Apoſtelgeſchichte, im erſten Schreiben **Pauli** an die Chriſten zu **Corinth**, und in dem Sendſchreiben des Apoſtels **Judas** vorkommen, laſſen kaum daran zweifeln, daß ſie von den Apoſteln geſtiftet worden ſind. Auf ihren Rath iſt gewiß eine Anſtalt fortgeſetzt worden, die ſo viel zur Erhaltung der allgemeinen Liebe, Einigkeit und Vertraulichkeit unter den Chriſten, zur liebreichern Verſorgung ihrer Armen, zur Tilgung der ſtolzen und harten Vorurtheile, die aus dem Unterſcheide des Standes und Vermögens bey den Menſchen zu fließen pflegen, endlich

auch

auch zur Unterdrückung der alten Abneigung zwiſchen Juden und Heiden, die nun in Eine kirchliche Geſellſchaft geſammlet wurden, beytragen konnte. Ohnedieß gründete ſie ſich auf die freundſchaftliche Gemeinſchaft der Güter unter den erſten Chriſten. Man findet, daß die Liebesmahle bald vor dem Abendmahl Jeſu, bald nach demſelben, von ihnen gehalten worden ſind. Nachdem Tertullian bemerkt hat, daß dieſe Mahlzeiten ihren griechiſchen Namen von der Liebe empfangen haben, und daß der Aufwand bey denſelben im Nahmen der Frömmigkeit, zur Erfriſchung der Dürftigen, auf eine der Religion würdige Art geſchehe, fährt er fort: „Man ſetzt ſich zu demſelben nicht eher nieder, bis man erſt das Gebet zu Gott gekoſtet hat; man ißt, ſo viel der Hunger verlangt; man trinkt, ſo viel als züchtigen Perſonen dienlich iſt. Die Gäſte ſättigen ſich unter der beſtändigen Erinnerung, daß ſie auch bey Nacht Gott anbeten müſſen. Sie denken bey ihren Geſprächen daran, daß Gott ſie höret. Wenn das Waſſer zum Händewaſchen und Licht hereingebracht worden iſt, ſo wird ein jeder aufgefordert, Gott öffentlich ein Lied, entweder aus der heiligen Schrift, oder aus eigner Erfindung, zu ſingen: daran erkennt man, welche Maaße er im Trinken gehalten habe. Wiederum endigt auch das Gebet die Mahlzeit: und darauf geht man aus einander, nicht um ſich haufenweiſe zu Schlägereyen oder Herumſchwärmen, oder zu frechem Muthwillen zu vertheilen; ſondern um bey der vorigen Beſcheidenheit und ſchaamhaften Aufführung zu bleiben: denn man hat nicht ſowohl eine Mahlzeit, als eine ſtrenge Zucht genoſſen.„ Der Verfaſſer zieht aus dieſem allem den Schluß, daß die Zuſammenkünfte der Chriſten rühmlich und unſchädlich ſind, und begehrt von ihren Feinden, das Gegentheil zu beweiſen.

Deſto mehr hingegen, ſagt er, gehört der Nahme einer unruhigen Rotte denen zu, welche ſich wider das Leben rechtſchaffener und unſchuldiger Leute verſchwören;

welche alles öffentliche Unglück zum Vorwande gebrauchen, um die Chriſten zu verfolgen. Wenn der Tiberis austritt, wenn der Nil die Felder nicht wäſſert, wenn kein Regen fällt, oder Erdbeben, Hunger und Seuchen entſtehen, ſo verlangt man gleich, die Chriſten ſollen dem Löwen vorgeworfen werden. So viele alſo Einem? Gleichwohl iſt die Welt ſehr lange vor dem Aufkommen des Chriſtenthums, ja ſelbſt vor dem Urſprunge der Götter, von ſchröcklichen Unglücksfällen betroffen worden. Sie rührten von dem Zorne des wahren Gottes her, den die Heiden immer beleidigt haben. Die Welt hat ſogar geringere Uebel erlitten, ſeitdem ihr die Chriſten geſchenkt worden ſind, welche für dieſelbe bitten. Selbſt wenn ihr auf die feyerlichſte Art den Jupiter um Regen anflehet, ergebt ihr euch der Ueppigkeit und Wolluſt. Wir aber ſuchen mit ſtrengem Faſten, im Sack und in der Aſche, Gott zum Mitleiden zu bewegen: und wenn wir unſre Wünſche erreichen, ſo verehrt ihr zwar den Jupiter; aber Gott verachtet ihr. Ihr ſeyd daher ſelbſt an dem öffentlichen Elende Schuld, weil ihr Bildſäulen ſtatt Gottes anbetet. Eure Götter ſind ſehr ungerecht, daß ſie wegen der Chriſten auch ihre Verehrer leiden laſſen. Gott verwickelt uns zwar auch in das allgemeine Unglück; aber für uns, die wir uns nach einem baldigen Ausgange aus der Welt ſehnen, iſt dasjenige eine Erinnerung, was für euch Strafe iſt.

Die Widerlegung dieſes Vorwurfs gegen die Chriſten erinnert den Tertullianus an einen andern. Man nannte ſie unnütze Leute in den Geſchäfften des Lebens, weil ſie den gemeinen Luſtbarkeiten gar nicht beywohnten, bey großen Feyerlichkeiten und vor Gerichte nicht erſchienen, auch überhaupt weniger Aufwand machten, als die Heiden. Aber doch, antwortet er, ſind wir geſchäftig genug in allen brauchbaren Arbeiten. Wir kaufen zwar unter andern keinen Weihrauch, um den Göttern zu räuchern;

aber

aber deſto mehr Spezereyen wenden wir auf unſere Todten. Und wenn wir euren Göttern kein Almoſen geben, ſo ertheilen wir es ſehr reichlich den Armen. Nur Leute, welche den Laſtern oder dem Aberglauben Vorſchub thun, können ſich über uns beſchweren, daß ſie keinen Gewinn von uns haben. Dagegen aber treiben wir die böſen Geiſter von ihnen aus, und beten für ſie. Den großen Schaden, den der Staat durch unſern Tod leidet, bedenkt niemand, indem eine ſolche Menge unſchuldiger Menſchen hingerichtet wird, von denen man niemals einen einzigen unter den Verbrechern, welche vor Gericht gezogen oder verurtheilt werden, antrifft. Wir ſind alſo allein unſchuldig? Freylich müſſen wir es ſeyn, weil wir nicht menſchlichen, ſondern den vollkommenſten Geſetzen Gottes folgen, auch allein ſeine Allgegenwart und ſein künftiges Gericht erkennen.

Mann erkannte endlich wohl einiges Gute an den Chriſten; nur wollte man ihnen keine göttliche Lehren zugeſtehen: man verglich ſie mit einer philoſophiſchen Sekte. Auch dieſes ergreift **Tertullianus**. Ihr müßt alſo, ſchreibt er, den Chriſten eben eine ſolche Freyheit verſtatten, als die Philoſophen genießen, deren keiner wegen ſeiner Meinungen, die doch eurer Religion völlig entgegengeſetzt ſind, gezwungen, verfolgt und umgebracht wird. Die Chriſten verdienen ſogar größere Hochachtung als die Philoſophen, denen ſie an gewiſſer Erkenntniß Gottes und an Reinigkeit der Sitten weit überlegen ſind. Er beweiſet dieſes mit Beyſpielen, und ſetzt hinzu, wenn man bey den Philoſophen einen Theil der Wahrheit finde, ſo ſey ſolches aus den Schriften der jüdiſchen Propheten genommen; ſie hätten es aber nicht völlig verſtanden oder verfälſcht. Auch unter den Chriſten ſelbſt hätten einige (er denkt an die **gnoſtiſchen** Ketzer,) das Chriſtenthum durch philoſophiſche Spitzfindigkeiten verdorben; daraus aber dürfe man nicht ſchließen, die Chriſten wären eben ſo uneinig unter einander, als die Philoſophen: denn überhaupt

den gegen uns auf irgend eine Art vor Götter ausgeben. Zuletzt rechnet er auch dieſes dazu, wenn ein Chriſt, der von einem Heiden Geld entlehnt hat, ihm dagegen eine ſchriftliche eidliche Verſicherung und Verpfändung von Gütern ausſtellt. Der Heide legt dieſes als einen Schwur bey ſeinen Göttern aus, und der Chriſt darf eigentlich gar nicht ſchwören. — So weit führte den **Tertullianus** ſein Eifer wider den Götzendienſt, der an ſich in den damaligen Umſtänden ſehr nothwendig war, und den Chriſten gefallen mußte. Seine Forderungen aber waren nicht allein ſtreng, und manche ſeiner Beurtheilungen zu hart; es entſtanden auch daraus unnöthige Beſchwerden für das Gewiſſen, und in vielen Fällen eine Unmöglichkeit, ihm völlig zu gehorchen.

Lehrreicher und merkwürdiger iſt ſein **Buch von der Taufe**, (Liber de baptiſmo,) welches er auch, allem Anſehen nach, unter den Rechtgläubigen abgefaßt hat. Er ſetzte daſſelbe der **Quintilla**, einer Frauensperſon von der **gnoſtiſchen** Parthey der **Cajaner** oder **Cainiten**, welche die Taufe verwarfen, entgegen. Nichts, ſagt er, findet ſchwerern Eingang in den menſchlichen Gemüthern, als die äußerliche Einfalt der göttlichen Werke, wenn ſie gleich die herrlichſten Wirkungen verſprechen. Man ſieht einen Menſchen mit wenigen Worten in das Waſſer tauchen, und nicht viel reiner herauskommen: es ſcheint unglaublich zu ſeyn, daß dadurch das ewige Leben erlangt werde. Das koſtbare Gepränge des Götzendienſtes hingegen wird viel eher mit Beyfall aufgenommen. Gleichwohl hat Gott eben darum das am wenigſten ſcheinbare gewählt, damit er die Weisheit der Welt beſchämen möchte. Auch iſt das Waſſer überhaupt nicht gering zu ſchätzen; es ruhte ſchon vor der Schöpfung der Welt unausgebildet bey Gott; der Geiſt Gottes ließ ſich auf daſſelbe herab, und mehrmals wurde es bey der Schöpfung gebraucht. Damals iſt ſchon

das

das Wasser von dem göttlichen Geiste zur Taufe geheiligt worden. Es giebt auch ein geschicktes Sinnbild von der Abwaschung der Unreinigkeiten der menschlichen Seele ab, welche dadurch geistlich vollzogen wird. Selbst heidnische Völker bedienen sich des Wassers zu gottesdienstlichen Einweihungen und Aussöhnungen. Der Teufel ahmt bey ihnen die Anstalten Gottes nach. Wie vielmehr wird das Wasser solche Kräfte äußern, wenn es nach der Verordnung Gottes gebraucht wird? Ein Engel bereitet es zu dieser heilsamen Würkung, wie ehemals den Teich zu Bethesda, und darauf erlangen wir den heiligen Geist: der Glaube empfängt die Vergebung der Sünden, und die Versicherung der Seeligkeit.

Es folgen einige Gebräuche bey der Taufe dieser Zeiten. Wenn wir aus dem Wasser wieder hervorkommen, schreibt **Tertullian**, so werden wir, wie in den alten Zeiten die Priester, gesalbt. **Christus** hat davon den Nahmen bekommen: und so zeigt dieses auch bey uns an, daß wir mit dem heiligen Geiste gesalbt werden. Darauf wird uns die Hand aufgelegt, um nach der alten Art, durch den Seegen den heiligen Geist herbeyzurufen; er läßt auch sich würklich, wie einst bey der Taufe **Christi**, auf das Taufwasser hernieder. Uebrigens hat es viele Bilder dieses geheiligten Wassers gegeben: darunter gehört besonders der Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer; die Verwandlung des bittern Wassers in süßes, und so vieles Wasser, das in der Geschichte Jesu vorkommt, bis auf dasjenige, welches aus seiner Seite floß.

Dazu setzt der Verfasser wiederum die Erörterung einiger Fragen. Ist die Taufe des **Johannes** himmlisch oder irdisch gewesen? Sie war das erstere, antwortet er, wegen des Befehls, den er erhalten hatte; aber nicht von Seiten der Kraft, indem sie nichts himmlisches

leiſtete, ſondern nur eine Anwartſchaft auf die Wohlthaten Chriſti gab. Aber der Erlöſer taufte doch ſelbſt nicht? Dafür thaten es ſeine Jünger: und worauf hätte er taufen ſollen? Nicht auf die Beſſerung, welche ſein Vorläufer ſchon gefordert hatte; nicht auf die Vergebung der Sünden, die er mit Worten ertheilte; nicht auf ſich, den er aus Demuth verbarg; auch nicht auf den heiligen Geiſt, der noch nicht vom Vater gekommen war; noch auf die Kirche, welche die Apoſtel noch nicht erbauet hatten. Allein auch dieſe, wendet man ein, ſind, ausgenommen Paulus, nicht getauft worden; und gleichwohl ſagt Jeſus, man könne ohne Taufe nicht ſeelig werden. Allerdings haben auch die Apoſtel die Taufe vom Johannes empfangen. Man braucht nicht gezwungen vorzugeben, es ſey ſolches erſt damals geſchehen, da ſie im Schiffe von den Wellen des Meeres beſprengt wurden. Dieſes Schiffchen war ein Sinnbild der Kirche, welche durch die Fluthen des Meeres, daß heißt, durch die Verfolgungen beunruhigt wird, indeſſen daß Jeſus gleichſam ſchläft, bis ihn das Gebet der Heiligen aufweckt, um ihnen Ruhe zu ſchenken. Sollten aber auch die Apoſtel nicht getauft worden ſeyn, ſo würde dieſer Mangel durch den Ruf Jeſu und ihre Vertraulichkeit mit ihm erſetzt worden ſeyn. Die Verächter der Taufe werfen weiter die Frage auf: Der Glaube iſt zur Seeligkeit hinlänglich, wie man am Abraham ſieht: kann man alſo wohl die Taufe nothwendig nennen? Sie iſt es, beweiſet der Verfaſſer aus den Reden Jeſu, und iſt gleichſam eine Bekleidung des vorher nackenden Glaubens geworden. Wenn aber Paulus ſagt, Chriſtus habe ihn nicht zum Taufen geſandt: ſo gab er nur dadurch zu erkennen, daß er ſich nicht alles allein anmaaße, und daß die Predigt des Evangelii, welche vor der Taufe hergehen muß, ſeine Hauptbeſtimmung ſey.

Wir haben, fährt er fort, nur Eine Taufe, weil es nur Einen Herrn und Eine Kirche giebt. Da alſo die Ketzer nicht eben denſelben Gott und **Chriſtum** mit uns haben: ſo haben ſie auch keine wahre Taufe; wie ich dieſes in meiner griechiſchen Abhandlung ausführlicher gezeigt habe. Wir empfangen alſo die Taufe nur einmal, weil wir nicht wieder in die Sünden fallen ſollen, die dadurch vergeben werden: ſonſt würde ſie ein Spott der Sünder ſeyn. Zwar haben wir noch eine zweyte Taufe, welche auch nur Eine iſt, **die Bluttaufe**, (lavac um ſanguinis,) von welcher der Herr ſelbſt geſagt hat, (Ev. Geſch. des **Lucas**, C. 12.) er müſſe ſich noch einmal taufen laſſen. Beyde Taufen hat er durch das Waſſer und Blut, das aus ſeiner Seite kam, angedeutet. Die Bluttaufe erſetzt nicht allein die Waſſertaufe, wenn man ſie nicht erhalten hat; ſie ſtellt auch dieſelbe, wenn man ſie verloren hat, wieder her. — Wenn man dieſe Lobſprüche, die **Tertullian** dem Märtyrertode beylegt, mit demjenigen vergleicht, was er am Ende ſeiner größern Schutzſchrift eben davon ſagt: ſo wird man hierinne eben keinen **Montaniſtiſchen** Grundſatz ſuchen dürfen. Der Nahme der **Bluttaufe** war, wie man ſieht, aus den Reden **Jeſu** entſtanden; die Meinung ſelbſt, daß der um **Jeſu** Willen ausgeſtandene Tod eben ſowohl Vergebung der Sünden erwerbe, als die Taufe, hatte einen nicht geringern Schein, als Hang zum Mißbrauche; erweiterte auch überhaupt die Ehrerbietung gegen die Märtyrer ungemein, und feuerte die Chriſten zur Begierde nach einem ſolchen Ausgange aus der Welt an. In den nächſtfolgenden Zeiten kam es ſchon ſo weit, daß man glaubte, dieſe blutige Taufe ſey der Waſſertaufe ſogar vorzuziehen, weil man nach der erſtern keiner Gefahr zu ſündigen mehr ausgeſetzt ſey. Dieſe ganze Denkungsart der alten Chriſten hat **Heinrich Dodwell** ((Diſſert. Cyprianica XIII. de ſecundo martyrii baptiſmo, p. 107-118. ed. Bremens.) mit vieler Geſchicklichkeit; aber doch

zu ſpitzfindig und gezwungen, unter andern aus der Beſchaffenheit des mit Jeſu in der Taufe getroffenen Bündniſſes, zu vertheidigen geſucht.

Ueber das Recht, die Taufe zu ertheilen, macht Tertullian auch eine beſondere Anmerkung. Es gehört, ſchreibt er, dem Hohenprieſter zu, welcher Biſchof iſt. — Solche Redensarten aus der jüdiſchen Kirche, die auf die Lehrer, den Gottesdienſt und ſelbſt die Religion der Chriſten ſeit ihren erſten Zeiten übertragen wurden, liebte dieſer Schriftſteller vorzüglich. Man ſieht wohl, daß er nur lebhafte Bilder gewählt, und ſie meiſt richtig im chriſtlichen Verſtande erklärt hat. Das Opfer der Chriſten unter andern, (ſacrificium, hoſtia,) von welchem er ſo oft redet, zeigt bey ihm nichts als ihr Gebet an. Aber dennoch war es nicht zu vermeiden, daß man ſich immer mehr an die jüdiſche Bedeutung von dergleichen Wörtern gewöhnte. Die Nahmen der Hohenprieſter, Prieſter und Leviten, die man den Biſchöfen, Aelteſten und Kirchendienern beylegte, trugen viel dazu bey, daß ſie manche neue, im Chriſtenthum überflüßige, den übrigen Chriſten nachtheilige, Rechte nach und nach erhielten. Und das Wort Opfer half auch endlich ein eigentliches fortdaurendes Opfer in der chriſtlichen Religion aufſtellen. — Außerdem, ſetzt der Verfaſſer hinzu, haben auch die Aelteſten und Kirchendiener das Recht zu taufen, doch nicht ohne Erlaubniß des Biſchofs, zur Ehre der Kirche: denn wo dieſe unverſehrt iſt, da wird auch der Kirchenfriede erhalten. Sonſt haben auch die Layen dieſes Recht. Denn was auf gleiche Art empfangen worden iſt, das kann auch auf gleiche Art gegeben werden. Allein die Layen müſſen dabey große Behutſamkeit und Beſcheidenheit beobachten: nur im Nothfall dürfen ſie taufen, wenn plötzliche Gefahr vorhanden iſt; ſonſt ſind ſie an dem Untergange desjenigen Schuld, dem ſie die Taufe abgeſchlagen haben. Den

Wei-

bern iſt es jedoch nicht erlaubt zu taufen. Die Geſchichte Pauli und der Thecla, auf welche man ſich berufen könnte, iſt erdichtet: und Paulus hat ſogar den Weibern ein gänzliches Stillſchweigen in der Gemeine auferlegt.

Tertullian kommt nunmehr auf eine andere Gattung der Vorſichtigkeit bey der Taufe. Man muß ſie, ſchreibt er, nicht zu übereilt ertheilen. Zwar bekamen ſie der Mohriſche Verſchnittene und Paulus ſelbſt ſehr geſchwind; aber wegen der außerordentlichen Beweiſe ihrer Tüchtigkeit. „Nach der Beſchaffenheit hingegen, Geſinnung und dem Alter einer jeden Perſon, iſt es nützlicher, die Taufe zu verſchieben; vornemlich aber bey den „Kindern. Denn iſt es wohl nothwendig, wenn eben „keine dringende Noth vorhanden iſt, daß auch ihre Pathen in die Gefahr eingeflochten werden? als welche „nicht nur durch ihren Tod gehindert werden können, ihr „Verſprechen zu erfüllen; ſondern auch durch Ausartung „der Kinder betrogen werden können. Der Herr ſagt „zwar: Wehrt ihnen nicht, zu mir zu kommen; Sie „mögen alſo kommen, wenn ſie lernen, wenn ſie belehrt „werden, wohin ſie kommen; ſie mögen Chriſten werden, „wenn ſie im Stande ſind, Chriſtum zu kennen. Warum eilt dieſes unſchuldige Alter ſo ſehr zur Vergebung „der Sünden? Man handelt behutſamer in weltlichen „Dingen; ſo daß man demjenigen, dem man etwas „irdiſches nicht anvertrauet, gleichwohl etwas göttliches „mittheilt. Sie mögen erſt verſtehen, um die Seeligkeit zu bitten, damit ihnen ſolche auf ihr Bitten gegeben werde. Aus nicht geringern Urſachen muß man „auch die Taufe bey den unverheyratheten aufſchieben, „weil dieſelben der Verſuchung ausgeſetzt ſind: die Jungfrauen wegen des reifen Alters, und die Wittwen wegen „des Herumſchweifens; bis ſie entweder heyrathen, oder in „der Enthaltſamkeit befeſtigt ſind. Wer die Wichtigkeit

„der Taufe einſieht, der wird ſich mehr fürchten, ſie zu „erhalten, als aufzuſchieben: ein aufrichtiger Glaube iſt „der Seeligkeit verſichert.„

Daß dieſe Gedanken **Tertullians** von dem Aufſchub der Taufe, demjenigen zu widerſprechen ſcheinen, was er ſelbſt in dieſem Buche von ihrer Nothwendigkeit zur Erlangung der Seeligkeit behauptet hat, iſt längſt bemerkt worden. Man hat freylich auch ein Mittel gefunden, beydes mit einander zu vereinigen. Er konnte die Taufe vor unentbehrlich halten, auch ohne zu glauben, daß ſie gleich nach der Geburt oder überhaupt in frühern Jahren ertheilt werden müſſe. Wenn man ſie nur noch vor dem Ende ſeines Lebens erhält, dachte er vermuthlich, und im Fall daß dieſes unvermuthet herannahen ſollte, mit derſelben eilt: ſo iſt die Abſicht Gottes nicht allein dabey erreicht; ſie bleibt auch bey einer ſolchen Verzögerung heilſamer, weil darüber die Jahre der Unwiſſenheit, Verführung und Leichtſinnigkeit verſtreichen, durch welche ſo leicht die in der Taufe mitgetheilte Vergebung der Sünde kraftlos gemacht wird. Unterdeſſen iſt doch ſein Rath, ſowohl in Anſehung der Kinder als mancher Erwachſenen, immer befremdlich, weil die herrſchende Gewohnheit, der er ſich widerſetzt, von den Apoſtoliſchen Zeiten hergekommen war. Wie wahrſcheinlich es wenigſtens ſey, daß die älteſten Chriſten auch Kinder getauft haben, iſt bereits oben (S. 203.) gezeigt worden. Der Mangel einer Vorſchrift der Apoſtel darüber, oder auch eines Beyſpiels derſelben von dieſer Art, konnte den **Tertullianus** am erſten berechtigen, die Kindertaufe als eine Kirchenanſtalt der Chriſten anzuſehen, die einer Verbeſſerung fähig wäre. Vielleicht war ſie auch wirklich eine Folgerung, die ſie aus den empfangenen Begriffen von der Taufe zogen; aber eine ſehr richtige und nützliche. Beurtheilten ſie etwan die Würkungen der Taufe bey Kindern zu ſehr nach denen, welche ſie bey Er-

Erwachſenen hervorbringt, und nahmen ſie ihre Zuflucht zum Uebernatürlichen, wo Jeſus und die Apoſtel nichts dergleichen verheißen hatten: ſo würden Tertullians Einwendungen etwas mehr Stärke gehabt haben, als ſie überhaupt genommen beſitzen. Manche leſenswürdige Anmerkungen über dieſe Denkungsart deſſelben, hat Wilhelm Wall (Hiſtoria baptiſmi infantum, Latine vertit, obſervationibus auxit *Io. Ludov. Schloſſer*, Part. prior. pag. 58. ſq. Brem. 1748. 4). vorgetragen. Sein Werk, das vollſtändigſte zur Geſchichte der Lehre von der Kindertaufe, mit Schloſſers ſehr brauchbaren Zuſätzen, erläutert auch die allermeiſten Gebräuche der älteſten Chriſten bey der Taufe. Woher das Vorurtheil Tertullians entſtanden ſey, daß gewiſſe Erwachſene die Taufe eine Zeitlang aufſchieben ſollten, läßt er ſelbſt in der bereits aus dieſem Buche ausgezeichneten Stelle merken, worinne er zeigt, warum die Chriſten nur einmal getauft würden. Die Furcht, daß ſie nach der Taufe in grobe Sünden verfallen möchten, war ſein vornehmſter Grund.

Noch iſt die erſte Meldung der Taufpathen, (ſponſores, in den folgenden Zeit auch ſuſceptores,) die man bey ihm antrift, merkwürdig. Er gedenkt ihrer nur bey den Kindern; aber auch erwachſene Juden und Heiden ſcheinen ſchon zu dieſer Zeit ſolche Zeugen und Bürgen ihrer Taufe gehabt zu haben; ob es gleich nicht ausgemacht werden kann, bey welcher Art von Täuflingen ſie zuerſt, und wie bald ſie überhaupt aufgekommen ſind. Bey den Erwachſenen, welche um die Taufe anhielten, dienten ſie der Gemeine zu einer Verſicherung ihrer Aufrichtigkeit, und ihres würdigen Betragens in der Zukunft, auch zu einem Zeugniß von den bisherigen Sitten derſelben. Eine Behutſamkeit, die gar bald deſto nothwendiger mag geworden ſeyn, je mehr man unter der Menge jener Lehrlinge, manche Neugierige,

Heuchler, Kundſchafter, Betrüger oder Leute befürchten mußte, die mit gleicher Geſchwindigkeit als ſie ſich zum Chriſtenthum wandten, von demſelben wieder abtreten, wenigſtens daſſelbe durch ihr Betragen entehren dürften. In Anſehung der Kinder waren ſolche Taufzeugen beynahe noch unentbehrlicher. Nicht bloß, um ſie einſt lebhaft daran zu erinnern, zu welchem Glauben und zu welchen Pflichten, unter dem Verſprechen der wichtigſten Vortheile, eine Verbindlichkeit an ihrer Statt eingegangen worden ſey, um ihnen die Erfüllung derſelben zu erleichtern; ſondern hauptſächlich, weil ihre Eltern ihnen zu oft und zu zeitig durch die heidniſchen Verfolgungen entriſſen wurden, als daß ſie dafür hätten ſorgen können. Es giebt noch andere nicht ganz unwahrſcheinliche Muthmaßungen von der Entſtehung der Taufpathen; wie unter andern diejenigen, welche ſie von der Taufe der bettlägerigen Kranken, oder von den Zeugen bey der jüdiſchen Taufe der **Proſelyten**, das heißt, der Neuaufgenommenen in ihre Kirche, (von welcher Taufe die chriſtliche gar wohl eine Nachahmung, mit ungleich wichtigern Vorzügen verbunden, ſeyn könnte,) hergeleitet haben.

Am Ende dieſes Buchs fügt **Tertullianus** noch hinzu, die feyerlichſte bequemſte Zeit zum Taufen ſey theils das **Paſcha**, da das Leiden **Jeſu**, auf welches wir getauft werden, vollendet worden iſt; theils Pfingſten, da ſeine Auferſtehung lange nach einander unter ſeinen Jüngern verkündigt, die Gnade des heiligen Geiſtes mitgetheilt, und die Hoffnung einer neuen Zukunft **Jeſu** gezeigt worden iſt. In der That waren auch die Nacht vor dem Auferſtehungsfeſte **Jeſu**, die acht Tage, welche auf dieſes Feſt folgten, und die Nacht vor dem Pfingſtfeſte, die vorzüglich ausgewählten Zeiten der Taufe in der alten Kirche. Auch dieſer Umſtand kann es erklären, warum **Tertullianus** die Verzögerung der Taufe ſo frey empfohlen habe. Doch ſagt er

gleich

gleich darauf, jeder Tag ſey des Herrn, und jede Zeit zur Taufe bequem. Nur möchten diejenigen, welche ſie empfangen ſollten, mit häufigem Gebete, unter Faſten, Niederknieen und Nachtwachen, auch durch ein Bekenntniß aller ihrer Sünden, ſich dazu vorbereiten, und nach derſelben gleichfals darinne fortfahren.

Zu den bisher beſchriebenen Werken **Tertullians**, in welchen noch keine Spuren des **Montaniſmus** anzutreffen ſind, gehören auch die **zwey Bücher an ſeine Ehegattinn**, (Libri duo ad uxorem.) Man weiß nicht, ob ſie in einer gewiſſen Entfernung von ihm gelebt habe; oder ob dieſes nur ein bleibendes ſchriftliches Vermächtniß für dieſelbe habe abgeben ſollen. Er ermahnt ſie in dem **erſten** dieſer Bücher, wenn er früher ſterben ſollte, nicht wieder zu heyrathen. Dieſes verlange er nicht aus Eiferſucht, ſchreibt er, weil nach der Auferſtehung der Todten kein Verhältniß der Ehe zwiſchen den Menſchen ſeyn werde; ſondern zu ihrem Beſten. Gott, der Stifter der Ehe, habe nur Eine erlaubt. Allerdings ſey die Ehe nirgends verboten worden, weil ſie etwas Gutes ſey; aber **Paulus** lehre die Enthaltſamkeit von derſelben, als etwas noch beſſeres: er empfehle das Heyrathen nur in Vergleichung mit einem größern Uebel, mit den Empfindungen wollüſtiger Reizungen. So ſey es während der Verfolgungen beſſer, ſich auf die Flucht zu begeben, als die Religion unter den Martern zu verleugnen; obgleich das allerbeſte ſey, alles ſtandhaft zu erdulden. Auch erlaube der Apoſtel die Ehe nirgends ſo uneingeſchränkt, daß er nicht vielmehr ſein Beyſpiel zur Nachahmung darſtellen ſollte. Der Einwurf von der Schwäche des Fleiſches werde durch die Stärke des Geiſtes beantwortet. Zwar gebe es zwey Dinge, welche das Heyrathen nothwendig machten: die körperlichen Begierden, und die Begierden, welche die Welt erregt. Jenen ſollte ſeine Frau die Beyſpiele ſo mancher Gott allein ergebenen jungen

gen

gen Wittwen; dieſen die würdigern Triebe eines Chriſten entgegen ſetzen. Das Verlangen, Nachkommen zu zeugen, und ſich an ſeinen Kindern zu vergnügen, könne die Chriſten auch nicht ſo ſtark einnehmen, weil ſie in Betrachtung der unglücklichen Zeiten, ihre Kinder zu dem Herrn voran zu ſchicken wünſchten. **Tertullian** ſammlet noch mehr gezwungene Gründe wider die zweyte Ehe: das Wehe, welches **Chriſtus** über die Schwangern bey Annäherung der allgemeinen Plagen ausgerufen hat; das an den Sodomitern getadelte Heyrathen; und ſo vieler heidniſcher Weiber Beharren im Wittwenſtande. Dazu ſetzt er noch weiter dieſes, daß **Paulus** keinen, der ſich zum zweytenmale verheyrathet habe, zum Lehramte, noch eine Wittwe dieſer Art zum Dienſte der Kirche gelangen laſſen wollte; daß man ſich der durch die göttliche Trennung der Ehe erhaltenen Freyheit bedienen, nicht ſie muthwillig aufgeben müſſe; und daß Gott verſprochen habe, die Wittwen ausnehmend zu beſchützen.

Im **zweyten** dieſer Bücher mildert der Verfaſſer ſeine Forderung etwas. Wenn ſeine ihn überlebende Frau durchaus nicht Wittwe bleiben könnte, ſo ermahnet er ſie, wenigſtens keinen Heiden zu heyrathen, wie bereits von mehrern Chriſtinnen geſchehen ſey. **Paulus** gedenke zwar der Ehe mit einer Ungläubigen: nicht aber als wenn ſie erſt vollzogen werden ſollte; ſondern voraus geſetzt, daß von zween heidniſchen Eheleuten, der Ehemann ein Chriſt geworden ſey. Wo derſelbe die Ehe verſtatte, da ſetze er doch hinzu, ſie ſoll im Herrn vorgenommen werden, und ſchlieſſe alſo die Heiden davon aus. Die Ehe mit Heiden ſey eine Hurerey, und diejenigen, welche ſie eingiengen, müßten von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen werden. Auſſerdem entſtünden aus derſelben unüberwindliche Hinderniſſe gegen die Ausübung der chriſtlichen Pflichten. Dergleichen ſey das Faſten, die Beſuchung des nächtlichen Gottesdienſtes, der Armen,

der

der Bekenner im Gefängniſſe, deren Ketten ihre chriſtlichen Mitbrüder zu küſſen pflegten, der auswärtige Genuß von dem Mahl des Herrn, das die Heiden ſo ſehr verleumdeten, (und worunter man die Liebesmahle verſtehen müßte, die auch am Tage des Herrn begangen wurden, wenn es anders ausgemacht wäre, daß nur dieſe, nicht aber das Abendmahl Jeſu, unter den Verleumdungen der Heiden begriffen waren;) weiter auch das nächtliche gemeinſchaftliche Beten in den Verſammlungshäuſern, zur feyerlichen Zeit des Paſcha, oder des Andenkens von Jeſu Tode, ingleichen die Ertheilung des Friedenskuſſes, und die Ausübung der Gaſtfreyheit gegen reiſende Chriſten. Wenn gleich manche heidniſche Ehemänner dieſes alles erdulden ſollten, ſo wäre doch ſchon dieſe Art des Zwangs und der Entdeckung chriſtlicher Gebräuche vor ihren Augen ſträflich. Werden ſie nicht immer, nach ihrer Gewohnheit, Zaubereyen und Vergiftungen befürchten? oder ſich dieſer Kenntniß bedienen, um ſich an der Chriſtinn wegen vermeinter Beleidigungen zu rächen? Schon ihr beſtändiger Aufenthalt unter heidniſchen Cärimonien ſey höchſt ärgerlich. Freywillig ſich in eine ſolche Verbindung zu begeben, ſey deſto unerlaubter, weil eben die ſchlimmſten Heiden darnach trachteten, um die Chriſtinnen zur Abgötterey zu verführen. Selbſt nach menſchlichen Geſetzen wären dergleichen Heyrathen verboten, die zwiſchen Sclaven und freyen Frauensperſonen getroffen würden. Und da die heidniſchen reichen Frauen oft, um deſto freyer zu leben, Männer von ſehr geringen Stande nähmen, ſo ſollten auch die Chriſtinnen noch vielmehr ärmere Chriſten heyrathen, als begüterte Heiden, wie manche aus Liebe zur Pracht thäten. Ein beſonderes Gewicht ertheilt endlich Tertullianus allen dieſen Gründen durch die Abbildung der geſeegneten Vortheile einer ganz chriſtlichen Ehe.

Außer

Außer dieſen ſeinen Schriften, die noch offenbar frey von den Lehrſätzen der **Montaniſten** ſind, giebt es einige, von denen es ſchwer zu ſagen iſt, in welcher Kirchengemeinſchaft er ſie aufgeſetzt habe. Darunter gehört ſein Buch **von der Buße**, (Liber de poenitentia.) Doch kann es am wahrſcheinlichſten in die Zeiten ſeiner Verbindung mit den Rechtgläubigen geſetzt werden. Zwiſchen dieſen und den **Montaniſten** wurde zwar über die Würkungen der Kirchenbuße bey der Gemeine geſtritten, ob ſie den Sündern den Eingang in dieſelbe wieder bahnen könne; aber nicht über die Aufnahme dieſer öffentlichen Büßung bey Gott, wenn ſie mit einer wahren Beſſerung verbunden ſey: und mit der letztern Frage beſchäftigt ſich hier **Tertullianus**. Zuerſt tadelt er den Begriff der Heiden von der **Buße**, oder genauer zu reden von der **Reue**, (poenitentia.) als der erſten Stufe der Beſſerung, indem ſie dieſelbe auch auf das Gute erſtreckten. Man müſſe vielmehr darunter, ſchreibt er, einen Schmerz verſtehen, der über begangene Sünde, aus Furcht Gottes, zur Seeligkeit empfunden wird. Gott habe ſie gleichſam ſelbſt durch ſein wohlthätiges Betragen gegen die vorher geſtraften erſten Sünder gelehrt, und **Johannes** habe ſie vor der Taufe hergehen laſſen, um die Gemüther zum Sitze des heiligen Geiſtes vorzubereiten. Dieſe Reue oder Buße betreffe ſowohl die leiblichen Sünden oder die Thaten, als die geiſtlichen, welche nur im Willen begangen werden. Ueber alle müſſe man ſeinen Schmerz bezeugen, und ſich nicht wieder in dieſelben ſtürzen. Beſonders aber ſollten die **Catechumenen** ſich der Buße nicht in der Meinung entſchlagen, daß ihnen doch durch die bevorſtehende Taufe, Vergebung ihrer Sünden ertheilt würde. Nächſt dieſer erſten Buße gebe es noch eine zweyte nach empfangener Taufe; man müſſe aber, weil dieſelbe offen ſtehe, ſie nicht zur Freyheit zu ſündigen mißbrauchen; ſo wenig als man wegen der nach der Taufe verüb-

verübten Sünden verzweifeln dürfe. Dieſe zweyte und zugleich einzige Buſſe müſſe nicht bloß im Gewiſſen bleiben; ſondern ſich auch in einer Handlung zeigen, welche den gewöhnlichern Nahmen des **Bekenntniſſes** (ἐξομολόγησις) führe. Sie beſtehe darinne, daß man ſich auf alle Art demüthige, und Mitleiden zu erwecken ſuche, im Sacke und in der Aſche liege, ſeinen Leib ſchmutzig werden laſſe, bloß Waſſer und Brod genieße, häufig faſte, ſeufze, Thränen vergieße, unaufhörlich zu Gott bete, ſich vor den Aelteſten niederwerfe, vor den Geliebten Gottes (er meint vermuthlich die Bekenner der Religion,) auf die Kniee falle, und alle Gläubigen bitte, dem Büßenden die Ausſöhnung mit der Gemeine zu erwerben. Der Verfaſſer beſtraft endlich diejenigen, welche ſich dieſer öffentlichen Büßung für ihre Sünden aus unzeitiger Schaam entziehen, mit verſchiedenen Gründen.

Nach einigen ſchwächern Spuren **der Kirchenbuße** unter den erſten Chriſten, davon eine inſonderheit oben (S. 200.) bemerkt worden iſt, enthält dieſes Buch deſto reichlichere Nachrichten von ihrer Beſchaffenheit und ihrem Gebrauche. Zunächſt war ſie nur auf die Gemeine gerichtet, welche vollkommen berechtiget war, zu verlangen, daß derjenige, welcher ſie durch grobe Ausſchweifungen oder Irrthümer geärgert hatte, erſt viele Merkmale der Bereuung und der Beſſerung vor ihren Augen geben ſollte, bis ſie ihn wieder vor ihr Mitglied erkennete. Daher mußten es ſo öffentliche und anhaltende Handlungen ſeyn: auch kam es auf den Entſchluß der Gemeine an, ob und wenn ſie den Sünder zu dieſer Art von Genugthuung zulaſſen wollte. Allein obgleich eine ſolche Büßung der Gemeine allein zu ihrem Urtheile über den ausgeſtoßenen Sünder nöthig war; ſo konnte ſie doch auch mit Rechte im Verhältniſſe gegen Gott betrachtet und empfohlen werden, weil ſie von der eigentlich innerlichen Reue und Beſſerung, über

welche

welche er allein urtheilen konnte, ein für ihn zwar nicht nothwendiges, aber doch natürliches und gefälliges Zeichen war. Daß nach und nach dieſe kirchliche Buße von den Gemeinen und vorzüglich ihren Lehrern in eine künſtlichere Einrichtung gebracht worden iſt, verdiente weit geringern Tadel, als der Mißbrauch, durch welchen man ſie endlich allein zu einem Mittel gemacht hat, die Vergebung der Sünden bey Gott zu erlangen. Die Geſchichte und die Gebräuche derſelben hat unter den Proteſtanten am lehrreichſten **Johannes Dalläus** (de poenis et ſatisfactionibus humanis, Libri VII.) abgehandelt: mit welchem Werke man viele ſchöne Anmerkungen **Juſt Henning Böhmers** (Diſſ. III. Iuris Eccleſ. antiqui, de confoederata Chriſtianorum diſciplina,) verbinden kann. Mehr partheyiſch und nach den ſpätern Begriffen von der ausgebreiteten Wirkung dieſer kirchlichen Büßung, haben ſie Gelehrte der Römiſchen Kirche beſchrieben; aber dennoch verdienen die Unterſuchungen der Jeſuiten **Sirmond** und **Petav**, darüber, und weitmehr das vollſtändige und ſehr gelehrte Werk des P. **Morin**, (de adminiſtratione Sacramenti Poenitentiae,) beſonders auch die ſcharfſinnigen und aufrichtigen Anmerkungen des Biſchofs **Aubeſpine** (in Obſervatt. de veteribus Eccleſiae ritibus,) viele Aufmerkſamkeit.

Ein anderes Werk des **Tertullianus**, das er **gegen die Juden** gerichtet hat, (Liber adverſus Iudaeos,) iſt aus einer ungewiſſen Zeit. Dazu gab die lange und hitzige Unterredung eines Chriſten mit einem Juden, woran auch andere von beyden Seiten Antheil nahmen, Gelegenheit. **Tertullianus** entwickelt hier dasjenige genauer, was damals wegen des Ungeſtüms der Streitenden noch in einer gewiſſen Verwirrung blieb. Er beweiſet alſo wider die Juden, daß auch die Heiden ein Recht an die göttliche Gnade durch Chriſtum

ſtum erlangt haben; daß das natürliche Geſetz, auf welches erſt das Moſaiſche gegründet worden, mit dieſem von allgemeiner Gültigkeit für alle Völker geweſen ſey; daß der Cärimonial-Gottesdienſt nunmehro ſein Ende erreicht habe, nachdem die durch denſelben vorgebildeten geiſtigen Anſtalten und Veränderungen, wie unter andern der unaufhörliche Sabbath, auch die Opfer des Gebets und eines gerührten Herzens, eingetroffen wären; daß endlich Chriſtus bereits würklich gekommen ſey. Seine Beweiſe ſind weitläuftig ausgeführt, bekannt, und meiſtentheils brauchbar. Die Quelle des Irrthums der Juden in Anſehung der ſchon erfolgten Zukunft des Meßias, findet er darinne, daß ſie ſeine noch bevorſtehende herrliche Erſcheinung mit dieſer äußerlich erniedrigenden vermiſcht hätten.

So muß man beynahe auch über ſein Buch von der Geduld (Liber de patientia) urtheilen: denn die Stellen deſſelben, in welchen man eine Verwandtſchaft mit den Montaniſtiſchen Meinungen gefunden hat, ſind keineswegs entſcheidend. Aber überhaupt iſt es eine ſehr wohl geſchriebene und einnehmende Ermahnung zu der gedachten Tugend. Er macht mit dem Geſtändniſſe den Anfang, daß er am wenigſten von derſelben handeln ſollte, weil er ſie ſelbſt nicht auszuüben wiſſe; doch möchte ihm dieſes eben ſowohl erlaubt ſeyn, als es den Kranken iſt, von der Geſundheit zu reden, nach welcher ſie ſich ſehnen. Der erſte Grund, mit welchem er den Chriſten die Geduld empfiehlt, (nachdem er ſie bey den Philoſophen ſelbſt, als das einzige, was ſie mit einander gemeinſchaftlich hätten, bemerkt hat,) iſt das Beyſpiel der Geduld, Langmuth und Verträglichkeit Gottes, inſonderheit auch des Heilandes der Welt. Viele, ſagt er, glauben nur deswegen an Gott nicht, weil ſie ihm gar keinen Zorn gegen die Menſchen zutrauen. Geduld iſt deſto mehr unſere Pflicht gegen Gott, weil wir ſie auch

von denen fordern, die uns dienen. Die Ungeduld hingegen hat ihren Urſprung im Teufel, der von derſelben gereizt, weil er ſah, daß Gott alles dem Menſchen unterworfen habe, ſelbſt fiel, und auch den Menſchen zum Fall verführte. Sobald auch dieſer letztere ſich von der Ungeduld gegen den göttlichen Befehl hatte überwältigen laſſen, ſtürzte er ſich in jede Sünde. Die Geduld geht vor dem Glauben her, und folgt auf denſelben: ſie macht alles vermeinte Uebel erträglich, und weder der Verluſt von irdiſchen Gütern, noch die Beleidigungen und Schmähworte anderer, nicht der Todt derer, die wir lieben, überwindet ſie; durch ſie wird die Rachbegierde entkräftet, und die göttlichen Züchtigungen werden freudig aufgenommen. Bey dieſem allem führt der Verfaſſer viele Bewegungsgründe an, welche die Geduld unterſtützen. Er preiſet ſie endlich damit an, daß ihre Freunde von Jeſu ſeelig genannt werden, daß ſie allen Lockungen des böſen Geiſtes entgeht, einen großen himmliſchen Lohn zu erwarten hat, alle chriſtliche Tugenden ausüben hilft, herrliche Beyſpiele aufſtellen kann, und ſich Gott gleichſam ſelbſt, durch die Beobachtung aller ſeiner Befehle, zum Schuldner macht. Doch warnet er auch vor der falſchen Geduld der Heiden, die auf laſterhafte Abſichten gerichtet iſt.

Alle übrige Schriften des Tertullianus laſſen keinen Zweifel übrig, daß er ſie als ein Montaniſt verfertigt habe. Eine der erſten darunter iſt ſein Buch vom Soldatenkranze, (Liber de corona.) Die Veranlaſſung zu demſelben, oder die That des chriſtlichen Soldaten, der ſich weigerte, den Lorbeerkranz zu tragen, iſt ſchon oben (S. 312. fg.) erzählt worden. Da viele Chriſten dieſes tadelten, weil der Soldat dadurch ſich und ihnen ohne Noth eine Verfolgung zuzog: ſo vertheidigt ihn der Verfaſſer mit großer Hitze, und mit Spöttereyen auf die Zaghaftigkeit der Rechtgläubigen. Es

iſt,

iſt, ſagt er, einem Chriſten überhaupt verboten, ſein Haupt zu bekränzen. Dieſes rührt zwar nur aus einer Gewohnheit her; die aber, wie andere Gebräuche in der Kirche, von ihren erſten Zeiten her fortgepflanzt worden iſt. So bezeugen wir, wenn wir uns dem Taufwaſſer nähern, daſelbſt und noch vorher in der Kirche gegen den Vorſteher, daß wir dem Teufel, ſeinem Gepränge und ſeinen Engeln entſagen. Darauf werden wir dreymal eingetaucht, und antworten etwas mehr, als der Herr im Evangelio vorgeſchrieben hat. Wenn wir nun dergeſtalt aufgenommen ſind, ſo koſten wir zugleich Milch und Honig, und enthalten uns von demſelben Tage an des täglichen Waſchens eine Woche lang. Das Sacrament des Dankſagungsmahls, das zur Zeit des gewöhlichen Eſſens und allen von dem Herrn anbefohlen worden iſt, nehmen wir auch in unſern Verſammlungen vor Aufgang der Sonne, und bloß von der Hand unſerer Vorſteher. Wir verrichten Gebete (oblationes) für die Verſtorbenen, und beſonders an den jährlichen Gedächtnißtagen der Märtyrer. Am Tage des Herrn, ingleichen vom Paſcha an bis Pfingſten, halten wir es vor unerlaubt zu faſten, und beten auch nicht knieend. Wir hüten uns ängſtlich davor, daß nichts von unſerer Speiſe oder Trank auf die Erde falle. So oft wir uns zu etwas aufmachen, beym Eingange und Ausgange, beym Ankleiden und Anziehen der Schuhe, beym Waſchen, bey Tiſche, wenn das Licht hereingebracht wird, beym Liegen und Sitzen, bey jeder Art von Geſchäffte, machen wir das Zeichen des Kreuzes an unſere Stirne. Wenn du über dieſe und andere Gebräuche einen Befehl der Schrift verlangſt, ſo wirſt du keinen finden; aber eine mündlich fortgepflanzte Anſtalt (traditio) hat ſie aufgebracht, die Gewohnheit hat ſie befeſtigt, und der Glaube beobachtet ſie. Die Urſachen derſelben kannſt du ſelbſt finden, oder von einem andern lernen. Auf gleiche Art hat die Gewohnheit unter den Juden, und ſelbſt in

den bürgerlichen Rechten manches ſtatt eines Geſetzes eingeführt.

Dieſen erſten Grund wider das Tragen der Soldatenkränze vermehrt der Verfaſſer mit vielen andern. Er behauptet, es ſey der Natur ſelbſt gemäß, Blumen nicht auf dem Kopfe zu führen; ſondern ſie für das Geſicht und den Geruch zu gebrauchen. Den Urſprung der Blumenkränze findet er in gewiſſen Ehrenbezeugungen gegen die Götter, die ſelbſt häufig mit denſelben ausgeſchmückt waren. Und hier begegnet er den Einwendungen nicht ungeſchickt, daß gleichwohl aus eben dieſer Quelle viele noch nützliche Erfindungen hergefloſſen wären, wie unter andern die Arzneywiſſenſchaft vom Aeſculapius herkomme; daß auch Chriſtus gekrönt worden, und daß den Reinen alles rein ſey. Ihm aber iſt es beſonders ein wichtiger Grund, der die Soldatenkränze verbiete, weil dieſe Lebensart überhaupt den Chriſten unterſagt ſey. Dieſes letztere beweiſet er daraus, weil die Verbindlichkeit, welche die Chriſten in der Taufe gegen den Erlöſer eingegangen wären, keine neue gegen einen andern Herrn darneben verſtatte; weil es nicht erlaubt ſey, allen Pflichten gegen die Eltern und den Nächſten zu entſagen; weil derjenige durch das Schwerdt umkommen ſoll, der ſich deſſelben bedienet; weil der Chriſt ſo friedfertig ſeyn ſoll, daß er nicht einmal gerichtliche Händel treiben darf; weil es ihm nicht vergönnt iſt, ſich ſelbſt zu rächen, und weil endlich alle Verrichtungen des Kriegsſtandes den Grundſätzen des Chriſtenthums zuwider ſind. Tertullianus beantwortet abermals die Einwürfe, welche dagegen gemacht werden könnten, daß doch Johannes Soldaten getauft habe, ohne ihren Stand zu misbilligen, und daß die Chriſten wohl zu demſelben genöthigt werden dürften. Er zeigt aber auch, daß die übrigen Gelegenheiten, bey welchen Kränze getragen würden, dieſelben einem Chriſten verwerflich machten: dergleichen viele Feyerlichkeiten,

Siegs-

Siegsgepränge, öffentliche Spiele, Merkmale der obrigkeitlichen Würde, und Hochzeiten wären. Wenn es einer Frauensperson wegen der Engel nicht erlaubt sey, mit bloßem Kopfe einherzugehen, wie viel weniger dürften sie, gleich den verbuhlten, bekränzt seyn. Christen müßten sich die Dornenkrone Jesu eigen machen, um durch ihn die Krone des Lebens zu erlangen.

Unter vielen beredt und rührend, aber auch andern mit mehr Einbildungskraft und Ungestüm als Ueberlegung ausgedrückten Stellen dieses Buchs, sind diejenigen, wo die Einschränkung mündlich erhaltener Vorschriften (oder der Tradition) auf bloße Gebräuche; das Bezeichnen mit dem Kreuze als ein Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal für die Christen, frey von allem Aberglauben; endlich auch die Bestreitung des Soldatenstandes, hauptsächlich wegen seiner Verbindung mit der Abgötterey, vorkömmt, in der Geschichte der ziemlich herrschenden christlichen Denkungsart merkwürdig. **Tertullianus** urtheilt zwar von der erstgedachten Lebensart noch strenger, als andere Christen. Doch fordert er von einem Soldaten, der sich zum Christenthum gewandt hat, nur dieses, daß er entweder seinen Stand verlasse; oder alles vermeide, was seinen Glauben verletzt, (welches aber dieser Stand nicht zugeben würde;) oder um Gottes Willen alles leide: denn dazu habe sich der Glaube derer, welche dem Kriegsstande entgegensetzt sind, (fides pagana) ebenfals anheischig gemacht. Er fügt hinzu, bey **Christo** sey ein Gläubiger, der keinen Soldaten abgebe, eben sowohl ein Soldat, als ein ungläubiger Soldat von ihm vor keinen Soldaten angesehen werde. Es fällt in die Augen, daß der Verfasser den Christen bald von einem heidnischen ganz unterscheidet, bald ihn unter der Fahne Jesu fechten läßt. Von diesem letztern Bilde stammen manche andere her, welche dieser und die folgenden Schrift-

ſteller unter den Chriſten eingeführt haben: wie inſonderheit die Bet- und Faſttage der Chriſten mit Soldatenpoſten und Wachen, (ſtationes;) ihre Glaubensbekenntniſſe, an welchen ſie einander im Verhältniß gegen Ketzer und Ungläubige erkannten, mit den Looſungen und Wahrzeichen der Soldaten, (ſymbola); und die wichtigſten Cärimonien ihrer Religion, durch welche ſie ſich dem Stifter derſelben ganz eigen machten, mit der eidlichen Verpflichtung eines Soldaten, (ſacramentum) verglichen wurden. Zwar dieſes letztere Wort ward zuerſt, und vorzüglich vom **Tertullianus**, in einem ſehr weitläuftigen Verſtande, von jeder, beſonders geheimnißvollen Lehre des Chriſtenthums, von der heiligen Schrift ſelbſt, und von bedeutenden Cärimonien, ja überhaupt von kirchlichen Anſtalten aller Art, gebraucht. Das kam aus der alten lateiniſchen Bibelüberſetzung her, welche das Wort **Geheimniß** auf dieſe Weiſe (durch ſacramentum) ſo oft (unter andern im Brief an die Chriſten zu Coloſſ. 1, 27. an die Epheſ. 1, 9. 5, 32. 1 Br. an den Timoth. 3, 16.) ausgedrückt hat. Aber in der engſten Bedeutung eines Soldateneides und der daraus entſtehenden Verbindlichkeit, fieng wiederum **Tertullianus** an, das Wort **Sacrament** bloß der Taufe und dem Abendmahl **Jeſu** beyzulegen, (de baptiſmo, c. 1. de corona, c. 3.) weil er jene als eine feyerliche Ergebung der Chriſten an den Erlöſer, als an ihren einzigen Herrn, mit dem pflichtmäßigen Verſprechen verbunden, unter ſeiner Anführung gegen alle Feinde ſeines Glaubens zu ſtreiten; die zweyte Handlung aber als die Beſtätigung der erſtern betrachtete. So iſt das oftgedachte Wort in die Glaubenslehre der Chriſten gekommen, aus welcher es als vieldeutig und figürlich hätte wegbleiben ſollen, und in der es daher auch viele Mißbräuche veranlaßt hat.

Aus dem ungemeinen Eifer, mit welchem **Tertullianus** in dem Buche **von der Verſchleyerung der Jungfrauen,** (Liber de velandis virginibus) die eigenthümlichen Lehren der **Montaniſten** verfochten hat, ſchließt man wahrſcheinlich genug, daß dieſes eine ſeiner erſten Schriften ſey, die er unter dieſer Parthey aufſetzte. Die chriſtlichen Jungfrauen zu Carthago kamen mit völlig bloßem Geſichte zum Gottesdienſte, um deſto früher verheyrathet zu werden, und beriefen ſich darauf, daß **Paulus** nur den verehlichten Frauensperſonen befohlen habe, ſich zu verhüllen. Um ihnen zu beweiſen, daß auch ſie dazu verflichtet wären, räumt er zuerſt die gegenſeitige Gewohnheit dadurch aus dem Wege, daß er verſichert, ſie ſey nicht ſo unveränderlich als die Vorſchrift des Glaubens, die er in der richtigen Lehre von einem allmächtigen Gott, und von ſeinem Sohne **Jeſu Chriſto**, ſetzt. Gebräuche litten deſto mehr einen Zuſatz, da der Teufel ſelbſt immer das Böſe vermehrte; da der **Paracletus** oder der heilige Geiſt eben deswegen geſandt worden ſey, um nach und nach, der menſchlichen Schwachheit gemäß, die Zucht unter den Chriſten vollkommener zu machen; da außerdem alles ſeine Zeit verlange, in der es zur Reife gelangen kann, und es ſogar in und neben Griechenland Gemeinen gebe, wo die Jungfrauen ſich verſchleyerten. Daß ſie dieſes durchgängig thun müßten, leitet er aus den Gründen her, weil ſie mehr bey Gott als bey den Menſchen ihren Ruhm zu ſuchen hätten; weil ſie ſich ſelbſt ihrer Vorzüge wegen der unzüchtigen Blicke, die dadurch gereizt würden, ſchämen ſollten, und weil **Paulus**, wie der Verfaſſer weitläuftig darzuthun ſucht, in der gedachten Vorſchrift auch ſie mit eingeſchloſſen habe. Bey der übertriebenen aber doch nicht unrühmlichen Sorgfalt **Tertullians** für die Sittſamkeit und Keuſchheit der Jungfrauen, iſt es nicht zu verwundern, daß er in ſeinen redneriſchen Schilderungen, diejenigen unter ihnen Gott

geweihte nennt, welche ſich verhüllten; die übrigen hingegen, Jungfrauen für die Menſchen: ohne daß man aus dieſem Buche die geringſte Spur von der Lebensart der nachmals ſogenannten Nonnen zeigen könnte. Er führt ſogar die Offenbarung eines Engels an eine Schweſter oder Chriſtinn an, durch welche ſeine Meinung ſoll beſtätigt worden ſeyn.

Aehnlichen Inhalts mit dieſem Buche ſind zwey andere, **von der weiblichen Kleidung**, (de habitu muliebri) und **vom weiblichen Schmucke**, (de cultu foeminarum); die aber auch, und noch richtiger, als Ein Werk unter der gemeinſchaftlichen letztern Aufſchrift angeführt werden. Nicht prächtige Kleider, ſo redet **Tertullianus** die Chriſtinnen an, ſondern vielmehr traurende ſchicken ſich für euch, wegen des Verbrechens, das durch euer Geſchlecht in die Welt gekommen iſt. Die abgefallenen Engel ſind die Erfinder von allem weiblichen Putz und Schmuck: ihre Vermiſchung mit den Weibern war beſonders eine Veranlaſſung dazu. Da ihr ſie mit uns dereinſt richten ſollt, wenn kein Unterſcheid des Geſchlechts mehr ſeyn wird: wie könnt ihr euch ihrer Sachen bedienen? Von ihnen giebt uns das Buch **Henochs** Nachricht: wenn es gleich die Juden nicht unter ihre heiligen Schriften rechnen; ſo kann es doch **Noah** nach der Sündfluth eben ſowohl wieder hergeſtellt haben, als es **Eſra** mit den gedachten Schriften gethan hat. Jede zur Erbauung dienliche Schrift iſt von Gott eingegeben: die Juden verwarfen manche derſelben, weil ſie auf **Chriſtum** verwies: und alſo auch dieſe, für welche noch das Zeugniß des Apoſtels **Judas** ſpricht. Selbſt die Materie des weiblichen Anputzes iſt nicht zu dieſem Gebrauche beſtimmt. Gold und Silber ſind nicht ſo nothwendig und nützlich als Eiſen und Erzt, mit denen ſie doch einerley Urſprung aus der Erde haben. So kommen auch die Perlen und ſchimmernden Steine aus dem

Meere

verübten Sünden verzweifeln dürfe. Dieſe zweyte und zugleich einzige Buſſe müſſe nicht bloß im Gewiſſen bleiben; ſondern ſich auch in einer Handlung zeigen, welche den gewöhnlichern Nahmen des **Bekenntniſſes** (ἐξομολόγησις) führe. Sie beſtehe darinne, daß man ſich auf alle Art demüthige, und Mitleiden zu erwecken ſuche, im Sacke und in der Aſche liege, ſeinen Leib ſchmutzig werden laſſe, bloß Waſſer und Brod genieße, häufig faſte, ſeufze, Thränen vergieße, unaufhörlich zu Gott bete, ſich vor den Aelteſten niederwerfe, vor den Geliebten Gottes (er meint vermuthlich die Bekenner der Religion,) auf die Kniee falle, und alle Gläubigen bitte, dem Büßenden die Ausſöhnung mit der Gemeine zu erwerben. Der Verfaſſer beſtraft endlich diejenigen, welche ſich dieſer öffentlichen Büßung für ihre Sünden aus unzeitiger Schaam entziehen, mit verſchiedenen Gründen.

Nach einigen ſchwächern Spuren **der Kirchenbuße** unter den erſten Chriſten, davon eine inſonderheit oben (S. 200.) bemerkt worden iſt, enthält dieſes Buch deſto reichlichere Nachrichten von ihrer Beſchaffenheit und ihrem Gebrauche. Zunächſt war ſie nur auf die Gemeine gerichtet, welche vollkommen berechtiget war, zu verlangen, daß derjenige, welcher ſie durch grobe Ausſchweifungen oder Irrthümer geärgert hatte, erſt viele Merkmale der Bereuung und der Beſſerung vor ihren Augen geben ſollte, bis ſie ihn wieder vor ihr Mitglied erkennete. Daher mußten es ſo öffentliche und anhaltende Handlungen ſeyn: auch kam es auf den Entſchluß der Gemeine an, ob und wenn ſie den Sünder zu dieſer Art von Genugthuung zulaſſen wollte. Allein obgleich eine ſolche Büßung der Gemeine allein zu ihrem Urtheile über den ausgeſtoßenen Sünder nöthig war; ſo konnte ſie doch auch mit Rechte im Verhältniſſe gegen Gott betrachtet und empfohlen werden, weil ſie von der eigentlich innerlichen Reue und Beſſerung, über welche

Fünf andere Schriften hat **Tertullianus** offenbar gewiſſen Meinungen und Gewohnheiten der gröſſern rechtgläubigen Kirche entgegengeſetzt. Eine ſolche iſt das Buch **von der Flucht bey Verfolgungen**, (Liber de fuga in perſecutione.) Dieſe Flucht erklärt er vor unerlaubt, weil die Verfolgung von Gott verhängt werde, und die Prüfung des Glaubens zur Abſicht habe. Man ſage nicht, ſchreibt er, ich werde **Chriſtum** verleugnen, wenn ich der Gefahr Troz biete. Weißt du dieſes gewiß, ſo haſt du ihn ſchon verleugnet; zweifelſt du aber noch daran, ſo mußt du lieber das beſſere, die Standhaftigkeit im Bekenntniſſe **Jeſu**, vermuthen. Man muß ſich dem Schuze Gottes überlaſſen, der den Chriſten auch bey Verfolgungen retten kann. Zwar hat **Jeſus** die Apoſtel ermahnt, aus einer Stadt in die andere zu fliehen; aber dieſe Vorſchrift erſtreckte ſich nur auf eine gewiſſe Zeit und auf das jüdiſche Land: denn ſonſt ermunterte er ſie zum geduldigen Leiden. Wenn er zuweilen vor ſeinen Feinden entwich, ſo geſchah es nur bis er ſeine Lehre vollendet hatte: ſonſt würden die Apoſtel auch die Flucht, nicht das Leiden, empfohlen haben. Der ſtrenge Sittenlehrer beantwortet noch mehr Einwürfe, mit welchen man ſeine Forderung beſtreiten konnte, und tadelt die Lehrer und Kirchendiener am nachdrücklichſten, die ihre Gemeinen ſo furchtſam verließen. Er warnet auch die Chriſten durch mancherley einnehmende Gründe, die Freyheit von der Verfolgung nicht durch Geld zu erkaufen.

Zu dieſer Gattung ſeiner Werke gehören auch zwey andere: **Die Ermahnung zur Keuſchheit**, (Liber de exhortatione caſtitatis,) und das Buch **von Einer Ehe**, (Liber de monogamia.) Sie eifern beyde wider die zweyte Ehe: nur mit dem Unterſcheide, daß jenes zur Belehrung eines einzigen Chriſten; dieſes gegen die Rechtgläubigen überhaupt, und auch mit mehrerer

ſtum erlangt haben; daß das natürliche Geſetz, auf welches erſt das Moſaiſche gegründet worden, mit dieſem von allgemeiner Gültigkeit für alle Völker geweſen ſey; daß der Cärimonial-Gottesdienſt nunmehro ſein Ende erreicht habe, nachdem die durch denſelben vorgebildeten geiſtigen Anſtalten und Veränderungen, wie unter andern der unaufhörliche Sabbath, auch die Opfer des Gebets und eines gerührten Herzens, eingetroffen wären; daß endlich Chriſtus bereits würklich gekommen ſey. Seine Beweiſe ſind weitläuftig ausgeführt, bekannt, und meiſtentheils brauchbar. Die Quelle des Irrthums der Juden in Anſehung der ſchon erfolgten Zukunft des Meßias, findet er darinne, daß ſie ſeine noch bevorſtehende herrliche Erſcheinung mit dieſer äußerlich erniedrigenden vermiſcht hätten.

So muß man beynahe auch über ſein Buch von der Geduld (Liber de patientia) urtheilen: denn die Stellen deſſelben, in welchen man eine Verwandtſchaft mit den Montaniſtiſchen Meinungen gefunden hat, ſind keineswegs entſcheidend. Aber überhaupt iſt es eine ſehr wohl geſchriebene und einnehmende Ermahnung zu der gedachten Tugend. Er macht mit dem Geſtändniſſe den Anfang, daß er am wenigſten von derſelben handeln ſollte, weil er ſie ſelbſt nicht auszuüben wiſſe; doch möchte ihm dieſes eben ſowohl erlaubt ſeyn, als es den Kranken iſt, von der Geſundheit zu reden, nach welcher ſie ſich ſehnen. Der erſte Grund, mit welchem er den Chriſten die Geduld empfiehlt, (nachdem er ſie bey den Philoſophen ſelbſt, als das einzige, was ſie mit einander gemeinſchaftlich hätten, bemerkt hat,) iſt das Beyſpiel der Geduld, Langmuth und Verträglichkeit Gottes, inſonderheit auch des Heilandes der Welt. Viele, ſagt er, glauben nur deswegen an Gott nicht, weil ſie ihm gar keinen Zorn gegen die Menſchen zutrauen. Geduld iſt deſto mehr unſere Pflicht gegen Gott, weil wir ſie auch

men wurden, habe man gleichſam eine einzige Ehe bemerkt. Viele Einwendungen widerlegt der Verfaſſer, und darunter einige Stellen Pauli am gewaltſamſten. Einer ſeiner ſonderbarſten Beweiſe iſt dieſer: Wenn der Menſch diejenigen nicht durch eine Eheſcheidung trennen darf, welche Gott vereinigt hat, ſo iſt es ihm auch nicht erlaubt, ſolche durch die Ehe zu verbinden, welche Gott durch den Todt von einander abgeſondert hat.

Aber unter den Beweiſen, deren ſich Tertullianus in dieſen beyden Büchern bedient, findet ſich einer, der durch die Art, wie er ihn gebraucht hat, eine Quelle vieler neuern Streitigkeiten geworden iſt. Den Prieſtern des Alten Teſtaments, ſchreibt er, war es verboten, mehr als einmal zu heyrathen: nun ſind aber alle Chriſten Prieſter, und dieſes Verbot geht ſie alſo gleichfals an. Daraus iſt folgende Stelle (de exhort. caſtit. c. 7.) erwachſen: „Den Unterſcheid zwiſchen dem Lehr„amte und den übrigen Chriſten, (inter ordinem et plebem, ſpricht er mit Worten, die aus der römiſchen Rechtsgelehrſamkeit geborgt waren,) „hat die Kirche „durch ihre Schlüſſe feſtgeſetzt: dadurch haben die Lehrer „ein geheiligtes Amt, das ſie gemeinſchaftlich verwalten, „erlangt: und wo dieſes fehlt, da bringſt du allein „das Opfer dar, und taufeſt, und biſt dir allein Prie„ſter. Wo drey Chriſten, wenn gleich nur Layen, vor„handen ſind, da iſt eine Gemeine. Denn ein jeder lebt „ſeines Glaubens, und Gott ſieht nicht auf die Perſon, „weil, nach dem Ausſpruche des Apoſtels, nicht die Hö„rer, ſondern die Beobachter des Geſetzes, von Gott vor „gerecht erklärt werden. Wenn du alſo das Recht eines „Prieſters in dir ſelbſt haſt, ſobald es nöthig iſt: ſo „mußt du auch zugleich mit jenem die ſtrenge Aufführung „eines Prieſters verbinden. Du taufſt als ein zweymal „verehlichter? Du bringſt auch das Opfer als ein ſol„cher dar? Wie weit ſtrafbarer iſt es für einen zweymal

„mal

„mal verheyratheten Layen, einen Prieſter abzugeben, da „ſelbſt ein Prieſter, der ein doppelter Ehemann geworden „iſt, aufhören muß, ein Prieſter zu ſeyn? Aber, ſagſt „du, die Nothwendigkeit erhält Nachſicht. Keine „Nothwendigkeit verdient Entſchuldigung, welche auch „nicht vorhanden ſeyn könnte. Laß dich nur nicht in der „zweyten Ehe antreffen, ſo wirſt du nichts, was einem „zweymal verheyratheten unterſagt iſt, aus einer vermein„ten Nothwendigkeit begehen. Gott will, wir ſollen alle „in einer ſolchen Faſſung ſeyn, daß wir überall tüchtig „ſeyn mögen, ſeine **Sakramente** zu beobachten. Es „iſt Ein Gott, Ein Glaube, und Eine Kirchenzucht. „Sogar, wenn nicht auch die Layen dasjenige beobach„ten, wodurch ſie fähig werden, zu Aelteſten gewählt „zu werden, wie könnten ſolche Wahlen getroffen wer„den? Wir müſſen daher behaupten, daß es ſchon dem „Layen geboten ſey, ſich der zweyten Ehe zu enthalten, „weil keiner ein Aelteſter ſeyn kann, der nicht als Laye „nur in Einer Ehe gelebt hat.„ Eine ähnliche Stelle kommt in dem zweyten Buche (de monogamia, c. 12.) vor: ſie hat nur das Beſondere, daß die Veranlaſſung zu derſelben von dem Einwurf hergenommen wird, **Paulus** fordere nur von den Aelteſten, (die er Biſchöfe nennt,) ſie ſollten ſich nicht mehr als einmal verheyrathen. Auch dasjenige, was der Verfaſſer an einem andern Orte (de baptiſmo, c. 17.) von dem Rechte aller Chriſten, im Nothfall zu taufen, ſagt, muß hiermit verglichen werden.

Eigentlich iſt zwar dieſe Anwendung des Nahmens und der Handlungen der jüdiſchen Prieſter auf die Chriſten, bey den Schriftſtellern der letztern ſehr alt und gewöhnlich, wie man bereits oben bey **Juſtin dem Märtyrer**, (S. 38.) beym **Irenäus**, (S. 219-222.) und ſelbſt beym **Tertullianus**, (S. 360.) geſehen hat. Sie lehren alle mit den Apoſteln, daß die Chriſten insgeſammt

ſammt wahre Prieſter, aber keine ſolchen ſind, wie es unter dem Alten Bunde gab. Die große Freyheit voll Vertrauens, mit welchem ſich alle Chriſten, durch ihren Erlöſer berechtigt, im Glauben und Gebete zu Gott nähern, ertheilt ihnen dieſe vorzügliche Würde. Daher wird ihnen auch, wie man in den angeführten Stellen geleſen hat, ein Opfern zugeſchrieben: ſowohl im Gebet, als in der auch unter demſelben geſchehenen Darſtellung derjenigen Gaben, von welchen ſie das Abendmahl Jeſu hielten; ohne daß ihre Lehrer hierinne etwas eigenes, mit den jüdiſchen Prieſtern ähnliches, gehabt hätten. Daraus konnte alſo auch **Tertullianus** mit allem Rechte den Schluß ziehen, daß bey einer dringenden Noth, wenn keine Lehrer vorhanden ſind, ein jeder Chriſt zu taufen, und die zum heiligen Abendmahl nöthigen Gaben durch Gebet zu dieſer Abſicht zu weihen befugt ſey. Aber eben dieſer Schriftſteller entfernet ſich doch bereits etwas von dieſer ausgedehnten Vorſtellung. Er nennt die Chriſten nicht bloß in dem ſinnbildlich richtigen Verſtande, deſſen oben gedacht worden iſt, Prieſter; ſondern ſetzt ſie würklich in Eine Claſſe mit den ehemaligen jüdiſchen: und wiederum giebt er zu verſtehen, daß die chriſtlichen Lehrer in einer ausnehmenden Bedeutung ſolche Prieſter ſind. Unterdeſſen iſt doch dieſes nur ein ſehr ſchwacher Anfang von dem nach und nach entſtandenem, für die Chriſten unbeſchreiblich ſchädlichem Mißbrauche, durch welchen ihre Lehrer allein vor Prieſter, und zwar beynahe völlig von der alten jüdiſchen Art erklärt, ihnen vor den übrigen Chriſten eine gewiſſe Heiligkeit, wichtige Gaben und Rechte, von denen das chriſtliche Alterthum nichts wußte, beygelegt, endlich auch ein neues Opfer bloß für ſie, das Meßopfer, erſonnen wurde. Von dieſen ſpätern Meinungen konnte **Rigaud** (oder **Rigaltius**) obgleich ſelbſt ein Mitglied derjenigen Kirche, welche ſie angenommen hat, ſo wenig etwas in der eingerückten langen

Stelle

Stelle Tertullians finden, daß er vielmehr das gemeinſchaftliche Prieſterthum aller Chriſten, und ihr gleiches Recht, die Taufe und das Abendmahl zu verwalten, welches darinne gelehrt wird, in ſeinen Anmerkungen über dieſelbe, ohne Scheu erkannte. Als er deswegen beſtritten und verfolgt wurde, vertheidigte Hugo Grotius ſeine Erklärung, (Diſſert. de coenae adminiſtratione ubi paſtores non ſunt, item, an ſemper communicandum per ſymbola?) Dieſem widerſetzte ſich Dionyſ. Petavius, (de poteſtate conſecrandi et ſacrificandi ſacerdotibus a Deo conceſſa, deque communione uſurpanda, Diatriba;) ward aber ebenfals nicht nur in Anſehung des vorgegebenen Prieſterthums der chriſtlichen Geiſtlichkeit, ſondern auch hauptſächlich in Abſicht auf den vermeinten urſprünglichen Unterſcheid der Biſchöfe und Aelteſten, vom Claud. Salmaſius, (unter dem Nahmen Walo Meßalinus, de Epiſcopis et Presbyteris Diſſertatio prima, Lugd. Bat. 1641. 8.) gründlich widerlegt. Es zeigte ſich bey dieſem Streite, wie tiefe Wurzeln das Vorurtheil von dem eigenthümlichen Prieſterthum der chriſtlichen Geiſtlichkeit geſchlagen hatte, indem auch proteſtantiſche Schriftſteller daſſelbe gewiſſermaaßen zu vertheidigen ſuchten; inſonderheit Heinrich Dodwell, (Diſſert. de Jure Laicorum Sacerdotali,) der ſeine Schrift nebſt den Abhandlungen des Grotius, Petav und Cloppenburg, in einer Sammlung (zu London 1685. 8.) herausgab. Immer aber iſt es gewiß, daß ſich manche Folgen und Ueberbleibſale dieſer Meinung aus der römiſchen Kirche bis auf die neuern Zeiten unter die Proteſtanten fortgepflanzet haben. Zur Geſchichte jener Streitigkeit, die über Tertullians Stelle rege geworden war, und zur Beurtheilung derſelben, dient dasjenige inſonderheit, was Juſt Henning Böhmer, (in Diſſert. XII. Juris eccleſiaſt. antiqui, Diſſert. IV. de coitionib. Chriſtianor. ad capiendum cibum, p. 272. ſq. Diſſert. X. de

iure

iure Laicorum ſacerdotali, p. 485. ſq. Diſſert. XI. de iure dandi baptiſmum, p. 500. ſq.) und Chriſt. Matth. Pfaff, (de Originib. Juris Eccleſiaſt. p. 111. ſq. Tubing. 1725. 4.) davon geſchrieben hat.

Tertullianus verbindet mit ſeiner Vertheidigung der allgemeinen Rechte der Chriſten, doch auch gewiſſe Vorzüge der Lehrer, die er von den Verordnungen der Kirche herleitet. Er ſcheint zwar ſelbſt den Unterſcheid zwiſchen ihnen und den übrigen Chriſten einer gleichen kirchlichen Einrichtung zuzuſchreiben; aber er ſieht allem Anſehen nach mehr auf den Rang und die Ehrenbezeigungen, welche die Kirche den Lehrern ertheilt hat. Jener Unterſcheid überhaupt iſt ſo alt als die chriſtlichen Gemeinen: und man darf dagegen nicht einwenden, daß dieſe im Anfange nicht ſowohl ordentliche und beſtändige, als außerordentliche Lehrer gehabt haben: daß in den erſten Zeiten derſelben eine gewiſſe Lehrfreyheit geherrſcht hat; ingleichen daß die Aelteſten nicht alle und nicht bloß zum Lehramte, ſondern eben ſo ſehr zur äußerlichen Aufſicht beſtellt worden ſind. Dieſes kann alles zugegeben werden, auch ſelbſt einige Aehnlichkeit dieſer erſten Aelteſten mit den Aelteſten der Synagoge, die nichts mit den Dienern des Gottesdienſtes gemein hatten. Eben der gedachte Unterſcheid mußte gar bald auch einen verſchiedenen Stand hervorbringen. Nicht eigene Rechte der Lehrer, ſondern ihre Gaben, Beſchäftigungen und Verdienſte, machten ſie den andern Chriſten ähnlich und ehrwürdig. Die Biſchöfe, die eigentlichen Lehrer und Vorſteher an der Spitze einer Geſellſchaft Aelteſten, von denen ſie im Grunde auch nur durch den Nahmen und die erſte Stelle unterſchieden waren, trugen dazu das meiſte bey: und viele Umſtände begünſtigten ſie. So erhob ſich eine Gattung Chriſten über ihre Mitbrüder, zuerſt auf eine unſchuldigere Art, zum Theil auch durch eine freywillige Achtung und Ergebenheit der Gemeinen gegen dieſelben. In kur-

kurzem aber gewann dieſer neue Stand, wie es faſt unvermeidlich war, ein groſſes Anſehen. Begebenheiten, bey welchen er ſich hervorthun konnte; Ehrennahmen, deren Bedeutung ſehr hoch getrieben ward; der Nahme der Religion, die er lehrte; ſeine eigene Bemühungen, und die Gefälligkeiten der übrigen Chriſten kamen hier zuſammen. Man wurde immer geneigter, denjenigen eine gewiſſe Heiligkeit und Weisheit, ein Recht der Entſcheidung in Glaubensſachen, einen ausſchlieſſenden Antheil an der Verwaltung des äuſſerlichen Gottesdienſtes zuzueignen, die auf dieſes alles vor andern einen gerechten Anſpruch zu machen ſchienen, und auf die man auch manche Reden Jeſu und der Apoſtel anwandte, welche nur dieſe leztern oder andere auſſerordentliche Lehrer der erſten Kirche betrafen. Da es überhaupt dem Willen des Stifters der Religion und ſeiner Gehülfen gemäß war, daß ſeine Lehren durch beſondere dazu beſtimmte Chriſten fleiſſig ausgebreitet und eingeſchärft wurden: ſo rechnete man es auch zu einer ordentlichen Verfaſſung der Kirchengeſellſchaft, dieſelben ausnehmend zu ehren. Unter ihren Benennungen, die ein Merkmal davon abgaben, ſind diejenigen vornemlich wichtig, deren **Tertullianus** gedenkt. Er unterſcheidet mit Worten die aus der römiſchen Staatsverfaſſung gezogen ſind, **den ehrwürdigen** oder **Gewalthabenden Stand**, (ordo) von **dem Volke**, (plebs) oder den übrigen Chriſten. Durch jenen Nahmen wurde ordentlich der römiſche Senat angezeigt; durch dieſen die andern Römer: und die ganze Vergleichung kündigt ſchon eine Zeit an, da die chriſtlichen Lehrer, nicht nur Anſehen, ſondern auch bereits einen kleinen Anfang von Gewalt behaupteten. Noch berühmter iſt der Unterſcheid, den der gedachte Schriftſteller zwiſchen dem **Clerus** und dem **Volke** (Clerus et Laici) macht. Zwar iſt das Alter und Aufkommen deſſelben ungewiß; allein vermuthlich von **Tertullians** Zeiten nicht weit entfernet, weil man darinne einige Verwandſchaft mit der

iure Laicorum ſacerdotali, p. 485. ſq. Diſſert. XI. de iure dandi baptiſmum, p. 500. ſq.) und Chriſt. Matth. Pfaff, (de Originib. Juris Eccleſiaſt. p. 111. ſq. Tubing. 1725. 4.) davon geſchrieben hat.

Tertullianus verbindet mit ſeiner Vertheidigung der allgemeinen Rechte der Chriſten, doch auch gewiſſe Vorzüge der Lehrer, die er von den Verordnungen der Kirche herleitet. Er ſcheint zwar ſelbſt den Unterſcheid zwiſchen ihnen und den übrigen Chriſten einer gleichen kirchlichen Einrichtung zuzuſchreiben; aber er ſieht allem Anſehen nach mehr auf den Rang und die Ehrenbezeigungen, welche die Kirche den Lehrern ertheilt hat. Jener Unterſcheid überhaupt iſt ſo alt als die chriſtlichen Gemeinen: und man darf dagegen nicht einwenden, daß dieſe im Anfange nicht ſowohl ordentliche und beſtändige, als außerordentliche Lehrer gehabt haben: daß in den erſten Zeiten derſelben eine gewiſſe Lehrfreyheit geherrſcht hat; ingleichen daß die Aelteſten nicht alle und nicht bloß zum Lehramte, ſondern eben ſo ſehr zur äußerlichen Aufſicht beſtellt worden ſind. Dieſes kann alles zugegeben werden, auch ſelbſt einige Aehnlichkeit dieſer erſten Aelteſten mit den Aelteſten der Synagoge, die nichts mit den Dienern des Gottesdienſtes gemein hatten. Eben der gedachte Unterſcheid mußte gar bald auch einen verſchiedenen Stand hervorbringen. Nicht eigene Rechte der Lehrer, ſondern ihre Gaben, Beſchäftigungen und Verdienſte, machten ſie den andern Chriſten unähnlich und ehrwürdig. Die Biſchöfe, die eigentlichen Lehrer und Vorſteher an der Spitze einer Geſellſchaft Aelteſten, von denen ſie im Grunde auch nur durch den Nahmen und die erſte Stelle unterſchieden waren, trugen dazu das meiſte bey: und viele Umſtände begünſtigten ſie. So erhob ſich eine Gattung Chriſten über ihre Mitbrüder, zuerſt auf eine unſchuldigere Art, zum Theil auch durch eine freywillige Achtung und Ergebenheit der Gemeinen gegen dieſelben. In kur-

kurzem aber gewann dieſer neue Stand, wie es faſt unvermeidlich war, ein groſſes Anſehen. Begebenheiten, bey welchen er ſich hervorthun konnte; Ehrennahmen, deren Bedeutung ſehr hoch getrieben ward; der Nahme der Religion, die er lehrte; ſeine eigene Bemühungen, und die Gefälligkeiten der übrigen Chriſten kamen hier zuſammen. Man wurde immer geneigter, denjenigen eine gewiſſe Heiligkeit und Weisheit, ein Recht der Entſcheidung in Glaubensſachen, einen ausſchließenden Antheil an der Verwaltung des äußerlichen Gottesdienſtes zuzueignen, die auf dieſes alles vor andern einen gerechten Anſpruch zu machen ſchienen, und auf die man auch manche Reden Jeſu und der Apoſtel anwandte, welche nur dieſe letztern oder andere außerordentliche Lehrer der erſten Kirche betrafen. Da es überhaupt dem Willen des Stifters der Religion und ſeiner Gehülfen gemäß war, daß ſeine Lehren durch beſondere dazu beſtimmte Chriſten fleißig ausgebreitet und eingeſchärft wurden: ſo rechnete man es auch zu einer ordentlichen Verfaſſung der Kirchengeſellſchaft, dieſelben ausnehmend zu ehren. Unter ihren Benennungen, die ein Merkmal davon abgaben, ſind diejenigen vornemlich wichtig, deren **Tertullianus** gedenkt. Er unterſcheidet mit Worten die aus der römiſchen Staatsverfaſſung gezogen ſind, **den ehrwürdigen** oder **Gewalthabenden Stand**, (ordo) von **dem Volke**, (plebs) oder den übrigen Chriſten. Durch jenen Nahmen wurde ordentlich der römiſche Senat angezeigt; durch dieſen die andern Römer: und die ganze Vergleichung kündigt ſchon eine Zeit an, da die chriſtlichen Lehrer, nicht nur Anſehen, ſondern auch bereits einen kleinen Anfang von Gewalt behaupteten. Noch berühmter iſt der Unterſcheid, den der gedachte Schriftſteller zwiſchen dem **Clerus** und dem **Volke** (Clerus et Laici) macht. Zwar iſt das Alter und Aufkommen deſſelben ungewiß; allein vermuthlich von **Tertullians** Zeiten nicht weit entfernet, weil man darinne einige Verwandſchaft mit der

Meinung von dem Prieſterthum der chriſtlichen Lehrer erblickt. Der Nahme **Clerus** iſt aus der griechiſchen Ueberſetzung (κλῆρος) eines in den Schriften des alten Bundes gewöhnlichen Worts, das zunächſt **ein Erbe** oder **Erbtheil** bedeutet, entſtanden. Mit demſelben werden zuweilen die Iſraeliten überhaupt, als ein eigenthümliches Volk Gottes belegt: und daher wurde es auf alle Chriſten, weil ſie an die Stelle dieſes Volks getreten waren, vom **Petrus** (1 Br. C. 5, 3.) angewandt. Aber im engern Verſtande hießen die Prieſter und Leviten das Erbtheil Gottes, oder auch Gott ſelbſt ihr Erbtheil. Und in dieſer Beziehung wurde die chriſtliche Geiſtlichkeit, ja, wie es glaublich iſt, auf ihre eigene Veranlaſſung, **Clerus** oder **Clerici** genannt. Ihr wurden die übrigen Chriſten, eben ſo wie ehemals die Iſraelitiſche Gemeine den Prieſtern, unter dem Nahmen **des Volks**, (Laici, in den neuern Zeiten **Layen**,) entgegengeſetzt: eine Benennung, der man in der Folge einen ſehr erniedrigenden und verächtlichen Begriff, zu großem Nachtheile der Rechte der chriſtlichen Gemeinen, angehängt hat. Auch hierüber hat **J. H. Böhmer** (l. c. Diſſert. VII. de differentia inter ordinem eccleſiaſticum et p'ebem, ſeu inter clericos et laicos, p. 340. ſq.) lehrreiche Anmerkungen, doch vermiſcht mit einigen Meinungen, die nicht ſo erweislich zu ſeyn ſcheinen, vorgetragen.

Die beſondern Lehren der **Montaniſten vom Faſten**, welche oben (S. 63. 64.) beſchrieben worden ſind, hat **Tertullianus** ebenfals in einem eigenen Buche, (Liber de ieiuniis, adverſus Pſychicos,) vertheidigt. Zuerſt ſpottet er der Rechtgläubigen, deren Ueppigkeit ſie zu Feinden des ſtrengern Faſtens machen ſoll; beſchreibt die Freyheit, welche ſie dabey beobachteten, indem ſie nur Ein feſtgeſetztes Faſten annahmen, nemlich diejenige Zeit, da der Bräutigam den Seinigen entriſſen war, (oder von dem Tode **Jeſu** an bis zu ſeiner Auferſtehung,)

ſtehung,) und bringt auch ihre Gründe bey. Dagegen beweiſet er die Nothwendigkeit des Faſtens daraus, weil es das Gegentheil von der ſündlichen Unenthaltſamkeit **Adams** iſt; weil die Natur ſelbſt daſſelbe der Unmäßigkeit vorziehen lehrt, und weil die heilige Schrift ſo viele Beyſpiele von dem herrlichen Nutzen deſſelben zur Unterhaltung der Gottſeeligkeit angiebt. Für die eigenthümlichen **Montaniſtiſchen** Faſten (xerophagiae et ſtationes) ſucht er auch Beyſpiele und Gründe in der Bibel auf: alles in der That ſehr gezwungen, und mit einem höchſt aufgebrachten Gemüthe. Er wirft unter andern den Rechtgläubigen vor, einer von ihnen, der wegen der Religion gefangen geſetzt worden, habe im Gefängniſſe ſo unmäßig und wollüſtig durch ihren Vorſchub gelebt, daß er ſeiner kaum mächtig, **Chriſtum** deſto geſchwinder verleugnet habe. Ihren Gründen für das freyere Faſten begegnet er auch damit, daß er ſich auf die Biſchöfe beruft, welche zuweilen den Gemeinen Faſten vorſchreiben, und auf die Kirchenverſammlungen der griechiſchen Gemeinen, die mit Faſten angefangen werden.

In dem letztern dieſer fünf Bücher, welches **von der Keuſchheit** handelt, (Liber de pudicitia,) ſtreitet **Tertullianus** gleich hitzig für eine andere unterſcheidende Meinung ſeiner Parthey, nemlich, daß Chriſten, welche nach der Taufe grobe Sünden, inſonderheit Ehebruch und Hurerey, begangen hätten, niemals wieder durch die Kirchenbuße einen Eingang in die Gemeine finden ſollten. Unter bittern Spöttereyen klagt er anfänglich über die entgegen ſtehende Denkungsart des Römiſchen Biſchofs. Der Hoheprieſter, ſchreibt er, der Biſchof der Biſchöfe, hat eine Verordnung von folgendem Inhalte ergehen laſſen: „Ich erlaſſe denen, welche Kirchenbuße gethan haben, die Sünden des Ehebruchs und der Hurerey.„ Dieſes Erbieten, das von ihm vielleicht auffallender vorgeſtellt wird, ſieht er als überaus ärger-

lich und zur Sünde reizend an. Er beantwortet darauf ſehr ausführlich alles, womit die Gegenparthey ihre Nachſicht rechtfertigte. Gott iſt barmherzig gegen die Sünder, ſagte dieſelbe; wir dürfen einen fremden Knecht nicht richten, ſondern vielmehr unſern Schuldnern vergeben; die Kirchenbuße würde ſonſt vergeblich ſeyn, wenn keine Vergebung darauf erfolgte; Beyſpiele, Gleichniſſe und Lehren des Alten und Neuen Bundes bewieſen es, daß auch die Unkeuſchheit vergeben werden müſſe, und die Kirche habe überhaupt das Recht, Sünden zu erlaſſen. Das Beträchtlichſte, was **Tertullianus** dagegen erinnert, läuft darauf hinaus, nicht alle Sünden wären der Vergebung fähig, auch nicht Ehebruch und Hurerey, welche unter die Sünden zum Tode gehörten; die Kirchenbuße habe auch bey Gott ihren Nutzen; die größere Vollkommenheit, welche unter den Chriſten eingeführt worden ſey, erfordere auch mehr Strenge; die Gleichniſſe vom verlornen Schaafe, und andere ähnliche, zielten nur auf die Bekehrung der Heiden; andere Stellen der heiligen Schrift lehrten deſto mehr Schärfe gegen die Sünden der Unkeuſchheit: und dieſes ſey auch die Meinung der Schüler der Apoſtel, wie unter andern **Barnabas**, (denn dieſem ſchreibt der Verfaſſer den Brief **Pauli** an die Hebräer zu,) behaupte, es ſey unmöglich, daß diejenigen, welche einmal erleuchtet geweſen, nachher aber abgefallen wären, wieder zur Buße gebracht werden ſollten. Was endlich das Vorgeben betreffe, es ſey der Kirche eine ſolche Gewalt ertheilt worden, ſo dürfe man keineswegs dasjenige, was der Erlöſer dem Apoſtel **Petrus** zugeeignet hat, (Geſch. des Matthäus, Cap. 16.) auf alle Gemeinen ausdähnen, die mit ihm durch gemeinſchaftlichen Glauben in Verbindung ſtünden. **Jeſus** habe zu ihm geſagt: Auf dich will ich meine Gemeine bauen, dir will ich die Schlüßel geben, (nicht der Gemeine,) und würklich ſey auch die chriſtliche Kirche auf ihn, das heißt, durch ihn erbauet worden, indem er zu-

erſt

erſt nach der Himmelfahrt Jeſu Juden bekehrt, durch die Taufe den Himmel aufgeſchloſſen, dem Ananias ſeine Sünde behalten, und den Lahmen frey von ſeinen Banden gemacht habe. — Dieſe Erklärung iſt deſto merkwürdiger, da ſie nebſt dem ganzen Buche wider den römiſchen Biſchof Zephyrinus gerichtet iſt. Tertullianus gedenkt nichts von andern Anforderungen deſſelben auf die dem Petrus ertheilten Vorzüge, als von ſolchen, welche auch andere rechtgläubige Gemeinen machen konnten. Er giebt ſonſt dieſem Biſchof den er durchgehends wegen ſeiner Gelindigkeit verhöhnt, Nahmen, welche viele Jahrhunderte hindurch allen chriſtlichen Biſchöfen gemein verblieben ſind, nemlich eines apoſtoliſchen Lehrers, (Apoſtolicus) und eines geſeegneten Vaters, (benedictus Papa.)

Es folgte hierauf eine Reihe der wichtigſten Schriften Tertullians, die er den Ketzern entgegenſetzte. Unter denſelben iſt eine allgemeinern Inhalts wider ſie: von der Verjährung, oder von den Hauptbedenklichkeiten wider die Ketzer (de praeſcriptione haereticorum, oder de praeſcriptionibus adverſus haereticos). Als ein Kenner der Rechtsgelehrſamkeit bedient er ſich hier eines Worts und einer Art zu ſtreiten, die aus dieſer Wiſſenſchaft hergenommen ſind, weil er andere Methoden die Ketzer zu widerlegen, beynahe unnütz gefunden hatte, wenigſtens die gegenwärtige vor kürzer und treffender hält. Man darf ſich, ſagt er, nicht wundern, daß es Ketzereyen giebt, und daß ſie Beyfall erhalten: dieſes iſt vorher verkündigt worden, und die heilige Schrift hat vor denſelben gewarnet, beſonders auch vor der griechiſchen Philoſophie, aus welcher ſie erwachſen ſind. Diejenigen mögen zuſehen, welche ein Platoniſches und dialectiſches Chriſtenthum aufgebracht haben. Wir brauchen unſere Neubegierde weiter nicht zu befriedigen, nachdem wir Jeſum Chriſtum erkannt

kannt haben, und keine Unterſuchung nach dem Evangelio anzuſtellen. Indem wir glauben, verlangen wir weiter nichts zu glauben: denn wir glauben dieſes zuerſt, daß wir nichts mehr zu glauben nöthig haben. Zwar vertheidigen manche der unſrigen und auch die Ketzer die ſpitzfindigen Religionsfragen durch die Worte **Chriſti**: Suchet, ſo werdet ihr finden! Allein dieſes gieng nur auf die Juden, welche **Chriſtum** noch nicht erkannt hatten: und wenn es auch andern geſagt wäre, ſo müßte man doch endlich zu ſuchen aufhören, nachdem man den wahren Glauben erlangt hat. Ueberhaupt aber würde man nicht bey den Ketzern, ſondern unter uns und in dem unſrigen ſuchen müſſen, weil wir eine Vorſchrift des Glaubens von **Chriſto** empfangen haben, die alle Fragen überflüßig macht; nur die Ketzer bringen einige in dieſelbe, und werden eben dadurch **Ketzer**. **Tertullian** rückt dieſe Vorſchrift ein, (c. 13): es iſt ein kurzes Glaubensbekenntniß, faſt wie das apoſtoliſche, worinne zwar einzele Umſtände und Lehren fehlen, wie von dem Tode, dem Begräbniß und der Höllenfahrt **Chriſti**; andere aber etwas ausführlicher entwickelt ſind, wie unter andern dieſe, es ſey Ein Gott, und kein anderer als der Weltſchöpfer, der alles aus Nichts hervorgebracht habe, durch ſein Wort, welches er vor allem andern herabgelaſſen, und welches ſein Sohn genannt werde; es ſey derſelbe im Nahmen Gottes auf mancherley Art von den Propheten geſehen, und ſtets durch die Propheten gehört worden, bis er zuletzt durch den Geiſt und die Kraft Gottes des Vaters auf die Jungfrau **Maria** herabgelaſſen worden ſey. Aus dieſem allem zieht nun der Verfaſſer den Schluß, daß man die Ketzer gar zu keinen Streitigkeiten über die heilige Schrift zulaſſen müſſe: beſonders auch deswegen, weil **Paulus** dieſelben verbiete, und weil ſie unnütz wären, indem die Ketzer manche Theile der heiligen Schrift nicht annähmen, andere verfälſchten, ſie überhaupt durch ihre Auslegun-

legungen verdrehten, und dieſes letztere ſelbſt den Rechtgläubigen vorzuwerfen pflegten.

Vielmehr fährt er fort, muß der Streit mit den Ketzern bloß darauf eingeſchränkt werden, daß man zeige, wem der wahre Glaube zugehöre, wer im Beſitze der heiligen Schrift ſey, von wem, durch welche, wenn und welchen Leuten derjenige Lehrbegriff mitgetheilt worden ſey, durch welchen man ein Chriſt wird. Nun aber hat **Chriſtus** ſeine Lehre den Apoſteln beygebracht: von ihnen haben ſie die Völker und die durch ſie geſtifteten Gemeinen erhalten; und von dieſen nehmen ſie täglich neuentſtehende Gemeinen; ſo daß ſie alle apoſtoliſch ſind. Mithin iſt bey ihnen allein der wahre chriſtliche Glaube zu ſuchen. Die Apoſtel wußten und lehrten alles was zu demſelben gehört: ſie waren einander hierinnen alle gleich, und hielten nichts geheim vor manchen Gemeinen. Auch kann man nicht behaupten, daß die chriſtlichen Gemeinen nach dieſem empfangenen Unterrichte alle auf Irrthümer von gleicher Art verfallen wären; ihre beſtändige Uebereinſtimmung mit einander in der Lehre, beweiſet weit mehr, daß ſie dieſelbe unverfälſcht beybehalten haben. Dagegen iſt es deſto gewiſſer, daß die Ketzereyen ſpäter als die reine chriſtliche Lehre aufgekommen ſind. Sollten etwa die Ketzer ſagen, daß einige ihrer Irrlehren ſchon zu den Zeiten der Apoſtel entſtanden ſind: ſo mögen ſie den Urſprung ihrer Gemeinen aufſuchen, und zeigen, daß der erſte Biſchof derſelben einen Apoſtel oder einen Schüler der Apoſtel zum Vorgänger und Lehrer gehabt habe, wie die Gemeine zu Smyrna den **Polycarpus**, oder die Römiſche den **Clemens** gehabt hat, der vom **Petrus** eingeſetzt worden iſt. Wenn die Ketzer auch etwas ähnliches von ihren Gemeinen erdichten wollten: ſo würden ſie durch ihre Abweichung von der Lehre der Apoſtel leicht widerlegt werden können. Die Apoſtel haben ſogar bereits ſolche Irrthümer beſtritten, welche den

Ketzern noch immer eigen ſind. Nichts hingegen von allen dieſen wichtigen Bedenklichkeiten kann man den rechtgläubigen Gemeinen vorwerfen. „Du, der du deine „Neubegierde mit der Angelegenheit deines Heils beſchäf„tigen willſt, ſchreibt der Verfaſſer, gehe einmal die „apoſtoliſchen Gemeinen durch, bey welchen ſelbſt die „Lehrſtühle der Apoſtel noch an ihren Orten den Vorſitz „führen; bey welchen ſelbſt ihre ächten Schreiben (authenticae litterae, entweder die eigenhändigen Schreiben der Apoſtel die noch übrig waren; oder vielleicht richtiger Abſchriften derſelben in der Sprache, in welcher ſie aufgeſetzt waren,) „noch vorgeleſen werden, und machen, daß „noch ihre Stimme daſelbſt erklingt, auch das Geſicht eines jeden gleichſam abgebildet wird.„ Er nennt die Städte, an welche **Paulus** geſchrieben hat, Coloſſä ausgenommen, und ſagt von der römiſchen Gemeine beſonders: auch wir haben an derſelben ein ehrwürdiges Muſter der Lehre, [auctoritas,] (weil ſie nemlich von den Apoſteln errichtet worden war, welches keine africaniſche Gemeine von ſich rühmen konnte.) So findet man bald, daß die Rechtgläubigen noch vollkommen die Lehre der Apoſtel beybehalten. Es ergiebt ſich auch hieraus, daß die Ketzer keine Chriſten ſind, und über die heilige Schrift, welche ſie verderben, gar nicht ſtreiten dürfen. Sie haben keine wahre Kirche, weil es in ihrer Gemeine an ordentlicher Verfaſſung und Kirchenzucht fehlt: auch ſuchen ſie nicht Heiden zu bekehren, ſondern die Rechtgläubigen zu Grunde zu richten, ſind in der Lehre ſelbſt unter einander uneins, und führen andere ſolche ſchlimme Merkmale an ſich. — Hierauf folgt, (vom 46ſten Hauptſtücke dieſes Buchs an,) eines unbekannten Schriftſtellers kurze Beſchreibung aller Irrlehrer, unter welchen **Simon** der erſte, und **Praxeas** der letzte iſt: ein Anhang, der zwar mit **Tertullians** Schreibart einige Aehnlichkeit hat; allein ſich weder in den Zuſammenhang

und

und die Abſicht der vorhergehenden Abhandlung ſchickt, noch in den beſten Handſchriften des Buchs befindet.

Man darf ſich nicht wundern, daß dieſes Werk von vielen, beſonders Gelehrten aus der römiſchen Kirche, vortrefflich genannt, von den meiſten Proteſtanten hingegen verachtet und getadelt worden iſt. Beyde Theile haben es zu ſehr nach dem Gebrauche, der davon in den neuern Streitigkeiten zwiſchen den beyden Hauptgemeinen der Chriſten, oft wider den Endzweck des Verfaſſers gemacht worden iſt, beurtheilt. Es iſt immer ein ſchätzbares, wenn gleich nicht von allen Fehlern freyes Buch: und die Methode deſſelben iſt gut und gründlich, aber nicht ſo neu und dem Verfaſſer eigen, als ſie beym erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint. Daß Tertullian darinne gleich einem Sachwalter vor weltlichen Gerichten geſtritten, und wider ſeine Gegenparthey, die Ketzer, gewiſſe allgemeine wichtige Bedenklichkeiten oder nachtheilige Umſtände ihrer Sache, (praeſcriptiones — in den neuern theologiſchen Streitigkeiten hat man dafür préjugés geſagt;) für ſeine Parthey hingegen das immer noch gültige Verjährungsrecht, (praeſcriptio) oder das aus einem alten, und langen Beſitz entſtandene Recht auf eine Sache, gebraucht hat, iſt freylich etwas ſonderbar. Auch hat es das Anſehen, als wenn er überhaupt die Meinung vertheidigte, das Alterthum einer Religion ſey ein ſicherer Beweis der Wahrheit derſelben, und neue Lehren müßten ſchon wegen ihres ſpätern Aufkommens falſch genannt werden. Allein im Grunde kleidet er nur den Haupteinwurf wider die Ketzer auf eine neue Art ein, ſchärft ihn ungemein, und trägt ihn in ſeinem ganzen Umfange vor. Es iſt dieſer: Wer von dem urſprünglichen älteſten Chriſtenthum abgewichen iſt, wie es die erſten Gemeinen aus dem Munde der Apoſtel und ihrer Schüler ſelbſt erhalten haben, und wie es vom Anfange her übereinſtimmend mit der ſchriftlich abgefaßten Lehre der Apo-

ſtel, auch mündlich unter den Chriſten aufbewahrt worden iſt, der kommt viel zu ſpät, und macht einen völlig ungegründeten Anſpruch an den Nahmen eines Chriſten. In dieſer Denkungsart konnte der Verfaſſer die Ketzer mit ſo vielem Feuer anreden, (c. 38.): „Wer ſeyd „ihr? Wenn und woher ſeyd ihr gekommen? Was „macht ihr in dem Meinigen, da ihr nicht zu den Mei„nigen gehört? Mit welchem Rechte haueſt du, o Mar„cion, meinen Wald um!— Es iſt meine Beſitzung: „was ſäet und weidet ihr übrigen hier nach eurem Gefallen? „Es iſt meine Beſitzung: ich beſitze es von Alters her; ich „beſitze es früher; ich kann es von den Stiftern ſelbſt, deren „die Sache war, mit Gewißheit herleiten. Ich bin der „Erbe der Apoſtel: ſo wie ſie es durch ihr Teſtament „verordnet, es dem Erben anvertrauet, und ihn beſchwo„ren haben, ſo habe ich es noch. Euch haben ſie da„gegen ſtets enterbt, euch als Auswärtigen und Feinden „entſagt. Woher aber anders ſind die Ketzer den Apo„ſteln Auswärtige und Feinde, als aus der Verſchieden„heit der Lehre, die ein jeder von ihnen nach ſeinem Will„kühr wider die Apoſtel, vorgebracht oder angenommen „hat?„ — Das iſt alſo eine ſehr gewöhnliche und treffende Methode der erſten Chriſten, gegen die Ketzer zu ſtreiten: wovon man unter andern, oben (S. 207. fg.) beym Irenäus ein Beyſpiel geſehen hat, und andere beym Tertullianus ſelbſt (L. I. adv. Marcion. c. 1. L. IV. c. 5. adv. Praxeam, c. 2.) finden kann. Schriftſteller der Römiſchen Kirche haben ſie gegen die Proteſtanten mehrmals ſehr gemißbraucht: als wenn es bey derſelben bloß darauf ankäme, aus dem Alterthum einer gewiſſen kirchlichen Verfaſſung von einigen oder auch vielen Jahrhunderten, auf die unverfehrte Reinigkeit der Lehre dieſer Kirche zu ſchließen. Unter andern hat Chriſtian Lupus, der dieſes Buch beſonders mit ſeinen Anmerkungen (zu Brüßel, 1675. 4.) herausgab, daſſelbe auf dieſe Art zu nützen geſucht. Soll die gedachte Metho-

Methode noch jetzt einige Dienſte thun: ſo muß die Uebereinſtimmung einer Gemeine mit dem in den Schriften der Apoſtel enthaltenem Glauben, oder ihre Entfernung von demſelben, als das untrüglichſte Merkmal, ihr chriſtliches Alterthum zu entdecken, hauptſächlich dabey in Betrachtung gezogen werden.

Was **Tertullian** wider einzelne Ketzer geſchrieben hat, iſt bereits in der Geſchichte derſelben kurz angezeigt worden; aber gleichwohl verdient es auch eine genauere Beſchreibung. Die erſte Stelle gebührt darunter ſeinem Werke **gegen den Marcion**, (Libri quinque adverſus Marcionem,) in welchem er alle ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt in Vertheidigung der Religion gegen die Ketzer zuſammengefaßt zu haben ſcheinet. Ein allgemeines Urtheil von dieſem Werke hat man an einem andern Orte (Th. II. S. 413. fg.) geleſen. Das **erſte Buch** deſſelben, das im Jahre 207. aufgeſetzt wurde, fängt mit einer fürchterlichen Abſchilderung der Gegend um den Pontus Euxinus (das jetzt ſogenannte ſchwarze Meer) und der Einwohner an demſelben an, um den **Marcion** gleich von Seiten ſeines Vaterlandes verhaßt zu machen. Wider dieſen Irrlehrer zeigt der Verfaſſer, daß es nicht zween Götter geben könne. Den Beweis führt er daraus, weil das höchſte Große, oder Gott, ſeiner Natur nach, nur Eines ſeyn könne; weil es, wenn man zween Götter vor möglich hielte, auch noch mehrere derſelben geben könnte; und weil zween höchſte Weſen entweder völlig gleich oder von einander verſchieden ſeyn müßten, beydes aber ihre höchſte Größe aufhebe. Der Gott des **Marcion**, fährt er fort, iſt etwas neues; aber der wahre Gott iſt ewig. Die Erkenntniß von jenem ſoll erſt durch dieſen Ketzer ausgebreitet worden ſeyn; dieſen hingegen kennt alles, ſelbſt die heidniſche Seele, vom Anfange der Welt her. Der wahre Gott hat die Welt geſchaffen: **Marcions** Gott hat nichts gethan, und verdient

alſo dieſen Nahmen nicht; man kann auch nicht behaupten, daß die Weltſchöpfung Gottes unwürdig ſey. Der Gott, den **Marcion** lehrte, hat keinen Himmel und keine Welt: es iſt ein geringes Lob von ihm, daß er ein Befreyer der Menſchen ſeyn ſollte; man kann auch gar nicht ſagen, daß er ſich den Menſchen geoffenbaret habe. Vergeblich giebt **Marcion** vor, er habe die Vorſchrift des chriſtlichen Glaubens nicht verändert, ſondern vielmehr die Verfälſchung derſelben aufgehoben. Sein Gott iſt weder natürlich gut: denn er iſt dem Menſchen nicht gleich anfänglich zu Hülfe gekommen; er iſt auch nicht vernünftig gut, weil er ſich des Menſchen annahm, der ihm nicht zugehörte; noch iſt er es auf eine vollkommene Art, indem er theils nur wenige ſeelig macht, theils auch von dieſen nur die Seele. Gott muß nicht bloß nach ſeiner Güte, wie die **Marcioniten** thun, ſondern auch nach ſeiner Gerechtigkeit beurtheilt werden. Ihre Grundſätze ſtürzen auch die Taufe um: denn die Vergebung der Sünden und andere Wohlthaten, welche durch dieſelbe geſchenkt werden, kann nur derjenige ertheilen, der den Menſchen geſchaffen, und wegen der Sünde verdammt hat. Endlich widerlegt noch **Tertullian** die Lehre des **Marcion**, daß nur Jungfrauen und Unverehlichte getauft werden müßten. Er vertheidigt auch die Ehe gegen denſelben, wobey er behauptet, daß ohne dieſelbe keine Heiligkeit unter den Menſchen ſeyn würde, weil ſich ſolche hauptſächlich in der Enthaltſamkeit vom Eheſtande zeigte.

Nachdem er dergeſtalt bewieſen hat, daß **Marcions** Gott dieſer höchſten Würde nicht werth ſey, rettet er im **zweyten Buche** die Lehre der Rechtgläubigen von dem einzigen wahren Gotte. Die Güte und Weisheit deſſelben thut er auf mancherley Art dar; beſchäfftigt ſich aber am meiſten mit den Einwürfen ſeines Gegners. Die vornehmſten derſelben ſind folgende:

Warum

Warum hat Gott den Fall des Menſchen zugelaſſen? und wenn ſolcher von dem Mißbrauche der menſchlichen Freyheit herrührt, warum hat er ihn ſo geſchaffen, oder wenigſtens dieſen Mißbrauch nicht verhindert? Der Teufel hat die Menſchen verführt, und da ihn Gott geſchaffen hat, fällt auch auf dieſen die Schuld davon zurück. Gott hat mit den Menſchen nach dem Falle zu hart verfahren, und auch bey andern Gelegenheiten; er geſteht, daß er Böſes hervorbringe; er hat manches befohlen, das ſeinen Geſetzen zuwider war, wie den Iſraeliten, die Koſtbarkeiten der Aegyptier zu rauben; er iſt veränderlich in ſeinem Urtheil über gewiſſe Menſchen geweſen, hat Reue empfunden, Unwiſſenheit verrathen, bey ſich ſelbſt geſchworen, um Glauben zu erlangen, und einen für Gott unanſtändigen Umgang mit den Menſchen gepflogen. Auf alle dieſe Einwendungen wird faſt durchgängig wohl geantwortet. Merkwürdig iſt unter andern **Tertullians** Unterſuchung über den freyen Willen des Menſchen (libertas arbitrii oder liberum arbitrium) in ſittlichen und geiſtlichen Dingen, den er auch nach dem Falle deſſelben, (c. 8.) gleich ſtark bey ihm findet.

Gegen einen andern von den Hauptirrthümern des **Marcion** ſind die **drey übrigen Bücher** dieſes Werks gerichtet, nemlich gegen die Meinung deſſelben, daß der Erlöſer der Menſchen nicht der Sohn des Gottes ſey, der die Welt geſchaffen habe; ſondern desjenigen, den **Marcion** zuerſt bekannt machte. Und da er zur Beſtätigung dieſer Lehre behauptete, das Alte Teſtament ſey auf Befehl des Weltſchöpfers aufgeſetzt worden, auch daher dem Neuen entgegen geſetzt, das von ſeinem Gott herrühren, und den von dieſem geſandten **Chriſtum** verkündigen ſollte: ſo werden auch dieſe Einfälle ausführlich widerlegt. Der Beweis, daß **Chriſtus** der Sohn des wahren Gottes ſey, der ihn durch die Propheten des Alten Bundes hat verkündigen laſſen, wird

wird ſchon im **dritten Buche** gut geführt; es wird einigen Einwendungen begegnet, und auch der Irrthum **Marcions**, als wenn **Chriſtus** nur dem Scheine nach einen menſchlichen Körper getragen hätte, beſtritten. Am Ende aber des Buchs ſinkt nicht allein die Einbildungskraft **Tertullians** zu der ſeltſamen Hoffnung des **Papias**, **Juſtinus** und **Irenäus** von einem tauſendjährigen irdiſchen Reiche **Chriſti** herab, das nach der allgemeinen Auferſtehung zu Jeruſalem errichtet werden, und die Gläubigen für ihren Verluſt in weltlichen Dingen durch geiſtliche Güter ſchadlos halten ſoll; ſie verleitet ihn ſogar in einer Vertheidigungsſchrift wider die Ketzer, uneingedenk, wie ſehr ſie dieſes zur Spötterey reizen könnte, zu erzählen, daß während eines Feldzugs des **Severus** in Judäa, ſelbſt von Heiden ein Vorbild dieſes neuen Jeruſalems, nemlich eine vierzig Tage lang vom Himmel herabhängende Stadt, daſelbſt geſehen worden ſey. Er hatte auch ein Buch **von der Hoffnung der Gläubigen** geſchrieben, das nicht mehr vorhanden iſt, und eine allegoriſche Deutung der von den Juden erwarteten Wiedereinführung in ihr Land, auf **Chriſtum** und ſeine Kirche enthielt.

Nun geht im **vierten Buche** der Beweis, daß **Chriſtus** der Sohn des Schöpfers aller Dinge ſey, ſonderlich in Beziehung auf den vom **Marcion** vorgegebenen Widerſpruch der Schriften des Alten und des Neuen Bundes, fort. Daß dieſe beyde vollkommen mit einander übereinſtimmen, wird aus der ganzen Geſchichte Jeſu, die den Vorherſagungen der Propheten ſo gemäß iſt, dargethan. **Marcion** nahm unter den Lebensbeſchreibungen Jeſu nur die vom **Lucas** verfertigte, und auch dieſe nach ſeinem Gefallen verfälſcht, an. Daher wird zuerſt die ächte und älteſte Geſtalt derſelben aus dem Zeugniſſe der erſten Gemeinen und andern Gründen erwieſen: ſodann aber aus dieſer Geſchichte ſehr umſtänd-

und die Abſicht der vorhergehenden Abhandlung ſchickt, noch in den beſten Handſchriften des Buchs befindet.

Man darf ſich nicht wundern, daß dieſes Werk von vielen, beſonders Gelehrten aus der römiſchen Kirche, vortrefflich genannt, von den meiſten Proteſtanten hingegen verachtet und getadelt worden iſt. Beyde Theile haben es zu ſehr nach dem Gebrauche, der davon in den neuern Streitigkeiten zwiſchen den beyden Hauptgemeinen der Chriſten, oft wider den Endzweck des Verfaſſers gemacht worden iſt, beurtheilt. Es iſt immer ein ſchätzbares, wenn gleich nicht von allen Fehlern freyes Buch: und die Methode deſſelben iſt gut und gründlich, aber nicht ſo neu und dem Verfaſſer eigen, als ſie beym erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint. Daß Tertullian darinne gleich einem Sachwalter vor weltlichen Gerichten geſtritten, und wider ſeine Gegenparthey, die Ketzer, gewiſſe allgemeine wichtige Bedenklichkeiten oder nachtheilige Umſtände ihrer Sache, (praeſcriptiones — in den neuern theologiſchen Streitigkeiten hat man dafür préjugés geſagt;) für ſeine Parthey hingegen das immer noch gültige Verjährungsrecht, (praeſcriptio) oder das aus einem alten, und langen Beſitz entſtandene Recht auf eine Sache, gebraucht hat, iſt freylich etwas ſonderbar. Auch hat es das Anſehen, als wenn er überhaupt die Meinung vertheidigte, das Alterthum einer Religion ſey ein ſicherer Beweis der Wahrheit derſelben, und neue Lehren müßten ſchon wegen ihres ſpätern Aufkommens falſch genannt werden. Allein im Grunde kleidet er nur den Haupteinwurf wider die Ketzer auf eine neue Art ein, ſchärft ihn ungemein, und trägt ihn in ſeinem ganzen Umfange vor. Es iſt dieſer: Wer von dem urſprünglichen älteſten Chriſtenthum abgewichen iſt, wie es die erſten Gemeinen aus dem Munde der Apoſtel und ihrer Schüler ſelbſt erhalten haben, und wie es vom Anfange her übereinſtimmend mit der ſchriftlich abgefaßten Lehre der Apo-

nengeſchichte alſo, ihre Erzählungen von dem Weltſchöpfer, von **Chriſto**, von den drey Gattungen der Menſchen, auch die Uneinigkeiten unter ihnen ſelbſt, werden von ihm ſehr beißend verſpottet. Wenn es das Anſehen haben ſollte, daß dieſes ausſchweifende Lehrgebäude es nicht verdient habe, in einem beſondern Buche verlacht zu werden: ſo könnte man auch im Nahmen des Verfaſſers ſagen, daß es noch weniger einer andern Beſtreitung werth geweſen ſey. Beyläufig beantwortet er den Vorwurf der **Einfalt**, den die **Valentinianer** den Rechtgläubigen machten, und bedient ſich gegen ſie, der bey ihnen gewöhnlichen Geheimhaltung ihrer Lehrſätze.

Mehr zur Geſchichte der chriſtlichen Lehre in dieſen Zeiten, kann man aus ſeiner Schrift **gegen den Praxeas** ſchöpfen, von welchem ſchon oben, unter den Nachrichten von dieſem Irrlehrer, (S. 178. fg.) einiger Begriff ertheilt worden iſt. **Tertullianus** beweiſet zuerſt aus der vom Anfange des Chriſtenthums ſich herſchreibenden allgemeinen Regel des Glaubens an Einen Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, daß die neuere Meinung des **Praxeas**, als wenn Gott der Vater ein Menſch geworden ſey, und gelitten habe, irrig ſeyn müſſe. Er legt hier dem Sohne Gottes ein **Ausgehen vom Vater** (procedere) bey, und nennt die Lehre, daß auch der Sohn und der heilige Geiſt, Gott ſind, eine Art von **Ordnung** oder **Einrichtung**, (ſub hac *diſpenſatione*, quam *oeconomiam* dicimus.) Dadurch, ſchreibt er, wird die Lehre von der Herrſchaft eines einzigen höchſten Gottes, (μοναρχία) nicht aufgehoben: denn es bleibt ein Gott, aus welchem dieſe drey Stufen, Geſtalten und Arten, (gradus, formae et ſpecies,) unter dem Nahmen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſtes kommen; ſie haben aber Ein Weſen, Eine Beſchaffenheit und Gewalt, (unius ſubſtantiae,

tiae, ſtatus et poteſtatis.) Man erkennet ſolches auch daraus, weil der Sohn aus dem Weſen des Vaters kommt, nichts ohne den Willen deſſelben thut, und alle Macht von ihm erhalten hat: und eben ſo kommt der heilige Geiſt vom Vater durch den Sohn; ja es gehöret auch dahin, was **Paulus** ſagt, daß der Sohn dereinſt das Reich dem Vater übergeben werde. Der wahre Unterſcheid zwiſchen dem Vater und Sohn, wird ferner dadurch beſtätigt, daß dieſer **das Wort Gottes** heißt, oder der Ausdruck des ewigen göttlichen Verſtandes. Bey ihm kann der Nahme des Wortes nicht einen leeren Schall anzeigen: was von Gott herkömmt, muß ein würklich beſtehendes Weſen (ſubſtantia) ſeyn. Denn wer kann leugnen, daß Gott ein Körper ſey, ob er gleich ein Geiſt iſt? (Dieſe Meinung, die mehrere Lehrer der alten Kirche behaupteten, ſchreibt eigentlich Gott keinen menſchlichen Körper zu. Sie floß hauptſächlich, wie andere Schriften **Tertullians** (de anima, c. 5. 6. de carne Chriſti, c. 11.) zu erkennen geben, aus **ſtoiſchen** Grundſätzen, nach welchen alles wirklich beſtehende vor körperlich gehalten wurde: und er glaubte daher, Gott müſſe wenigſtens einen ſeiner Natur und Majeſtät gemäßen Körper haben.) Der Sohn Gottes unterſcheidet ſich vom Vater, wie der Strahl von der Sonne, und iſt ein Theil ſeines ſelbſtſtändigen Weſens. Von Göttern und Herren darf man nicht reden; ſondern wenn der Vater und Sohn zugleich genannt werden, muß man Gott den Vater, und den Herrn **Jeſum Chriſtum**, ſagen. Aber **Chriſtum** allein kann man mit dem Apoſtel, (Br. an die Röm. Chriſten, C. 9.) Gott nennen. Den Unterſcheid der göttlichen Perſonen von einander, beweiſet der Verfaſſer nicht nur auf mancherley Art aus der heiligen Schrift; er beantwortet auch die Scheingründe des **Praxeas**. Er nennt die Redensart hart, daß **Chriſtus** geſtorben ſey; verſichert aber, der Apoſtel habe ſie durch den Zuſatz, nach

der Schrift, gemildert, und man könne ſie bloß von ſeiner menſchlichen Selbſtſtändigkeit gebrauchen, nicht von der göttlichen. Zuletzt ſagt er, es ſey ein jüdiſcher Glaube, zwar Einen Gott, aber keinen Sohn und Geiſt deſſelben anzunehmen, indem dieſe eigenthümliche Lehre des Neuen Bundes, unter dem Alten nicht verſtanden worden ſey. Ueberhaupt lehrt wohl **Tertullian** in dieſem Buche einerley Glauben mit dem ſpätern herrſchenden Lehrbegriffe der Chriſten, von den drey göttlichen Perſonen; aber es fehlt viel daran, daß er auch durchgehends ſolche Erläuterungen, Beweiſe und Beſtimmungen, wie ſie, gebraucht haben ſollte.

Den Inhalt ſeiner Schrift **wider den Hermogenes** kennt man wiederum bereits aus der Beſchreibung, welche oben (S. 181. fg.) von dieſem Manne mitgetheilt worden iſt: wo man auch ſeinen Hauptbeweis für die Ewigkeit der Materie, antrifft. **Tertullianus** antwortet inſonderheit auf den Schluß, daß, wenn Gott alles aus nichts geſchaffen hätte, das Böſe von ihm herrühren müßte, folgendes: Gott werde dadurch nicht entſchuldigt, daß das Böſe aus der Materie entſpringe, weil er es doch zugelaſſen habe, an Statt daß er es vor der Schöpfung in der Materie hätte verbeſſern ſollen; wenn die Materie ewig ſey, könne ſie nicht böſe ſeyn, ſonſt würde man es vor möglich halten müſſen, daß Gott auch böſe wäre, und das Böſe wäre alsdenn unverbeſſerlich, gleichwohl aber habe Gott alles gut geſchaffen; hätte Gott alles aus der Materie geſchaffen, ſo würde er durchaus nothwendig das Böſe hervorgebracht haben; endlich da das Gute nicht aus der Materie herkomme, ſo müſſe das Böſe eben ſowohl als jenes, aus nichts ſeinen Urſprung haben. Die Meinung des **Hermogenes**, fährt **Tertullianus** fort, widerſpricht auch dem Begriffe von einem einzigen Gotte, dem nichts gleich ewig ſeyn kann. Braucht er aber Materie zur Schöpfung,

ſo hat er eine weit würdigere und tüchtigere an ſeiner Weisheit (ſophia) welche allein, als der Geiſt, der in Gott iſt, weiß, was Gottes iſt, die er daher, als er ſie zur Schöpfung der Welt nöthig befand, ſogleich in ſich ſelbſt geſchaffen und gebohren hat. Daraus ſieht man, daß es nichts ungebohrnes und ungeſchaffenes außer Gott allein gebe: und **Hermogenes** alſo, der ſolches von der Materie behauptet, ſetzt ſie dem Sohne Gottes ſelbſt vor. Ein anderer Beweis dieſes Irrlehrers kam darauf an, die Materie müſſe ewig ſeyn, weil Gott ſtets Herr geweſen ſey, und eben über die Materie ſich ſeine Herrſchaft erſtreckt habe. Dieſes leugnet aber der Verfaſſer: Gott war nicht eher Herr, ſagt er, als da Geſchöpfe vorhanden waren; eben ſo wenig, als er eher Vater war, bevor er einen Sohn hatte. **Es war aber eine Zeit, da er noch keinen Sohn hatte.** (Ein Ausſpruch, der demjenigen ſehr zuwider iſt, was **Tertullian** ſonſt ſo oft und ſo deutlich von der ewigen Gottheit **Chriſti** lehrt. Man thut alſo wohl nicht Unrecht, wenn man dieſe Stelle bloß als eine übereilte Folge von dem Streite mit dem **Hermogenes** betrachtet.) Eben denſelben widerlegt er noch ausführlicher; aber nicht immer mit den überzeugendeſten Gründen.

Noch eine Schrift **Tertullians** wider die Ketzer, iſt unter dem Nahmen eines **Gegengiftes wider die Scorpionen**, (Scorpiace, oder Scorpiacum adverſus Gnoſticos, de bono martyrii,) denjenigen **Gnoſtikern** entgegengeſetzt, (denn alle, wie unter andern die **Marcioniten**, traf ſolches nicht,) welche während der damals wütenden Verfolgung des **Severus** behaupteten, es ſey weder nothwendig noch nützlich, daß die Chriſten um ihrer Religion Willen ſich hinrichten ließen. Hierwider beweiſet der Verfaſſer zuerſt, daß der Märtyrertodt der Chriſten dem Willen Gottes gemäß ſey, weil er die Abgötterey, die dadurch vermieden werde, verbo-

nengeſchichte alſo, ihre Erzählungen von dem Weltſchöpfer, von **Chriſto**, von den drey Gattungen der Menſchen, auch die Uneinigkeiten unter ihnen ſelbſt, werden von ihm ſehr beißend verſpottet. Wenn es das Anſehen haben ſollte, daß dieſes ausſchweifende Lehrgebäude es nicht verdient habe, in einem beſondern Buche verlacht zu werden: ſo könnte man auch im Nahmen des Verfaſſers ſagen, daß es noch weniger einer andern Beſtreitung werth geweſen ſey. Beyläufig beantwortet er den Vorwurf der **Einfalt**, den die **Valentinianer** den Rechtgläubigen machten, und bedient ſich gegen ſie, der bey ihnen gewöhnlichen Geheimhaltung ihrer Lehrſätze.

Mehr zur Geſchichte der chriſtlichen Lehre in dieſen **Zeiten**, kann man aus ſeiner Schrift **gegen den Praxeas** ſchöpfen, von welchem ſchon oben, unter den Nachrichten von dieſem Irrlehrer, (S. 178. fg.) einiger Begriff ertheilt worden iſt. **Tertullianus** beweiſet zuerſt aus der vom Anfange des Chriſtenthums ſich herſchreibenden allgemeinen Regel des Glaubens an Einen Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, daß die neuere Meinung des **Praxeas**, als wenn Gott der Vater ein Menſch geworden ſey, und gelitten habe, irrig ſeyn müſſe. Er legt hier dem Sohne Gottes ein **Ausgehen vom Vater** (procedere) bey, und nennt die Lehre, daß auch der Sohn und der heilige Geiſt, Gott ſind, eine Art von **Ordnung** oder **Einrichtung**, (ſub hac *diſpenſatione*, quam *oeconomiam* dicimus.) Dadurch, ſchreibt er, wird die Lehre von der Herrſchaft eines einzigen höchſten Gottes, (μοναρχία) nicht aufgehoben: denn es bleibt ein Gott, aus welchem dieſe drey Stufen, Geſtalten und Arten, (gradus, formae et ſpecies,) unter dem Nahmen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſtes kommen; ſie haben aber Ein Weſen, Eine Beſchaffenheit und Gewalt, (unius ſubſtantiae,

tiae, ſtatus et poteſtatis.) Man erkennet ſolches auch daraus, weil der Sohn aus dem Weſen des Vaters kommt, nichts ohne den Willen deſſelben thut, und alle Macht von ihm erhalten hat: und eben ſo kommt der heilige Geiſt vom Vater durch den Sohn; ja es gehöret auch dahin, was **Paulus** ſagt, daß der Sohn dereinſt das Reich dem Vater übergeben werde. Der wahre Unterſcheid zwiſchen dem Vater und Sohn, wird ferner dadurch beſtätigt, daß dieſer **das Wort Gottes** heißt, oder der Ausdruck des ewigen göttlichen Verſtandes. Bey ihm kann der Nahme des Wortes nicht einen leeren Schall anzeigen: was von Gott herkömmt, muß ein würklich beſtehendes Weſen (ſubſtantia) ſeyn. Denn wer kann leugnen, daß Gott ein Körper ſey, ob er gleich ein Geiſt iſt? (Dieſe Meinung, die mehrere Lehrer der alten Kirche behaupteten, ſchreibt eigentlich Gott keinen menſchlichen Körper zu. Sie floß hauptſächlich, wie andere Schriften **Tertullians** (de anima, c. 5. 6. de carne Chriſti, c. 11.) zu erkennen geben, aus **ſtoiſchen** Grundſätzen, nach welchen alles wirklich beſtehende vor körperlich gehalten wurde: und er glaubte daher, Gott müſſe wenigſtens einen ſeiner Natur und Majeſtät gemäßen Körper haben.) Der Sohn Gottes unterſcheidet ſich vom Vater, wie der Strahl von der Sonne, und iſt ein Theil ſeines ſelbſtſtändigen Weſens. Von Göttern und Herren darf man nicht reden; ſondern wenn der Vater und Sohn zugleich genannt werden, muß man Gott den Vater, und den Herrn **Jeſum Chriſtum**, ſagen. Aber **Chriſtum** allein kann man mit dem Apoſtel, (Br. an die Röm. Chriſten, C. 9.) Gott nennen. Den Unterſcheid der göttlichen Perſonen von einander, beweiſet der Verfaſſer nicht nur auf mancherley Art aus der heiligen Schrift; er beantwortet auch die Scheingründe des **Praxeas**. Er nennt die Redensart hart, daß **Chriſtus** geſtorben ſey; verſichert aber, der Apoſtel habe ſie durch den Zuſatz, nach

nengeſchichte alſo, ihre Erzählungen von dem Weltſchöpfer, von **Chriſto**, von den drey Gattungen der Menſchen, auch die Uneinigkeiten unter ihnen ſelbſt, werden von ihm ſehr beißend verſpottet. Wenn es das Anſehen haben ſollte, daß dieſes ausſchweifende Lehrgebäude es nicht verdient habe, in einem beſondern Buche verlacht zu werden: ſo könnte man auch im Nahmen des Verfaſſers ſagen, daß es noch weniger einer andern Beſtreitung werth geweſen ſey. Beyläufig beantwortet er den Vorwurf der **Einfalt**, den die **Valentinianer** den Rechtgläubigen machten, und bedient ſich gegen ſie, der bey ihnen gewöhnlichen Geheimhaltung ihrer Lehrſätze.

Mehr zur Geſchichte der chriſtlichen Lehre in dieſen Zeiten, kann man aus ſeiner Schrift **gegen den Praxeas** ſchöpfen, von welchem ſchon oben, unter den Nachrichten von dieſem Irrlehrer, (S. 178. fg.) einiger Begriff ertheilt worden iſt. **Tertullianus** beweiſet zuerſt aus der vom Anfange des Chriſtenthums ſich herſchreibenden allgemeinen Regel des Glaubens an Einen Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, daß die neuere Meinung des **Praxeas**, als wenn Gott der Vater ein Menſch geworden ſey, und gelitten habe, irrig ſeyn müſſe. Er legt hier dem Sohne Gottes ein **Ausgehen vom Vater** (procedere) bey, und nennt die Lehre, daß auch der Sohn und der heilige Geiſt, Gott ſind, eine Art von **Ordnung** oder **Einrichtung**, (ſub hac *diſpenſatione*, quam *oeconomiam* dicimus.) Dadurch, ſchreibt er, wird die Lehre von der Herrſchaft eines einzigen höchſten Gottes, (μοναρχία) nicht aufgehoben: denn es bleibt ein Gott, aus welchem dieſe drey Stufen, Geſtalten und Arten, (gradus, formae et ſpecies,) unter dem Nahmen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſtes kommen; ſie haben aber Ein Weſen, Eine Beſchaffenheit und Gewalt, (unius ſubſtantiae,

tiae, ſtatus et poteſtatis.) Man erkennet ſolches auch daraus, weil der Sohn aus dem Weſen des Vaters kommt, nichts ohne den Willen deſſelben thut, und alle Macht von ihm erhalten hat: und eben ſo kommt der heilige Geiſt vom Vater durch den Sohn; ja es gehöret auch dahin, was **Paulus** ſagt, daß der Sohn dereinſt das Reich dem Vater übergeben werde. Der wahre Unterſcheid zwiſchen dem Vater und Sohn, wird ferner dadurch beſtätigt, daß dieſer **das Wort Gottes** heißt, oder der Ausdruck des ewigen göttlichen Verſtandes. Bey ihm kann der Nahme des Wortes nicht einen leeren Schall anzeigen: was von Gott herkömmt, muß ein würklich beſtehendes Weſen (ſubſtantia) ſeyn. Denn wer kann leugnen, daß Gott ein Körper ſey, ob er gleich ein Geiſt iſt? (Dieſe Meinung, die mehrere Lehrer der alten Kirche behaupteten, ſchreibt eigentlich Gott keinen menſchlichen Körper zu. Sie floß hauptſächlich, wie andere Schriften **Tertullians** (de anima, c. 5. 6. de carne Chriſti, c. 11.) zu erkennen geben, aus **ſtoiſchen** Grundſätzen, nach welchen alles wirklich beſtehende vor körperlich gehalten wurde: und er glaubte daher, Gott müſſe wenigſtens einen ſeiner Natur und Majeſtät gemäßen Körper haben.) Der Sohn Gottes unterſcheidet ſich vom Vater, wie der Strahl von der Sonne, und iſt ein Theil ſeines ſelbſtſtändigen Weſens. Von Göttern und Herren darf man nicht reden; ſondern wenn der Vater und Sohn zugleich genannt werden, muß man Gott den Vater, und den Herrn **Jeſum Chriſtum**, ſagen. Aber **Chriſtum** allein kann man mit dem Apoſtel, (Br. an die Röm. Chriſten, C. 9.) Gott nennen. Den Unterſcheid der göttlichen Perſonen von einander, beweiſet der Verfaſſer nicht nur auf mancherley Art aus der heiligen Schrift; er beantwortet auch die Scheingründe des **Praxeas**. Er nennt die Redensart hart, daß **Chriſtus** geſtorben ſey; verſichert aber, der Apoſtel habe ſie durch den Zuſatz, nach

der Schrift, gemildert, und man könne ſie bloß von ſeiner menſchlichen Selbſtſtändigkeit gebrauchen, nicht von der göttlichen. Zuletzt ſagt er, es ſey ein jüdiſcher Glaube, zwar Einen Gott, aber keinen Sohn und Geiſt deſſelben anzunehmen, indem dieſe eigenthümliche Lehre des Neuen Bundes, unter dem Alten nicht verſtanden worden ſey. Ueberhaupt lehrt wohl **Tertullian** in dieſem Buche einerley Glauben mit dem ſpätern herrſchenden Lehrbegriffe der Chriſten, von den drey göttlichen Perſonen; aber es fehlt viel daran, daß er auch durchgehends ſolche Erläuterungen, Beweiſe und Beſtimmungen, wie ſie, gebraucht haben ſollte.

Den Inhalt ſeiner Schrift **wider den Hermogenes** kennt man wiederum bereits aus der Beſchreibung, welche oben (S. 181. fg.) von dieſem Manne mitgetheilt worden iſt: wo man auch ſeinen Hauptbeweis für die Ewigkeit der Materie, antrifft. **Tertullianus** antwortet inſonderheit auf den Schluß, daß, wenn Gott alles aus nichts geſchaffen hätte, das Böſe von ihm herrühren müßte, folgendes: Gott werde dadurch nicht entſchuldigt, daß das Böſe aus der Materie entſpringe, weil er es doch zugelaſſen habe, an Statt daß er es vor der Schöpfung in der Materie hätte verbeſſern ſollen; wenn die Materie ewig ſey, könne ſie nicht böſe ſeyn, ſonſt würde man es vor möglich halten müſſen, daß Gott auch böſe wäre, und das Böſe wäre alsdenn unverbeſſerlich, gleichwohl aber habe Gott alles gut geſchaffen; hätte Gott alles aus der Materie geſchaffen, ſo würde er durchaus nothwendig das Böſe hervorgebracht haben; endlich da das Gute nicht aus der Materie herkomme, ſo müſſe das Böſe eben ſowohl als jenes, aus nichts ſeinen Urſprung haben. Die Meinung des **Hermogenes**, fährt **Tertullianus** fort, widerſpricht auch dem Begriffe von einem einzigen Gotte, dem nichts gleich ewig ſeyn kann. Braucht er aber Materie zur Schöpfung,

ſo hat er eine weit würdigere und tüchtigere an ſeiner Weisheit (ſophia) welche allein, als der Geiſt, der in Gott iſt, weiß, was Gottes iſt, die er daher, als er ſie zur Schöpfung der Welt nöthig befand, ſogleich in ſich ſelbſt geſchaffen und gebohren hat. Daraus ſieht man, daß es nichts ungebohrnes und ungeſchaffenes außer Gott allein gebe: und **Hermogenes** alſo, der ſolches von der Materie behauptet, ſetzt ſie dem Sohne Gottes ſelbſt vor. Ein anderer Beweis dieſes Irrlehrers kam darauf an, die Materie müſſe ewig ſeyn, weil Gott ſtets Herr geweſen ſey, und eben über die Materie ſich ſeine Herrſchaft erſtreckt habe. Dieſes leugnet aber der Verfaſſer: Gott war nicht eher Herr, ſagt er, als da Geſchöpfe vorhanden waren; eben ſo wenig, als er eher Vater war, bevor er einen Sohn hatte. **Es war aber eine Zeit, da er noch keinen Sohn hatte.** (Ein Ausſpruch, der demjenigen ſehr zuwider iſt, was **Tertullian** ſonſt ſo oft und ſo deutlich von der ewigen Gottheit **Chriſti** lehrt Man thut alſo wohl nicht Unrecht, wenn man dieſe Stelle bloß als eine übereilte Folge von dem Streite mit dem **Hermogenes** betrachtet.) Eben denſelben widerlegt er noch ausführlicher; aber nicht immer mit den überzeugendeſten Gründen.

Noch eine Schrift **Tertullians** wider die Ketzer, iſt unter dem Nahmen eines **Gegengiftes wider die Scorpionen**, (Scorpiace, oder Scorpiacum adverſus Gnoſticos, de bono martyrii,) denjenigen **Gnoſtikern** entgegengeſetzt, (denn alle, wie unter andern die **Marcioniten**, traf ſolches nicht,) welche während der damals wütenden Verfolgung des **Severus** behaupteten, es ſey weder nothwendig noch nützlich, daß die Chriſten um ihrer Religion Willen ſich hinrichten ließen. Hierwider beweiſet der Verfaſſer zuerſt, daß der Märtyrertodt der Chriſten dem Willen Gottes gemäß ſey, weil er die Abgötterey, die dadurch vermieden werde, verbo-

ten und beſtraft habe. Daß dieſe Art des Todes ihren großen Nutzen habe, ſucht er aus mancherley Gründen zu zeigen, dergleichen dieſe ſind: es ſey ein von Gott vorgelegter Kampf, in welchem die Chriſten ſiegen ſollen; wenn nicht die Verdienſte der Chriſten mannichfaltig wären, wozu ſollten ſo viele Wohnungen bey dem Vater ſeyn, und wozu ſollte ſich ein Stern von dem andern in der Herrlichkeit unterſcheiden, als durch die Verſchiedenheit der Strahlen? Endlich da Gott die menſchliche Schwachheit gekannt, und vorausgeſehen habe, daß die meiſten nach der Taufe Gefahr liefen, verloren zu gehen, habe er dieſen zweyten Troſt, dieſes letzte Hülfsmittel, die Bluttaufe, ausgeſetzt. **Tertullian** kommt noch einmal auf den leichten Beweis zurück, daß Gott es befohlen habe, für den Glauben zu ſterben, und redet überhaupt von dieſer Verbindlichkeit mit einnehmender Stärke. Es ſcheinet faſt, die **Gnoſtiker** haben zugleich gewiſſe Mißbräuche der Chriſten, die ſich bisweilen zu übereilt in den Märtyrertod ſtürzten, oder ihn zu freygebig prieſen, getadelt. Darauf aber hat der Verfaſſer wenigſtens keine Rückſicht genommen.

Er hat über alle dieſe Streitſchriften noch drey hinterlaſſen, darunter zwo ebenfals gegen Irrthümer der Ketzer gerichtet ſind. In der einen derſelben, **von dem Leibe Chriſti**, (de carne Chriſti,) widerlegt er diejenigen, welche es leugneten, daß **Chriſtus** würklich einen menſchlichen Leib angenommen habe. Dieſes folgte aus den Grundſätzen der **Gnoſtiker**, die den menſchlichen Körper von der böſen Materie herleiteten, und daher auch die Auferſtehung deſſelben verwarfen. **Marcion** wird hier zuerſt widerlegt, weil er behauptete, **Chriſtus** ſey nicht gebohren worden, indem er ſonſt aufgehört hätte, Gott zu ſeyn. Dagegen zeigt der Verfaſſer, daß Gott nichts unmöglich ſey, was er wolle; daß er ſich in alles verwandeln könne, und doch eben derſelbe bleibe,

zumal

zumal da die Engel auch zuweilen einen menſchlichen Körper bekommen, aber ihre Natur nicht verändert hätten; ja der heilige Geiſt ſelbſt einmal wahrhaftig eine Taube geweſen ſey: anderer noch leichter zu vermuthenden Gründe nicht zu gedenken. Darauf beſtreitet er die Meinung des **Apelles**, daß **Chriſtus** zwar einen wahren Leib getragen, allein denſelben von den Geſtirnen entlehnt habe; weiter auch andere Einkleidungen dieſer allgemeinen Lehre der **Doketen**, daß der Körper **Chriſti** nur ſcheinbar geweſen ſey; beſonders zuletzt die Einfälle des **Valentinus**. Die Anhänger des letztern beſchuldigt **Tertullianus**, ſie hätten eine Stelle der Evangeliſchen Geſchichte **Johannis**, (C. 1. v. 13.) verfälſcht, und läſen daſelbſt in der mehrern Zahl: **welche aus Gott gebohren ſind**, da es doch von **Chriſto** hieße: **welcher aus Gott gebohren iſt.** Vermuthlich hätte er in der lateiniſchen Ueberſetzung die in den africaniſchen Gemeinen gebraucht wurde, die letztere Leſeart vor ſich.

Auf die Grundlage dieſes Buchs, wie er ſelbſt am Ende deſſelben geſteht, bauete er nachmals ein anderes, von der **Auferſtehung des menſchlichen Körpers**, (Liber de reſurrectione carnis.) Den Beweis für dieſe Lehre, deren Spuren er auch bey den **Pythagoräern** und **Platonikern** antrift, führt er zuerſt aus der Würde des menſchlichen Fleiſches oder Körpers, die ſich von deſſen Urſprunge und Abſicht herſchreibt; beſonders aber aus den Vorzügen des Körpers der Chriſten, der die Heiligkeit der Seele befördert, und, wie der Verfaſſer unter andern ſchreibt, abgewaſchen wird, damit die Seele gereinigt werde, ingleichen den Leib und das Blut **Chriſti** genießt, damit auch die Seele an Gott reichlich geſpeiſet werde. Daß ferner Gott mächtig genug ſey, den Leib wieder aufzuwecken, beweiſet er theils daher, weil ihn Gott habe ſchaffen können; theils aus Beyſpielen der göttlichen Macht in den Veränderungen

des Tags und der Nacht, der Jahreszeiten, und ähnlicher anderer in der Natur. Darauf wird dargethan, daß Gott die Auferweckung des Körpers auch wolle. Seine Gerechtigkeit erfordert ſolches nicht allein, weil der Leib gleich der Seele gerichtet werden ſoll; ſondern auch ſeine Wahrhaftigkeit, indem er die Auferſtehung vorher verkündigt hat. Aus der heiligen Schrift werden Zeugniſſe von der Gewißheit der Auferſtehung des Körpers beygebracht, und es wird gezeigt, daß dieſelbe nicht bloß figürlich zu verſtehen ſey; auch werden manche andere Einwürfe widerlegt. Nach dieſem ſucht **Tertullianus** die Beſchaffenheit der auferweckten Körper zu beſchreiben. Sie werden, ſagt er, ihre Eigenſchaften verändern; aber ihr weſentlicher Beſtand wird bleiben: ihre Mängel in dieſem Leben wird man nicht mehr ſehen, und die Geſchäffte der Glieder werden aufhören. Dieſe ganze mit vieler Geſchicklichkeit aufgeſetzte Schrift iſt eine der ausführlichſten und am beſten zuſammenhängenden über dieſe Lehre in der älteſten Kirche; mit der man aber die oben angezeigte Abhandlung des **Athenagoras** (S. 127. fg.) verbinden muß. Ueberhaupt hat die Geſchichte der Lehre von der Auferſtehung des menſchlichen Körpers unter den erſten Chriſten, durch die Unterſuchungen des Herrn Probſt **Tellers**, (Fides dogmatis de reſurrectione carnis per quatuor priora ſecula, Halae, 1768. 8.) viel Licht gewonnen.

Wider die heidniſchen Philoſophen ſchrieb **Tertullianus** ſein **Buch von der Seele**. Zwar zeigt er ſogleich im Anfange, daß ſie nichts gewiſſes von der Seele gewußt hätten, und daß **Socrates** ſelbſt, indem er die Unſterblichkeit derſelben behauptete, mehr um ſeine Unſchuld durch ſtandhafte Geſinnungen zu bekräftigen, als aus Ueberzeugung geſprochen habe. Aber weil **die Philoſophen die Patriarchen der Ketzer** wären, findet er auch ihre Beſtreitung nothwendig: und gelegentlich

lich trifft ſolche auch die letztern. Zuerſt ſucht er alſo gegen die Anhänger des **Plato** und **Ariſtoteles**, wiewohl mit Beyſtimmung anderer Philoſophen, aus philoſophiſchen und bibliſchen Gründen darzuthun, daß die Seele eine Art von Körper habe, der ein helles Luftbild ſey. Er lehrt weiter, daß die Seele und der Athem Ein Ding ſeyen; daß die Seele ihre Theile oder beſondern Kräfte habe; daß ſie aber keine eigentliche Erinnerungskraft in Anſehung des Vergeſſenen beſitze; ſie werde zugleich mit dem Körper empfangen, wachſe und erhalte ihre Vollkommenheit mit demſelben, ſo wie auch ihr eigenes Geſchlecht; faſt keine Seele ſey ohne einen **Dämon**, und daher ſey faſt keine Geburt rein, beſonders bey den Heiden, bis die Seele, die anfänglich dem **Adam** zugehöre, und außer dem Einfluß des böſen Geiſtes, auch durch ihre Verbindung mit dem Leibe ſündlich ſey, ein Eigenthum **Chriſti** werde. Zu dieſen und andern Erörterungen ſetzt der Verfaſſer noch ſeine Gedanken vom Tode, vom Schlafe, von den Träumen, und von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode. Die Träume will er nicht durchgehends vor eitel erklärt wiſſen: die meiſten derſelben, ſelbſt manche wahre, ſollen von den **Dämonen** herkommen; die ehrbaren hingegen, die heiligen und prophetiſchen, und wodurch ſonſt der göttliche Wille geoffenbart wird, von Gott; einige bilde ſich die Seele ſelbſt, und die übrigen entſtünden aus einer Entzückung. Nach **Tertullians** Meinung werden die Seelen der frommen Verſtorbenen in **Abrahams** Schooß; die Seelen der Märtyrer allein hingegen in das Paradieß verſetzt. Da **Chriſtus**, ehe er in den Himmel fuhr, in unterirdiſche Gegenden (in inferiora terrarum, und kurz vorher apud inferos,) hinabgeſtiegen iſt, um ſich daſelbſt den Patriarchen und Propheten mitzutheilen: ſo darf man deſto weniger zweifeln, daß die Seelen der Gläubigen ſich bis zur Auferſtehung an einem unterirdiſchen Orte aufhalten, wo ſie bereits eine gewiſſe Freude ge-

nießen, ſo wie die Seelen der Gottloſen daſelbſt ſchon den Anfang ihrer Strafen leiden. In einem andern ſeiner Werke (Libr. IV. adv. Marcion. c. 34.) behauptet der Verfaſſer gerade das Gegentheil, nemlich daß der Schooß **Abrahams** ein über die Erde erhabener Ort ſey, in welchem die Seelen der Gerechten bis zur Auferweckung einer Erfriſchung theilhaftig würden. So voll übrigens ſein Buch von der Seele von ſonderbaren Einfällen und Erzählungen iſt; ſo kann man es doch auch lehrreich nennen: denn außer einer Menge Nachrichten zur philoſophiſchen Geſchichte, enthält es manche leſenswürdige Betrachtungen und auch Stellen, die den Zuſtand des chriſtlichen Glaubens erläutern. Man ſieht unter andern daraus, wie ſich die Lehre von einer beſondern **Höllenfahrt des Erlöſers**, nach und nach unter den Chriſten gebildet, und wie viel vermuthlich auch **Tertullians** Ausdrücke von dem Aufenthalte der Seele **Chriſti** mitten in der Erde, dazu beygetragen haben. Mit vieler Leichtgläubigkeit iſt ſonſt dieſes Buch auch befleckt, wovon man inſonderheit ein Beyſpiel an demjenigen bemerkt, was er von einer **Montaniſtiſchen** Frauensperſon (c. 9,) erzählt, welche in ſeiner und anderer Gegenwart, mitten unter dem Gottesdienſte durch eine Entzückung Offenbarungen von Gott erhalten, mit den Engeln, zuweilen auch mit **Chriſto**, umgehen, geheimnißvolle Dinge hören und ſehen, die Herzen mancher durchſchauen, wunderbare Heilungen vornehmen, und einmal ſogar die Seele in einer ganz menſchlichen Geſtalt, mit einer zarten, leuchtenden und luftigen Farbe geſehen haben ſollte.

Das ſonderbarſte Anſehen unter allen Büchern dieſes Schriftſtellers hat vielleicht die **Schutzſchrift für ſeinen Mantel**, (Liber de pallio.) Er hatte die **Toga**, oder das lange Kleid der Römer abgelegt, und dafür den Mantel genommen, den die Griechen zu tragen pflegten. Das thaten die Chriſten oft zu dieſen

Zeiten,

Zeiten, um auch in ihrem Anzuge eine gewiſſe Einfalt zu beobachten: und die heidniſchen Römer gaben ihnen deswegen einen zweydeutigen Schimpfnahmen, (graecus impoſtor.) Auch **Tertullianus** wurde darüber zu Carthago verſpottet. Er unterſchied ſich noch von andern dadurch, daß er ſich wie ehemals **Juſtinus**, des eigentlichen philoſophiſchen Mantels, in welchen man ſich ganz einhüllte, als ein chriſtlicher Philoſoph und **Aſcete**, bediente. In dieſer Vertheidigung gegen die Carthaginienſer, rettet er nicht nur die Ehre ſeines Mantels, indem er das Alterthum, das Ungekünſtelte und die Bequemlichkeit dieſer Tracht, auch das Merkmal eines Gelehrten das darinne lag, vorſtellet; er rächt ſich zugleich an ihnen durch ſpöttiſche Abſchilderungen ſo mancherley Verwandlungen in ihrer Göttergeſchichte, und ihrer üppigen Sitten. Er weiß überhaupt bey dieſer geringen Veranlaſſung ſehr viele Gelehrſamkeit anzubringen; er hat aber auch nirgends dunkler und gezwungener geſchrieben, als in dieſem Buche. Deſto würdiger war es, vom **Claudius Salmaſius** (Paris. 1622. Lugd. Bat. 1656. 8.) herausgegeben, ſehr berichtigt, und in weitläuftigen Anmerkungen aufgeklärt zu werden.

Endlich ſchrieb **Tertullianus** noch eine **Schutzſchrift an den Scapula**, (Liber ad Scapulam) gegen das Jahr 211. da dieſer Statthalter von Africa auſſerordentlich grauſam mit den Chriſten verfuhr. Er warnet denſelben, ſich und dem ganzen Lande durch dieſe Verfolgung nicht die göttlichen Strafen zuzuziehen. In dieſer Abſicht hält er ihm vor, daß niemand zu einer Religion gezwungen werden dürfe; daß die Chriſten unſchuldige und getreue Unterthanen wären, die für das Wohl der Kayſer ſelbſt, ihrem Gotte Gebet opferten; daß ſich Gottes Zorn wegen ihrer Bedrückung ſchon an Landplagen und ſchröcklichen Naturzeichen geoffenbart habe; daß verſchiedene Verfolger der Chriſten unglück-

lich geworden, oder zur Reue gekommen wären; daß ein Richter ſein Amt verwalten, und doch dabey der Menſchlichkeit eingedenk ſeyn könnte; daß manche Statthalter, und ſelbſt einige Kayſer erkannt hätten, wie rechtſchaffen, gemeinnützlich und des Schutzes würdig die Chriſten wären; und zuletzt, daß er der Chriſten zum wenigſten wegen der groſſen Anzahl Menſchen die ſie ausmachten, ſchonen müſſe. Dieſe kleine, ſehr wohl und beredt aufgeſetzte Schrift begreift inſonderheit vieles zur Geſchichte von den Schickſalen der Chriſten in jenen Zeiten.

So anſehnlich auch dieſe Reihe von Tertullians Werken iſt, die faſt durchgängig mit ſolcher Anſtrengung des Geiſtes aufgeſetzt ſind; ſo hatte er doch noch mehrere ausgefertigt, die uns die Zeit geraubt hat. Darunter gehören ſeine **ſieben Bücher für die Montaniſten**, oder **von der Entzückung**, und **wider den Apollonius**; ein Buch **von der Hoffnung der Gläubigen**; ein anderes **vom Paradieſe**, ingleichen **von den Kleidern Aarons**, und andere mehr; beſonders auch ſeine griechiſch geſchriebenen Bücher **von der Taufe**, **vom Soldatenkranze**, **von Schauſpielen**, und **von der Verſchleyerung der Jungfrauen**. Diejenigen welche man ihm mit Unrecht beygelegt hat, und die den Sammlungen ſeiner Werke meiſtentheils angehängt worden ſind, verdienen jetzt weder eine Meldung noch Unterſuchung mehr.

Wenige Schriften der älteſten chriſtlichen Lehrer ſind ſo oft gedruckt und mit Anmerkungen verſehen worden, und haben gleichwohl noch ſo viele Erläuterungen nöthig als dieſe. Die Ausgaben des **Beatus Rhenanus** (zu Baſel ſeit dem Jahr 1521. und vorzüglich im Jahr 1550. in Folio,) waren zwar die erſten und ziemlich unvollkommenen; aber was er dabey geleiſtet hat, iſt noch

immer

immer ſehr brauchbar. Jacob Pamelius folgte ihm in dieſer Bemühung; er ſtellte Tertullians Werke mit ſeinen Anmerkungen (zu Antwerpen 1579. Fol.) ans Licht; und nach ſeiner nicht übel gerathenen Einrichtung ſind ſie mehrmals in verſchiedenen Ländern wieder aufgelegt worden. Dieſe liegt auch bey einer ſchätzbaren Ausgabe (zu Franecker, 1597. Fol.) zu Grunde; die aber einen noch höhern Werth von den Anmerkungen des Rhenanus und Franc. Junius erhalten hat. Alle dieſe und ſelbſt ſeine Nachfolger hat Nicol. Rigaltius weit übertroffen. Er hat Tertullians Schriften aus einer ſehr alten königlichen franzöſiſchen Handſchrift berichtigt, und vortreffliche Erläuterungen, gleich gelehrt, ſcharfſinnig und freymüthig, beygefügt. So erſchienen (zu Paris 1628. 8.) neun Schriften Tertullians durch ſeinen Fleiß; die vollſtändige Ausgabe aber erfolgte eben daſelbſt im Jahr 1634. und verbeſſert im Jahr 1641. in Folio. Man fügte im Jahr 1635. noch in einem beſondern Bande das meiſte hinzu, was vor dem Rigaltius über dieſen Schriftſteller geſchrieben worden war. Darauf ließ Philipp le Prieur oder Priorius die Ausgabe des Rigaltius mit deſſen völligen Anmerkungen, mit ſeinen eigenen größtentheils entbehrlichen und polemiſchen, und mit einem Auszuge der meiſten vorhergehenden, darunter die höchſt weitſchweifigen des la Cerda, und die ungleich leſenswürdigern des Albaſpinäus, (die man bey ſeinen Obſervationibus Eccleſiaſticis ganz antrifft,) ſich befanden, zu Paris im Jahr 1664. Fol. drucken. Dieſe Ausgabe iſt im Jahr 1675. wieder zum Vorſchein gekommen: ſie enthält unter andern auch Pamelii mittelmäßige Lebensbeſchreibung Tertullians, und ſeine etwas nützlichere Sammlung von deſſelben ſonderbaren Lehrſätzen, (Paradoxa Tertulliani.) Die Venetianiſchen Ausgaben von Tertullians Werken, (vom Jahr 1701. Fol. und 1706. in ſechs Quartbänden,) ſind weder durch Genauigkeit,

keit, noch durch andere Gaben berühmt worden. Man wartete daher ſchon lange auf eine neue: zumal da diejenige welche die Benediktiner in Frankreich verſprachen, nicht zu Stande kam. Es iſt bekannt, daß nicht nur unzählige Stellen im **Tertullian** übrig ſind, welche ein neues Licht verlangen, ohne daß man es, wegen ſeiner oft undurchdringlichen Dunkelheit, allen jemals verſprechen könnte: der Text ſelbſt fordert noch die ſchärfſte Durchſicht, weil er ſo ſehr viel, wie es bey einer ſolchen Schreibart natürlich war, durch die alten Abſchreiber gelitten hat; weil manche gute Leſearten der erſten Ausgaben in den folgenden verdrängt worden ſind, und **Rigaltius** inſonderheit ſeine und anderer Muthmaaßungen zu leicht in den Text aufgenommen hat, auch beſchuldigt wird, daß er nicht alle nöthige Sorgfalt bey den Handſchriften angewandt habe. Unterdeſſen daß dieſe ſchwere, aber ſehr rühmliche und erwünſchte Arbeit ausgeführt wird, hat der Herr D. **Semler** den gemeinnützigen Gebrauch von **Tertullians** Schriften in Deutſchland auf eine edle Art befördert. Er hat ſeit dem Jahre 1769. bis 1773. dieſelben in fünf Octavbänden zu Halle ſauber und genau abdrucken laſſen. Dabey hat er zwar vorzüglich die erſte Ausgabe des **Rhenanus** gebraucht; aber auch die beträchtlichſten andern verglichen, und durch Hülfe derſelben den Text in jener oft verbeſſert, in dieſen kurzen Anmerkungen eigene oder anderer kritiſche Muthmaaßungen und Leſearten beygebracht, bisweilen auch kleine Erläuterungen hinzugeſetzt. Dem fünften Bande hat er eine merkwürdige Abhandlung und Unterſuchung über die Schriften dieſes Verfaſſers angehängt. Endlich hat Herr Prof. **Schütz**, der an der Beſorgung dieſer Ausgabe einen großen Antheil hatte, nebſt dem Hn. **Conr. Windorf** in dem ſechsten Bande, der im Jahr 1776. erſchienen iſt, ein lehrreiches **Gloßarium** und andere nützliche Regiſter über den **Tertullianus** beygefügt.

Sehr

Sehr viele Schriftſteller haben ihr Urtheil vom **Tertullian** und ſeinen Schriften gefällt. Die Alten loben ſeine ungemeine Wiſſenſchaft und ſeine großen Gaben, gedenken auch einiger Fehler, in die er gefallen iſt. Hieher gehören **Euſebius**, (Hiſt. Eccl. L. II. c. 2.) **Lactantius**, (Div. Inſtit. L. V. c. 1.) **Hieronymus**, (Catal. ſcript. Eccleſ. c. 53. Epiſt. 69. 84.) der aber auch einmal, (advers. Helvidium, c. 9.) berechtigt zu ſeyn glaubte, einem Einwurfe aus **Tertullians** Büchern bloß mit der etwas ſtolzen Antwort zu begegnen, er ſey kein Mitglied der rechtgläubigen Kirche geweſen; **Auguſtinus**, welcher (de haeres. c. 26.) der **Tertullianiſten** Meldung thut, die erſt zu ſeiner Zeit zu Carthago ſich verloren haben, und vermuthlich eine Art von **Montaniſten** waren; **Vincentius Lirinenſis**, (Commonitor. c. 24. p. 425. ſq. ed. Calixti, Helmſt. 1629. 8.) und ein Ungenannter, (Auctor Praedeſtinati, haer. 26. 50.) Von neuern Schriftſtellern wird man, außer einigen ſchon angeführten Herausgebern ſeiner Werke, oder ſolchen, die Unterſuchungen darüber angeſtellt haben, die Abhandlung des **Peter Allix**, (Diſſ. de Tertulliani vita, et ſcriptis Tertulliani,) die Auszüge und Beurtheilungen des **du Pin**, (Nouvelle Biblioth. des Aut. Eccleſiaſt. T. I. p. 90-110. Paris, 1693. 4.) die Nachrichten des **Fabricius**, (Delect. argumentor. et ſyllabus ſcriptorum de verit. relig. p. 207-215.) Herrn D. **Semlers** Anmerkungen, (Geſch. der chriſtl. Glaubenslehre, 2ter Abſchn. 1ſte Abtheil. 4tes Hauptſtück, S. 220-240.) und die Auszüge aus einigen ſeiner Schriften, die Hr. **Rösler** (Biblioth. der Kirchenväter, Th. 3. S. 40. fg.) mitgetheilet hat, mit dem meiſten Nutzen und Vergnügen leſen. Man kann damit auch dasjenige verbinden, was **C. A. Heumann** über dieſen Schriftſteller (in Actis Erudit. A. 1759. p. 97. ſq. 241. ſq. 433. ſq. A. 1760. p. 289. ſq.) bemerkt oder geſammelt hat.

Eben

Eben die Lehrſätze und Werke **Tertullians** ſind vornemlich bey der neuern Streitigkeit über die Sittenlehre der älteſten chriſtlichen Lehrer, in Betrachtung gezogen worden. Man hat gefunden, daß ſeine moraliſchen Vorſchriften unter allen aus jenen Zeiten die ſtrengſten ſind, und daß er in den Beweisgründen, deren er ſich dabey bedient, auch häufig genug gefehlt habe. Da man alles dieſes mit andern moraliſchen Irrlehren der Kirchenväter verglich: ſo ſchien es deſto mehr, daß man von ihrer Fähigkeit in dieſer Wiſſenſchaft ein allgemeines verächtliches Urtheil fällen dürfe. Dieſes that **Johann Barbeyrac** in der Vorrede zu ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung von **Pufendorfs** großem Werke, über das Natur- und Völkerrecht. **Remy Ceillier** vertheidigte dagegen die Kirchenväter in einem beſondern Buche, (Apologie de la Morale des Peres de l'Egliſe, contre les iniuſtes accuſations du Sieur I. Barb. Paris 1718. 4.) Zwiſchen ihnen beyden betrat **Johann Franz Buddeus** (Iſagoge ad Theologiam, p. 621. ſq.) mit vieler Mäßigung und Geſchicklichkeit die Mittelſtraße. Allein **Barbeyrac** antwortete beyden, und ſuchte ſein Urtheil durch zahlreichere Beyſpiele in einem ſehr leſenswürdigen Werke, (Traité de la Morale des Peres de l'Egliſe, Amſterdam, 1728. 4.) zu beſtätigen. Unſtreitig hat er ſowohl als ſein hitziger Gegner ſich von der ruhigen Unpartheylichkeit bey dieſer Erörterung weit entfernet. Er war zwar demſelben an Scharfſinnigkeit und Freyheit im Denken ſehr überlegen; allein er richtete die Kirchenlehrer bisweilen zu ſehr mit derjenigen Schärfe, die ein moraliſcher Schriftſteller in unſern Tagen erwarten muß. Der franzöſiſche Mönch hingegen wurde ſchon durch ſeinen Stand verleitet, ſie ohne Einſchränkung zu bewundern, oder zu entſchuldigen.

Selbſt die geringe Anzahl von Schriftſtellern der alten Kirche, die bisher beſchrieben worden iſt, giebt doch

doch bereits einen faſt hinlänglichen Begriff von den Sittenlehrern der erſten chriſtlichen Jahrhunderte: denn der Saame der meiſten ſpätern moraliſchen Meinungen liegt ſchon in jenen ausgeſtreuet. Ueberhaupt alſo trifft man in denſelben viele Fehler an; ſie laſſen ſich aber faſt alle auf Eine Gattung zurück führen, auf die unrichtige Beſtimmung der chriſtlichen Pflichten und Tugenden. Dieſe werden oft weit über ihre Gränzen hinausgezogen; zu willkührlich erklärt; durch Gründe empfohlen, welche nichts als einigen Schein oder einen beredten Ausdruck haben; zu ſehr außer ihrer Verbindung mit den natürlichen, geſellſchaftlichen und bürgerlichen Pflichten angeſehen; ohne Rückſicht auf die allgemeinen Grundſätze der Sittenlehre, oder in einer ſchlechten Anwendung derſelben, vorgetragen; endlich auch mit neuen vermehrt, von denen die Stifter des Chriſtenthums nichts gelehrt hatten. Zu Beyſpielen davon dient die Verwerfung der zweyten Ehe, des Kriegs, der Eidſchwüre, der Lebensſtrafen, aller Ergötzlichkeiten, ja nach und nach der Ehe ſelbſt; die Empfehlung eines einſamen, harten und traurigen Lebens, und ſo viele andere ähnliche Lehren. Man hat bereits oben (S. 132. fg.) bey dem Aufkommen der aſcetiſchen Lebensart, einige Hauptquellen dieſer moraliſchen Denkungsart geſehen. Aus denſelben konnte ſie allein ſehr reichlich hervorſtrömen; und doch ſind ſie nicht die einzigen.

Bey dieſen unleugbaren Ausſchweifungen kommen gleichwohl doch auch manche Umſtände zuſammen, welche ſie bald mehr begreiflich, bald einer Nachſicht würdiger machen. Keiner von allen dieſen Sittenlehrern hatte die Abſicht, einen methodiſchen und zuſammenhängenden Lehrbegriff der Moral aufzubauen, die erſten Grundſätze philoſophiſch und theologiſch zu entwickeln, ſodann aber auf die einzelen Lehren, immer in einem wohl abgemeſſenen Gange, fortzuſchreiten. Sie wollten eigentlich nur erbauliche und rührende Ermahnungen zur Gottſeelig-

ſeeligkeit und zu einzelen Tugenden ſchreiben. Einem ſolchen Endzwecke vergiebt man vieles, das nicht mit aller Genauigkeit geſagt iſt. Eben dieſe Lehrer ſchrieben oft mitten unter den Verfolgungen, wenigſtens erhitzt vom Andenken und von der Erwartung derſelben. Dadurch wurden ſie nicht ſelten ſchwermüthig und menſchenfeindlich: ſie ſuchten ſich und ihre Mitbrüder immer mehr von der Welt loszureißen. Ihr heftiger Abſcheu gegen das Heidenthum hatte auch einen ſtarken Einfluß in ihre Sittenlehre; um ſich von demſelben deſto gewiſſer zu entfernen, erklärten ſie alles vor ſündlich, was damit in einige Gemeinſchaft trat, oder der Abgötterey einen Vorſchub zu leiſten ſchien. Gutgemeinte Geſinnungen und eine feurige Einbildungskraft bedeckten manche Flecken der Beurtheilung; ſie merkten es weniger, daß ſie bald aus falſchen Grundſätzen ihre Schlüſſe zogen, bald gar keine Grundſätze hatten. Außerdem trachteten ſie nach einer gewiſſen Vollkommenheit, die den Chriſten von allen andern Menſchen unterſcheiden, den Ruhm der Philoſophen verdunkeln, und ſich vorzüglich in vielem äußerlichen Sonderbaren zeigen ſollte, weil die Chriſten, nach ihrer Meinung, nicht zu eifrig jede Uebereinſtimmung mit der Welt vermeiden konnten. Die heidniſche Philoſophie und beſonders die ſtoiſche Sittenlehre haben nur zuweilen, und hauptſächlich im zweyten Jahrhunderte, einige Würkung auf die chriſtliche Moral geäußert. Man darf überhaupt, wenn von dem Werthe derſelben gehandelt wird, nicht gerade den ſtrengſten Sittenlehrer von der düſterſten Gemüthsart, und der noch überdieß ein Montaniſt war, wählen, um die Moraliſten der Chriſten abzubilden: denn ihm ſah gewiß kein anderer ähnlich. Gleichergeſtalt iſt es nicht erlaubt, die Sittenlehre der Aſceten mit derjenigen, welche lange darauf die Mönche vorbrachten, zu vermiſchen, und alſo bey dieſer Streitfrage den Tertullianus und Hieronymus neben einander zu ſtellen. Aber ohne alle Schonung müßten dieſe

alten

alten Sittenlehrer getadelt werden, wenn man zeigen könnte, daß ihre moraliſchen Irrthümer zum Theil aus einer Unwiſſenheit in den Lehren der heiligen Schrift von den Veränderungen der menſchlichen Seele, durch welche ſie zu einem Sitze der wahren Heiligkeit wird, oder aus unrichtigen Begriffen von den geiſtlichen Kräften des Menſchen, gefloſſen ſind. Wenn ſie gleich nicht immer ſo deutlich und vollſtändig, auch wohl etwas anders als die ſpätern Chriſten davon ſprechen; ſo beweiſet dieſes noch nicht, daß ihnen dieſe wichtigen Grundſätze des Chriſtenthums unbekannt geweſen wären. Das ſicherſte alſo, was von ihrer Sittenlehre behauptet werden kann, iſt dieſes, daß ſie kein ausgearbeitetes Ganzes, oft übel verbunden und in einzelen Vorſchriften fehlerhaft geweſen, mithin kein Muſter ſey, das noch jetzt nur Nachahmung aufgeſtellt werden könnte; daß ſie aber doch wirklich einen chriſtlichen Hauptgrund gehabt, für ihre Verirrungen manche Entſchuldigung bey ſich geführt, und in beſondern Theilen viele vortreffliche Ausführungen und Stellen hervorgebracht habe. Ihr Gutes iſt ſehr zahlreich: wo ſie getadelt werden muß, da iſt faſt immer Eifer für die Gottſeeligkeit mit Unbeſonnenheit vereinigt; und die Sitten der Chriſten blieben, ohngeachtet ihrer falſchen Entſchuldigungen, zwar in manchen Fällen ſtörriſch und ſeltſam, aber doch überhaupt unſchuldig und rühmlich, bis Mönchsfrömmigkeit, Aberglauben und üppige Freyheit ſie bis auf ihr Innerſtes vergifteten.

Wie es Schriftſtellern von außerordentlichen Gaben, welche plötzlich Aufſehen und Beyfall rege machten, oft ergangen iſt, daß ihnen mehrere gleich zu kommen ſuchten: ſo hatte auch **Tertullianus** ſehr geſchwind einen glücklichen Nachahmer am **Marcus Minucius Felix**. Gleich ihm ſcheint dieſer ein Africaner geweſen zu ſeyn. Er gab aber in ſeinen frühern Jahren einen Sachwalter zu Rom mit nicht geringem Ruhme ab. Als er

endlich zum Chriſtenthume getreten war, und daher dieſe gerichtlichen Beſchäftigungen nicht mehr fortſetzen konnte, führte er die Sache ſeiner neuen Mitbrüder in einem Geſpräche, dem er den Nahmen Octavius ertheilte. Doch läßt ſich aus einer Stelle dieſer Schrift (c. 2.) ſchließen, daß er ſeine bisherige Lebensart nicht ſogleich abgelegt habe. Es iſt glaublich, daß er noch zu Tertullians Zeiten, und etwas ſpäter hin gegen das Jahr 220 gelebt habe. Dieſe wenigen Nachrichten von ihm ſind wir dem Lactantius, (Divin. Inſtit. L. I. c. 11. L. V. c. 1.) und dem Hieronymus, (Catal. Script. Eccleſ. c. 58. Epiſt. ad Magnum,) ſchuldig. Der letztere meldet noch, daß unter dem Nahmen des Minucius auch ein Buch vom Schickſal, oder wider die Sterndeuter, (de fato, vel contra Mathematicos,) herumgehe; aber ſchwerlich eine Arbeit deſſelben ſey. In den neueſten Jahren hat der Hr. von Hoven in einer beſondern Abhandlung, (die man theils in ſeinen Campenſibus, theils in der zweyten Lindneriſchen Ausgabe vom Minucius, findet,) zu beweiſen geſucht, daß dieſer Schriftſteller vielmehr im zweyten Jahrhunderte zur Zeit des Juſtinus und Athenagoras gelebt habe, und Tertullianus ein Nachahmer deſſelben geweſen ſey. Weder ſeine Gründe, noch die von neuem damit angeſtellte Vergleichung der Schrift des Minucius, haben mich davon überzeugen können. Ich wünſchte daß ich hier mehr darüber ſagen könnte; es wird aber bey einer andern Gelegenheit geſchehen. Daß ihm einige Gelehrte Beyfall gegeben haben, darf ich nicht verſchweigen.

Das erſtgenannte Geſpräch des Minucius iſt eine kurze, aber ſehr angenehme und leſenswürdige Schrift mit Scharfſinn, blühender Beredſamkeit, und in einem bündigen Zuſammenhange aufgeſetzt. Er hatte dabey offenbar die größere Schutzſchrift Tertullians vor den Augen, entlehnte auch mehrmals Gründe und die Ordnung

ſelbſt

ſelbſt daraus; aber er hat zugleich nicht allein viel eigenes, ſondern drückt ſich auch weit reiner, zierlicher, und flieſſender, oft mit den Worten der beſten römiſchen Schriftſteller aus. Octavius Januarius, der in dieſem Geſpräche das Chriſtenthum gegen die Einwürfe des Heiden Cäcilius Natalis vertheidigt, war ein Freund des Minucius, und ehemals ein harter Richter der Chriſten geweſen. Minucius führt beyde redend ein: er iſt ihr Schiedsrichter, und miſcht ſich daher nur einmal in die Hauptunterredung. Zuerſt trägt Cäcilius ſeine Gründe vor, warum man, ohne ſich in tiefe Unterſuchungen über die Religion einzulaſſen, bey der alten oder heidniſchen verbleiben, und dagegen die neue chriſtliche verwerfen müſſe. Alle menſchliche Kenntniſſe, ſagt er, ſind ungewiß, und nähern ſich mehr dem Wahrſcheinlichen als dem Wahren. Deſto weniger ſollten ſich ungelehrte und ſchlechte Leute, wie die Chriſten ſind, erkühnen, dasjenige zu beſtimmen, worüber die Philoſophen ſeit ſo vielen hundert Jahren uneins ſind. Da überdieß die Welt durch keine göttliche Vorſehung regieret wird: ſo iſt es auch deswegen rathſam, die Religion unſerer Vorfahren beyzubehalten. Durch dieſe iſt das Römiſche Reich gegründet und erweitert worden. Die Römer haben wenigſtens auf eine beſſere Art geirrt, indem ſie ihre Schickſale den Göttern zuſchrieben: denn ſobald ſie die Cärimonien derſelben vernachläßigten, waren ſie unglücklich. Götterausſprüche haben uns das Künftige angezeigt: in den Tempeln zeigt ſich ihre Gegenwart, und wir ſehen ſie auch in Träumen. Eine ſo alte und nützliche Religion darf niemand aufheben. Man duldete dieſes nicht an den Philoſophen; ſollte man nicht darüber ſeufzen, daß Leute von einer hülfloſen, unerlaubten, und verzweifelnden Sekte, auf die Götter loßſtürmen, aus dem Pöbel und aus leichtgläubigen Weibern eine Verſchwörung errichten, bey nächtlichen Verſammlungen, unter feyerlichen Faſten und unmenſchlichen Speiſen, ſich zu Verbrechen unter einander

verbinden? Dieſes verborgen ſteckende und Lichtſcheue Volk iſt öffentlich ſtumm, und in ſeinen Schlupfwinkeln geſchwätzig; es verachtet die Tempel als Grabmäler, ſpeyet die Götter an, lacht des Götterdienſtes, der Prieſter, und der obrigkeitlichen Würden. Ihre Thorheit iſt ſo ſeltſam, und ihre Kühnheit ſo unglaublich, daß ſie die gegenwärtigen Martern nicht achten; aber etwas ungewiſſes und künftiges befürchten, und um nicht nach dem Tode zu ſterben, ſich unterdeſſen zu ſterben nicht ſcheuen. Cäcilius wirft darauf den Chriſten, wie man es ſchon bey andern ihrer Schutzredner geleſen hat, vor, daß ſie in ihren Zuſammenkünften Kinder ermordeten und verzehrten, auch alle Unkeuſchheit ausübten; daß ſie einen Eſelskopf, einen ans Kreuz geſchlagenen Miſſethäter, ja das Kreuz ſelbſt anbeteten; daß der unter ihnen übliche Bruder- und Schweſternahme die Hurerey beförderte; daß ſie einander an geheimen Merkmalen erkenneten, und faſt eher liebten als kenneten, und daß ſie ſogar, wiewohl er dieſes nicht vor gewiß ausgeben will, das Geburtsglied ihres Prieſters verehren ſollten; (eine heidniſche Sage, von der man glaubt, daß ſie aus der Gewohnheit der büſſenden Chriſten, ihren Lehrern und andern Gläubigen zu Fuße zu fallen, erwachſen ſey.) Daß wenigſtens das meiſte von dieſen Erzählungen wahr ſeyn müſſe, fährt er fort, ſieht man daraus, weil ſie ihre Religion ſo ſehr verſtecken. Warum haben ſie keine Altäre, keine Tempel, keine bekannten Bilder? warum kommen ſie nicht öffentlich zuſammen, wenn nicht ihr Gott ſtrafbar oder ſchändlich iſt? Dieſen ihren einzigen und einſamen Gott kennt kein Volk im Römiſchen Reiche. Die einzigen elenden Juden verehren einen ſolchen Gott, aber frey, in Tempeln und mit Opfern: und er iſt ſo ohnmächtig, daß er mit ſeinem Volke ein Gefangener der römiſchen Götter geworden iſt. Von ihm aber haben die Chriſten noch ſehr ausſchweifende Dinge erſonnen. Ob ſie ihn gleich weder zeigen noch ſehen können; ſoll er gleichwohl alle

Hand-

Handlungen, Worte und Gedanken der Menschen erforschen, überall gegenwärtig, unruhig, und unverschämt neugierig seyn. Sie kündigen dem Himmel und der Erde den Untergang durch das Feuer an; glauben unsinniger Weise, daß sie nach dem Tode von neuem geboren werden; verabscheuen deswegen das Verbrennen der Leichname, und versprechen sich alsdenn ein ewiges Leben, den übrigen aber, als Ungerechten, ewige Strafen. Sie selbst aber sind ungerecht, und wenn sie auch gerecht wären, würden sie es durch das Schicksal seyn: mithin machen sie Gott zu einem ungerechten Richter, der die Würkungen des Schicksals, nicht den Willen, bestraft. Ihre Lehre von der Auferstehung kann auf keine vernünftige Art erklärt werden; auch kann man kein einziges Beyspiel derselben aufweisen. Schon euer gegenwärtiger Zustand, so redet er die Christen selbst an, zeigt die Nichtigkeit dieser Hoffnungen. Die meisten von euch sind arm und elend; aber euer Gott will euch nicht helfen, oder kann es nicht. Ihr, die ihr von einer Unsterblichkeit träumet, solltet eure gebrechliche Natur während der Krankheiten allein fühlen. Bey so vielen Martern, die ihr ausstehen müßt, kann euch euer Gott keinen Beystand leisten, und soll es nach dem Tode thun! Die Römer regieren ohne ihn über die Welt, und auch über euch; ihr hingegen lebt voll Kummers, enthaltet euch aller anständigen Vergnügungen, besonders der Cärimonien des Götterdienstes, aus Furcht vor den Göttern; ihr gebraucht weder Kränze noch Salben, und geht blaß, zitternd und mitleidenswürdig herum. Socrates kann euch übrigens nebst andern Philosophen belehren, daß man nicht zu verwegene Aussprüche über Dinge thun müsse, die uns unbekannt sind.

Cäcilius sprach vermuthlich alles dieses einstimmig mit den Heiden seiner Zeit: er forderte auch den Octavius auf, ihn zu widerlegen, indem er ihn einen

Mann aus dem Geſchlechte des **Plautus** nennt, mit einer Spötterey über den niedrigen Stand vieler Chriſten, weil ſie dieſem Dichter, der ſeinen Unterhalt in einer Mühle verdienen mußte, ähnlich ſähen. Der Vertheidiger der Chriſten beantwortet hierauf das Vorgebrachte in gleicher Ordnung. Er zeigt alſo, daß die Ungewißheit, in welcher ſein Gegner gleich anfänglich ſchwebte, kein günſtiges Vorurtheil für ihn ausmache; daß es bey der Wahrheit nicht auf die äußerlichen Umſtände derer ankomme, welche ſie ſuchen und lehren; daß der Anblick der Natur allein, und beſonders des Menſchen, ein Beweis der göttlichen Regierung über die Welt ſey; daß dieſe nur von Einem Gott geführt werde, deſſen Größe man verringere, wenn man ihn ſehen, kennen und nennen wolle; daß die vornehmſten heidniſchen Philoſophen unter mancherley Nahmen Ein höchſtes Weſen erkannt hätten, und daß hingegen das heidniſche Religionsgebäude auf Fabeln und Ungereimtheiten beruhe. Weiter bemerkt **Octavius**, das ausnehmende Glück der Römer komme ſo wenig von ihrer Verehrung der Götter her, daß ſie vielmehr die grauſamſten und ungerechteſten Kriege geführt hätten, und ſchon bey ihrem Urſprunge laſterhaft geweſen wären. Andere Gründe oder Beſchuldigungen weiſet er auf eine Art ab, die leicht zu errathen iſt, oder ſchon bey ähnlichen Schriftſtellern vorgekommen war. So ſagt er unter andern, die Heiden würden von den böſen Geiſtern bethört, welche ſelbſt, wenn die Chriſten ſie aus den Körpern vertrieben, ſolches geſtünden; die Heiden allein verehrten geſtorbene Menſchen und Thiere; ſie trieben Unzucht, nicht die Chriſten; dieſe wiedmeten Gott ihr Herz zum Tempel, nicht Gebäude, Bildſäulen oder Altäre, die ſeiner Majeſtät nicht würdig wären; ſie verehrten keine Kreuze, welche wieder die Heiden vielmehr an ihren Fahnen und hölzernen Götzenbildern anbeteten; ſelbſt **Pythagoras** und **Plato** hätten die Auferſtehung der Todten erkannt, deren Sinnbild auch in der Natur

liege.

liege. Auf den Spott über die Armuth und das Leiden der Christen, antwortet er überaus lebhaft, und ruft unter andern mit einer Nachahmung des **Seneca** aus: „Welch ein schöner Anblick ist es für Gott, wenn ein Christ mit dem Schmerze kämpft! wenn er gegen Drohungen, Lebensstrafen und Martern sich gefaßt macht! wenn er das Geräusche des Todes und den gräßlichen Aufzug des Henkers verlacht! wenn er seine Freyheit gegen Könige und Fürsten behauptet, und nur Gotte weicht, dem er zugehört!„ Ueberhaupt aber macht **Octavius** auch von den gewöhnlichsten Gründen einen sehr geschickten Gebrauch, redet mit derjenigen Stärke, die das Kennzeichen der Ueberzeugung und Wahrheit ist, und zeigt die Christen in ihrem ganzen Vortheile gegen die Heiden. Der Ausgang des Gespräches war, nach dem Berichte des **Minucius**, daß **Cäcilius** sich vor überwunden erkannte. Man hat zwar auch wohl von demselben geurtheilt, daß der Verfasser darinne etwas abgebrochen schreibe, und vieles mehr berühre als abhandle. Allein sein Endzweck und der Angriff des **Cäcilius** machten eben diese Bearbeitung nothwendig und hinlänglich: er hat vielmehr mit reizender Kunst, und ohne den Eindruck zu schwächen, alles was zu sagen war, zusammen zu pressen gewußt. Doch fehlt es in seinem Gespräche auch nicht ganz an seichtern Stellen, oder gezwungenen Wendungen und Zierlichkeiten.

Lange Zeit ist diese Schutzschrift vor das achte Buch von dem Werke des **Arnobius** wider die Heiden gehalten, und auch unter diesen Nahmen gedruckt worden. **Franciscus Balduinus** entdeckte zuerst den wahren Verfasser desselben. Seine schöne Vorrede oder Einleitung zu demselben, ist eine Zierde mancher Ausgaben geworden, so wie die Anmerkungen des **Johann von Woweren**, **Elmenhorsts**, **Heraldi**, **Rigaltii** und **Jac. Gronovs** über diese Schrift, zu den schätz-

barsten

barſten gehören. Der letztere hat auch eine der beſten Ausgaben davon, (zu Leyden 1709. 8.) nur mit zu weitſchweifigen, bisweilen auch zänkiſchen Anmerkungen, drucken laſſen. Die vom **Johann Davis** (zu Cambridge, 1707. und 1711. 8.) beſorgten, haben noch einen vorzüglichern Werth. Allein die für Deutſchland ſonſt nützliche Ausgabe des **Chriſtoph Cellarius** (Halle 1699. 8.) die ſich unter andern auch durch ihre Vorrede empfohl, iſt von der neuen, welche Herr **Lindner** (zu Langenſalze, 1760. 8.) ans Licht geſtellt, und Herr **D. Erneſti** mit einer Vorrede, die ſeiner würdig iſt, begleitet hat, verdunkelt worden. Sie iſt im Jahr 1773. vermehrt erſchienen. Herr **Lindner** irret ſich jedoch, wenn er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe gegen den **Fabricius** behauptet, **Heraldus** habe den **Minucius** zum erſtenmale im Jahr 1613. ans Licht geſtellt. Er hat es ſicher zuerſt im Jahr 1695. in Octav gethan, indem ich dieſe mit dem **Arnobius** verbundene Ausgabe ſelbſt beſitze, über welchen leztern Schriftſteller ſie auch allein Anmerkungen enthält. **Du Pin** hat (Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. I. p. 117. ſq.) dieſen Schriftſteller beſſer in Auszug gebracht, als beurtheilt, und **Fabricius** hat (Del. argum. de verit. R. C. p. 215. ſq.) auch die meiſten andern Ausgaben genannt. Man kann auch dasjenige mit Nutzen nachſehen, was Hr. **Rösler** im dritten Bande ſeiner Bibliothek der Kirchenväter von demſelben geſagt hat.

Zu gleicher Zeit mit dem **Tertullianus**, vermuthlich auch noch mit dem **Minucius**, lebte **Cajus** oder **Gaius**, ein ſehr beredter Aelteſter der Gemeine zu Rom, der nachmals zum Biſchofe neu errichteter Gemeinen unter den Heiden beſtellt wurde. Man kennt ihn und ſeine Schriften nur aus dem **Euſebius**, (Hiſt. Eccleſ. Lib. II. c. 25. Lib. III. c. 28. 31. Lib. VI. c. 20.) **Hieronymus**, (Catal. Scr. Eccl. c. 59.) und **Photius**,

tius, (Biblioth. Cod. 48.) welche auch einiges aus denſelben mittheilen; aber man muß es bedauern, daß von den Unterſuchungen dieſes ſehr frey denkenden Mannes nicht mehr erhalten worden iſt. Der letztere gedenkt inſonderheit eines Werks, das er **wider den Plato, oder von der ganzen Schöpfung**, geſchrieben haben ſollte; ingleichen eines andern **wider die Artemoniten**, und noch eines unter der Aufſchrift **des kleinen Labyrinths**. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die beyden letzten Schriften nur Eine ſind; aber es bleibt ungewiß, ob aus derſelben der Auszug genommen ſey, den **Euſebius** (Hiſt. Eccleſ. L. V. c. 28.) eingerückt hat. Doch dieſer hat deſto wichtigere Stellen aus dem **Geſpräche des Cajus** mit dem berühmten **Montaniſten Proclus** oder **Proculus** aufbewahrt.

In der einen derſelben (Lib. VI. c. 20.) nennt **Cajus** dreyzehn Briefe des Apoſtels **Paulus**; aber den Brief an die Hebräer zählt er nicht unter die Arbeiten deſſelben: welches auch nach dem **Hieronymus**, (l. c.) die Meinung der römiſchen Gemeine bis auf ſeine Zeiten war. Die andere Stelle (Lib. III. c. 28.) iſt bereits in der Geſchichte der Schriften des Apoſtels **Johannes** (Th. II. S. 291. fg.) angeführt und beurtheilt worden. Sie iſt ſchon darum merkwürdig, weil ſie uns den **Cajus** als den erſten bekannten Lehrer unter den Rechtgläubigen zeigt, der ſich der Einbildung von einem zu erwartenden tauſendjährigen Reiche **Chriſti** auf der Welt, widerſetzt hat. Man hat bisher geſehen, wie ſtark ſelbſt einige der anſehnlichſten alten Lehrer von derſelben ergriffen worden ſind: **Cajus** machte ſich alſo durch die Beſtreitung derſelben wohl verdient. Aber es ſcheint, daß ſeine Bemühung wenig Früchte getragen habe, weil ſie zu hitzig war. Bey dem erſten Anblicke ſeiner Worte nemlich, kann man nicht anders glauben, als das er das Buch des Apoſtels **Johannes** ſelbſt, auf welches ſich die Vertheidiger der

gedachten Lehre (oder des **Chiliasmus**,) hauptſächlich ſtützten, ſeine Offenbarung, dem Ketzer **Cerinthus** welcher eben ein ſolches Reich angekündigt hatte, beg... legt habe. Ueber ſeine wahre Meinung in dieſer Sa... iſt partheyiſch genug, je nachdem man ſie für oder ... die Offenbarung des **Johannes** nützen wollte, geſtri... worden. Die Anmerkungen des Herrn D. **Erneſti** (Neue theolog. Bibliothek, Erſter Band, S. 694. f... ſind vor andern der Aufmerkſamkeit werth. Er berich... daſelbſt nicht nur die Lesart der Stelle; ſondern ſetzt au... hinzu, **Cajus** müſſe von einer andern, als von der Offe... barung **Johannis** reden, weil ſonſt dieſes Buch, wen... er es ſo deutlich vor eine Arbeit des **Cerinthus** erklär... hätte, alle Glaubwürdigkeit bey den Rechtgläubigen ver... loren, und **Dionyſius von Alexandrien** nicht ſo zweifelhaft von demſelben geredet haben würde. Man wird ſehr geneigt ſeyn, dieſem Urtheile beyzutreten; nur die Nachricht des ebengedachten **Dionyſius**, (Euſeb. l. c. verglichen mit Lib. VII. c. 25.) welcher allzuklar verſichert, daß einige rechtgläubige Lehrer vor ſeinen Zeiten, die Offenbarung **Johannis** dem **Cerinthus** zugeſchrieben hätten, und darunter, allem Anſehen nach, vorzüglich den **Cajus** verſteht, ohne ihn oder überhaupt ſie zu tadeln, ob er ihnen gleich nicht Beyfall gab; dieſe Nachricht iſt noch ein Anſtoß, den ich aus dem Wege räumen zu können, wünſchte. Daß übrigens **Cajus** geirrt hat, wenn er von dem Verfaſſer der Offenbarung, die **Johannis** Nahmen führt, auf die gedachte Art dachte, braucht nach allem, was von dieſem Buche und von den Lehren des **Cerinthus** geſagt worden iſt, kaum eines Beweiſes mehr.

Außer dieſen Schriften des **Cajus**, hat man in den neueſten Zeiten noch einen unvollſtändigen lateiniſchen Aufſatz **über den Canon der heiligen Schriften der Chriſten**, (Fragmentum de Canone Sacrarum Scriptu-

pturarum) den **Muratori** zuerſt (in Antiquitat. Ita-
medii aevi, T. III. p. 84. ſeq.) herausgegeben, und
r D. **Stoſch** (de Canone N. Teſt. p. 181. ſeq.) un-
uns bekannter gemacht und aufgeklärt hat, nach dem
ſſ. ele des erſtern dieſer Schriftſteller, dem **Cajus** zu-
guet. Für dieſe Meinung werden zwar keine ganz
en Gründe angeführt: und wollte man auch nicht dar-
bringen, daß **Cajus** alles übrige griechiſch geſchrie-
hat; ſo iſt er doch zu wenig in dieſer Abhandlung
tlich. Allein man muß gleichwohl geſtehen, daß ſie
gſtens in das dritte Jahrhundert gehöre, und die Ge-
hte des bibliſchen **Canon** um dieſe Zeit einigermaaßen
utere. Ihr Verfaſſer zählt weder den Brief **Pauli** an
Hebräer, noch die Briefe **Petri**, **Jakobi**, ingleich
den **dritten** Brief **Johannis**, unter die Schriften
Apoſtel. Dagegen nennt er unter den heiligen Schrif-
der Chriſten, auch das **Buch der Weisheit**, das
lomons Freunde geſchrieben haben ſollen, und eine
fenbarung Petri.

Auch dieſer Aufſatz alſo, und alles, was vom Ca-
gemeldet worden iſt, beſtätiget es, daß die allgemei-
rechtgläubige Kirche der Chriſten, in dieſen erſten Jahr-
derten, nicht durchgehends einig über die Schriften ge-
r ſey, welche von den Apoſteln herkommen ſollten. Ei-
unſchädliche und im Grunde lobenswürdige Freyheit
rſchte noch in dieſem Stücke. Niemand verwarf die vier
ensbeſchreibungen **Jeſu**, und die meiſten Briefe **Pau-**

Dieſe Schriften, und noch wenigere, waren hinläng-
, um die Lehren des Chriſtenthums vollkommen zu ken-
und zu vertheidigen. In Anſehung der übrigen aber,
lchen der größte Theil der Chriſten auch einen heiligen
ſprung gab, äußerten ganze Gemeinen und einzelne Leh-
ungehindert ihre Zweifel. Das Urtheil des **Cajus** von
n Briefe an die Hebräer, war einerley mit demjenigen,
lches die Römiſche Gemeine noch zweyhundert Jahre
ger von demſelben fällte. Wenn es nicht Irrlehrer wa-

ren, die bloß zum Behuf ihrer Meinungen, die Bibel verfälſchten oder abkürzten, und die man daher ſcharf widerlegte: ſo hielt man es übrigens an chriſtlichen Mitbrüdern vor keinen gefährlichen Irrthum, wenn gleich vor einen falſchen Gedanken, daß ſie den Apoſteln einige Schreiben abſprachen. Erſt das Anſehen großer Lehrer, die Schlüſſe der Kirchenverſammlungen, auch die allgemeine geſetzmäßige Verbindung und Uebereinſtimmung aller Chriſten im Römiſchen Reiche ſeit Conſtantins Zeiten, hoben nach und nach jene Uneinigkeit auf, und machten, daß man diejenigen als Ketzer zu betrachten anfieng, welche noch ähnliche Zweifel vortrugen. Sagen, daß die rechtgläubigen Chriſten vom Anfange her, auch ſobald nur eine genauere Bekanntſchaft ihrer vornehmſten Gemeinen unter einander geſtiftet wurde, über den Canon des Neuen Teſtaments einerley Denkungsart gehabt haben, heißt beynahe der augenſcheinlichen Geſchichte ſpotten. Alte Gemeinen oder Lehrer beſchuldigen, daß ſie bloß, weil ſie eine Schrift der Apoſtel nicht zu erklären wußten, dieſelbe vor kein Werk derſelben annehmen wollten, kann ſchwerlich anders, als eine harte Unbilligkeit genannt werden. Endlich iſt es eine vergebliche Mühe, außer den eigentlich hiſtoriſchen und kritiſchen Beweiſen, die von dem Zeugniſſe der älteſten Gemeinen, und von der Beſchaffenheit der Bücher ſelbſt, hergenommen werden, noch andere, und ſogar auf einem geiſtlichen Gefühl beruhende aufzuſuchen, deren ſich die erſten Chriſten bey der Errichtung des bibliſchen Canon bedient hätten. Und es iſt ihren ſpäteſten Nachkommen erlaubt, ihre Gründe und ihr ganzes Verfahren bey dieſer Angelegenheit, ohne Rückſicht auf kirchliche Verordnungen und Lehren, von neuem öffentlich zu unterſuchen.

Ende des dritten Theils.

JAN 6 - 1970

JAN 6 - 1970